<36608280420010

<36608280420010

Bayer. Staatsbibliothek

Hom. 1095

Predigten

über

das Leben, die Sitten und Gebräuche

der ersten Christen.

Zugleich

ein Haus- und Lesebuch

für christliche Familien.

Von

Xaver Niedermayer,

Prediger an der Oberpfarr- und Universitätskirche zu Ingolstadt.

Mit landesherrlicher und bischöflicher Gutheißung.

München, 1793.

Bey Johann Baptist Strobel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nro. 1267.

Predigten über Sitten, und Gebräuche der ersten Christen ꝛc.

Imprimantur.

München im Churfürstl. Bücher-Censur-Collegio den 1sten August 1792.

Sigmund Graf von Spreti, Präsident.

Registr. Fol. 169.

Franz Xaver Graf, wirkl. Rath und Sekretär.

Die hochfürstlich geistliche Regierung in Freysing will hiemit verwilligen, daß die pro Censura eingesendete Predigten, über die Sitten und Gebräuche der ersten Christen, zum Druck befördert werden mögen. Decret. in Conc. ecclco. Frisingæ die 5. Oct. 1792.

Hochfürstl. geistl. Regierungs-Kanzley allda.

J. Heckenstaller, Consil. & Secretarius.

Den

Hoch- und Wohledelgebohrnen, dann

Hoch- und Wohledeln, Hochgelehrten,

Fürsichtig und Weisen

Herren

Bürgermeistern und Räthen

der

Churfürstl. Haupt- und Residenzstadt

München.

Verehrungswürdigste Väter!

Sie hatten die Gnade, mir beym Antritte meines Priesterthums den Titulum Mensæ zu verleihen. Zum schuldigsten Danke und Beweise, daß Sie denselben keinem Unwürdigen verliehen haben; eignet Ihnen diese Predigten, die zugleich ein **Haus- und Lesebuch für christliche Familien** sind, zu

der Verfasser.

Vorrede.

Ich liefere diese Predigten so, wie ich sie gehalten habe. Meine Absicht, warum ich sie dem Drucke übergebe, ist, weil ich wünsche, daß sie zugleich ein Haus- und Lesebuch für christliche Familien werden möchten.

Freylich wird man aus diesen Abhandlungen, besonders aus jenen über kirchliche Gebräuche, manches inne werden, was in der Vorzeit der Kirche anders war, als es itzt in unseren

Tagen

Tagen ist. Man hüte sich aber aus diesen Veränderungen auf die Veränderung, oder gar den Verfall der christlichen Religion selbst zu folgern. Die Religion blieb deßwegen, in ihrem Inneren und Wesentlichen, immer die alte. Nur ihr Aeußerliches und Zufälliges litt Veränderung. Die Umstände der Zeit heischten Aenderungen, und die Kirche selbst, und die christlichen Fürsten bewerkstelligten dieselben. — So hob die Kirche sehr oft eine vorhin allgemeine Verbindlichkeit auf. Indessen ward keinem Glaubigen insbesondere die Freyheit genommen, für seine Person bey der vorigen Observanz zu bleiben, wenn er nur mit seiner Anhänglichkeit an das Alte keine Störung der neuen Anordnung veranlaßte. In diesem Falle betrugen sich die wahrhaft Frömmsten auch immer am klügsten und beßten. Sie thaten ihr Gutes, so oft und viel sie konnten, in

aller

aller Stille für sich. Sie hatten keinen Zeugen, verlangten auch keinen, als jenen Vater im Himmel, der da im Verborgenen sieht, und der ewige Vergelter alles redlichen Guten, auch des geringsten, auch des verborgensten ist.

O! du holde, himmlische Schöne! göttliche Religion! Möchtest du mit deinen natürlichen Reizen, die du besitzest, mit all der Würde, und simpeln Majestät, die dich umgiebt, den Sterblichen wieder erscheinen! Dein holdes Antlitz würde und müßte gewiß alle Verirrten mit himmlischer Anmuth zu deinem Heiligthume zurücke locken. Du würdest dir in allen Ständen der Menschen einen festen Sitz bereiten, und alle Herzen mit deinen beruhigenden Einflüssen erquicken. — Vielleicht hat wohl von jeher der Religion Niemand im Ganzen mehr gescha-

det, als ihre Lehrer selbst; bald durch ein Leben, welches das Aergerniß ihrer Zeitgenossen war; bald durch eine Uebertreibung der Lehre Jesu, und durch Vermengungen ihrer schönen Einfalt mit Menschensatzungen, die ihr wenig Liebe und Vertrauen erwecken konnten.

Du aber, lieber Amtsgenoß! iß lieber schwarzes Brod, und sey redlich genug, nicht um Geld willen zu predigen, sondern, was die Wahrheit sagt, und du für deine Gemeinde gedeyhlich, und den Bedürfnissen ihres Verstandes angemessen findest!!

Schriebs zu Ingolstadt
den 1. Novemb. 1792.

Xaver Niedermayer,
Prediger an der Oberpfarr- und
Universitätskirche.

Verzeich-

Verzeichniß und Inhalt

dieser Predigten.

I.

Die Kirche zu Jerusalem; gehalten am heiligen Pfingstfeste. S. 1—22.

II.

Von den Ursachen der Verfolgungen der ersten Christen. S. 23—37.

III.

Ueber Tempelbau, mitunter von den Kirchen der ersten Christen; gehalten am Kirchweihfeste. S. 38—59.

IV.

IV.

Das eheliche Leben der ersten Christen. S. 60 — 73.

V.

Die Kindererziehung der ersten Christen. S. 74 — 89.

VI.

Von den Festtägen der ersten Christen; gehalten am Festtage der h. h. Apostel Petrus und Paulus. S. 90 — 109.

VII.

Geschichte des Sonntages, und dessen Würde bey den ersten Christen; eine Sonntagpredigt. S. 110 — 133.

VIII.

Vom Alterthume der Fasten, und der Art und Weise zu fasten bey den Heiden, Juden, und ersten Christen, eine Fastenpredigt. S. 134 — 148.

IX.

Ueber das Warum, und den wahren Zweck der Fasten bey den Heiden, Juden, und ersten Christen; fortgesetzte Fastenpredigt. S. 149 — 165.

X.

X.

Kirchengeschichtmäßiger Begriff von der Charwoche überhaupt. S. 166 — 183.

XI.

Kirchengeschichtmäßiger Begriff von der Charwoche ins besondere; vom Palmsonntage. S. 184—202.

XII.

Kirchengeschichtmäßiger Begriff vom Gründonnerstage. S. 203 — 220.

XIII.

Kirchengeschichtmäßiger Begriff vom Charfreytage. S. 221 — 239.

XIV.

Ueber das Kirchenfest Mariä Opferung, und Anwendung auf den alten Kirchengebrauch von Hervorsegnung der Kindesmütter; eine Frauenpredigt. S. 240 — 253.

XV.

Vom Opferdienste überhaupt, und von den kirchlichen Opfern ins besondere; gehalten am heiligen Dreykönigsfeste. S. 254 — 270.

XVI.

Ueber Kirchengeläute; zugleich vom ächten und unächten Begriff beym Wetterläuten. S. 371 — 285.

XVII.

Ueber die Armenanstalten der ersten Christen. S. 286 — 304.

XVIII.

Von den Sitten, und der Religion der alten Deutschen; eine Anhangsrede. S. 305 — 320.

I. Predigt.

Die Kirche zu Jerusalem.

Sie aber verharrten in der Apostel Lehre, und in der Gemeinschaft, und im Brodbrechen, und im Gebethe. Apostelgesch. II. 42.

Der erste Pfingsttag kann eigentlich der Geburtstag des christlichen Glaubens genennt werden: Denn dieser Tag war es, an welchem das alte Gesetz abgeschaft, und das Gesetz des neuen Bundes in dessen Stelle eingesetzt worden. Dieser Tag war es, an welchem die Religion Jesu des Messias das erstemal auf eine öffentliche und feyer-

liche Art der Welt verkündet worden. Ehe dieser Tag erschien, lag der gröste Theil der Welt in den Finsternissen des Unglaubens, und des Aberglaubens. Noch gab es ausser den Juden keine Nation, die nur den wahren Gott erkannte, und selbst unter diesen war die Anzahl der wahren Anbether sehr geringe. Noch war keine Gemeinde, welche Jesum öffentlich verehrte. Nur wenige kannten ihn, als den Sohn Gottes, als den König der Könige, als den Retter und Heiland der Menschen. Heute war der Tag der öffentlichen Ehrenrettung Jesu des Nazareners. Heute ließ Gott das Licht seiner Erkenntniß, und der Erkenntniß seines Sohnes auf dem Erdboden entstehen. — Lasset mich euch, meine Zuhörer! jene grosse Begebenheit erzählen, die sich heute zutrug, und die den Grund legte zu all jenen wohlthätigen Veränderungen, die nachmal in Absicht auf Religion und Gottesdienst in der Welt erfolgt sind.

Es war der fünfzigste Tag nach der Auferstehung Jesu, und der zehnte nach seiner Himmelfahrt, als die Juden ihr grosses Aerndtefest feyerten. Auch die Jünger und Jüngerinnen waren in einem der Säle des weitläuftigen Tempelgebäudes versammelt, um sich dann gemeinschaftlich im Tempel zum Opfer und Gebethe einzufinden. Sie standen

den gleichsam ihrem Herrn gegenwärtig, wann und wozu er sich ihrer bedienen wollte; — als sich auf einmal in der Nähe ihres Aufenthalts ein Getöse erhub. Ein heftiger Windstoß führte ein Gewitter her; die Blitzstralen fuhren in den Saal, durchkreuzten sich einander, und schienen über ihren Häuptern gleich feurigen Zungen zu verweilen. Eine ungewöhnliche Empfindung bemächtigte sich aller, und sie wurden mit dem heiligen Geist erfüllet. — Dieser Geist war ein Geist der Weisheit. Itzt verstanden sie erst, was ihnen Jesus ehemal gesagt hatte; itzt ward es auf einmal Licht in ihrer Seele; weg war alle vorige Unwissenheit, aller Zweifel, alle Dunkelheit. Es war, als wenn sie eine neue Seele hätten. Dieser Geist war ein Geist der Liebe. Gott, Christus, Seelenheil war ihnen itzt über Alles. Keine Drohung, keine Marter, kein Tod, nichts konnte sie abhalten, Jesum, den Gekreuzigten, den Auferstandenen, den Herrn aller Orten laut zu verkündigen. Dieser Geist war ein Geist der Stärke. Sie, die ehemal zitterten, wenn sich nur eine Welle des Meeres erhob; die sich ängstlich wie Schafe zerstreuten, als ihr Meister gefangen wurde, und sich eben itzt, um nicht verrathen zu werden, eingeschlossen hatten, waren itzt auf einmal voll des Muthes. Es war, als wenn sie ein neues Herz hätten. Dieser Geist war ein Geist

der Wunderkraft. Die Apostel konnten nun auf einmal verschiedene, ihnen zuvor ganz unbekannte Sprachen reden. Sie konnten Kranke heilen, und Todte erwecken. Es schien, als wenn sie nicht mehr Menschen, sondern höhere Wesen von oben herabgesandt wären. Von diesem Geiste belebet, und mit dieser Kraft ausgerüstet, giengen sie nun in die weite Welt hin, um eine neue Religion, die Religion Jesu Christi zu predigen.

Nun möchte itzt die Frage entstehen, m. Z.! was dann die übrigen Christen indeß gethan haben? Alle waren doch nicht berufen, in die weite Welt hinauszuwandern, und das Evangelium zu predigen? Wie haben sich nun diese Zurückgebliebenen beschäftiget? Worinn bestand ihre Lebensart? — Die Apostelgeschichte giebt uns hierüber eine Erläuterung:

Sie aber verharrten in der Apostel Lehre, und in der Gemeinschaft, und im Brodbrechen, und im Gebethe.

Dieses ist's, womit ich Eure Andacht heute zu unterhalten gedenke. Ich will es wagen, das Bild der ersten Christengemeinde, der

Kirche zu Jerusalem

zu entwerfen. Ich will zurücke gehen, auf die alten Zeiten unsrer Religion, und die Lebensart der heutigen Christen mit jener der ersten vergleichen. — Versage mir dein Licht nicht, du Vater der Lichter! Gieb mir die Salbung deines Geistes, daß ich deutlich, nachdrücklich, erwecklich genug von dieser Sache reden könne. Nur einen Stral, nur einen Funken von jener Kraft, womit du heute die Apostel erfüllet hast! Ich möchte gern meine Zuhörer auf das Betragen der ersten Christen aufmerksam machen, damit sie, durch ihr Beyspiel gerührt, wieder zurückekehren auf den Weg, den sie verlassen, und den unsere Vorfahrer so rühmlich betreten haben.

I.

Das erste, was uns unser Text von den ersten Christen erzählet, ist:

Sie verharrten in der Apostel Lehre.

Ihr wisset es, m. Z.! wer sie waren, die Apostel. Sie stammten nicht von Familien ab, die ihnen Glanz und Ansehen geben konnten. Sie bekleideten auch kein öffentliches Amt, wodurch sie der Menge ehrwürdig wurden. Noch weniger besaßen sie Reichthümer, wodurch sie ihre Anhänger glücklich machen könnten. Sie waren aus den nie-

drigsten

drigsten Ständen: Fischer, Zöllner, Handarbeiter. Sie waren gemeine, ungelehrte, einfältige Leute. Alles, was sie konnten, war, Netze zu stricken, und Fische zu fangen. Sie hatten sich wohl in ihrem Leben nie träumen lassen, daß sie Gottes Vorsicht einmal zur Ausbreitung einer neuen Religion brauchen würde. Diese, dem Ansehen nach, so schlechte Männer fangen nun auf einmal an, eine neue Religion zu predigen. Wer wird ihnen glauben? Wer wird den Sohn des Zimmermanns, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, als einen Gott anerkennen? Wer wird denjenigen anbethen wollen, der erst kurz zwischen Mördern als ein Missethäter starb? — Ja, wenn sie eine Religion predigten, die den Leidenschaften der Menschen schmeichelt, und die alles erlaubt, was der Mensch sonst so gerne zu begehen pflegt; so ließ es sich noch hoffen, daß sie Anhänger finden würden. Aber so predigen sie eine Lehre, welche gerade das Gegentheil befiehlt. Man soll sein Fleisch kreuzigen, sagen sie, das heißt: die sinnlichen Lüste unterdrücken. Man soll sich Gewalt anthun, und seine Lieblingssünden meiden; es koste, was es wolle. Man soll seinen liebsten zeitlichen Vortheilen entsagen, wenn es eine höhere Pflicht erfordert. Man soll seinen Mund nicht aufthun, wenn man geschlagen, und nicht wieder schelten, wenn man gescholten wird. Wer

wird

wird so eine Sittenlehre annehmen? Wer wird sich dazu entschließen? Wer wird so ein Thor seyn, daß er die leichte Religion, welche das Fleisch mit dem Geiste versöhnet, verlasse, und zu so einer harten übergehe? —

Und doch lesen wir in der Apostelgeschichte, daß auf ihre erste, und zwar auf eine einzige Predigt eine ganz außerordentliche Wirkung erfolgt sey. Petrus tritt auf, und siehe da! beynahe dreytausend Menschen bekehren sich. Sie entsagen ihren bisherigen Vorurtheilen und Lastern, an denen sie mit ganzen Kopf und Herzen gehangen. Sie verlassen die Religion ihrer Väter, und werden Christen. Sie nehmen aus dem Munde eines ihnen kaum dem Namen nach bekannten Mannes das göttliche Wort willig und gerne an; sie thun Buße, und sehen mit Scham und Abscheu auf ihr voriges Leben zurücke. — Wer erkennt hier nicht Gottes Finger? Wer muß nicht gestehen, daß hier mehr, als menschliche Klugheit gewaltet? Wäre es wohl natürlicher Weise möglich gewesen, daß ein einziger Mann, in so kurzer Zeit, mit so geringer Mühe eine Sache hätte zu Stande bringen können, welche den grösten Staatsmännern mit allen ihren Kunstgriffen unmöglich gewesen wäre? Gottes Werk war es also; eine Gestalt nicht von Menschen, sondern

durch

durch die Kraft des allmächtigen Geistes bewirkt, der in den Aposteln wohnte, und der mehr auf die Herzen vermochte, als alle Gesetze der Grossen.

Ich weis wohl, daß die Menschen oft geschwind etwas anzunehmen pflegen, besonders wenn sie das Neue und Ausserordentliche reizet. Aber sie pflegen es dann auch meist eben so geschwinde wieder zu verlassen. Nicht so die ersten Christen. Sie verharrten in der Apostel Lehre. Die Welt mag sie wegen ihrer schnellen Religionsveränderung loben oder tadeln; das kümmert sie nicht. Sie bleiben fest im Glauben an Jesum. Die Apostel mögen ihnen noch so viel von den künftigen Verfolgungen vorhersagen; auch diese konnten sie nicht abhalten. Sie bleiben dem getreu, dem sie gehuldigt, und dem sie bey der Taufe den Eid der Treue geschworen. Sie bekannten nicht nur mit dem Munde, sondern auch in ihrem ganzen Betragen, daß sie ihrem neuen Herrn und Heiland Jesu Christo mit Leib und Seele ergeben wären. So viele Reitzungen sie zum Abfalle hatten; so vielen Spöttereyen, unfreundlichen, feindseligen Begegnungen sie von Seite ihrer Verwandten, Bekannten, ehemaliger Lehrer u. s. w. ausgesetzt waren; so schüchtern sie die Verfolgungen bey dem Bekenntnisse des Evangeliums machen konnten, so blieben sie doch

der

der einmal anerkannten Wahrheit getreu, und übten all dasjenige gewissenhaft aus, was sie die Apostel im Namen Jesu gelehret hatten. Sie mochten mit Augen sehen, daß man der Tugend Gräber, und dem Laster Altäre baute; sie aber verharrten in der Apostel Lehre. — Möchten wir doch auch, meine Geliebten! in unserm Glauben so standhaft verharren, wie unsere ersten Glaubensbrüder! Möchten wir uns auch durch nichts abwendig machen lassen, der Religion unsrer Väter getreu zu bleiben! Die Welt mag uns verspotten oder verfolgen, unsere Glaubenssätze billigen oder mißbilligen. Und das alles wegen Jesum Christum, der uns einst schadlos halten wird für den Spott der Gottlosen, und für die Zunge der Bösen.

II.

Sie verharrten in der Gemeinschaft.

Lukas beschreibt diese ihre brüderliche Gemeinschaft umständlicher: alle, die da glaubig waren, waren beysammen, und hatten alle Dinge miteinander gemein; sie verkauften ihre Güter und Habe, und theilten dieselben unter alle, nachdem ein jeder vonnöthen hatte. Diese war damal eine sehr weise und gute Einrichtung. Man stelle sich nur ihre äußern Verhältnisse vor. In einer so

grossen Stadt, als Jerusalem war; bey einer so grossen Volksmenge, welche die Lehre Jesu noch nicht angenommen hatte; bey so vielen Entzweyungen, die sich nothwendig in manchen Haushaltungen ereignen musten, war es zum Theil nothwendig, daß die Neubekehrten recht zusammen hielten. Man kann sich leicht vorstellen, daß einige vom Haus und Heymath verstossen wurden, weil sie die Religion ihrer Väter verlassen, und die christliche angenommen hatten; wie es auch heute zu Tage einem solchen nicht viel besser ergehen würde. Andere waren ohnehin arm, und mußten von der Mildthätigkeit anderer leben; da sie nun ihrer Religionsveränderung halber von ihren ehemaligen Gutthätern, den Juden, nichts als harte Worte mehr bekamen, so mußte man nothwendig auf ein anders Mittel bedacht seyn, ihnen ihren Unterhalt zu verschaffen. Die Apostel selbst konnten itzt weniger als jemals an einen Erwerb oder Hausarbeit denken, weil sie ihre ganze Zeit dem grossen Geschäfte des Lehramts wiedmen mußten. Die ersten Christen entschlossen sich also, eine Gemeinschaft der Güter unter sich zu errichten. Sie verkauften alle ihre Habschaften, Häuser und Aecker, liegende und bewegliche Güter. Das Geld, was sie gelöset, trugen sie zusammen, und machten eine gemeinschaftliche Casse daraus. Ein Levit, Joseph

mit

mit Namen, aus der Insel Cypern, von den Aposteln der Lehrreiche genannt, war einer von den ersten, der sich um die Gemeinde vorzüglich verdient gemacht. Er besaß ein beträchtliches Stück Feldes; dieses verkaufte er, um es zum Besten der Gemeinde anzuwenden. Die Apostel theilten nun einem jeden täglich so viel mit, als er zu seinem, und der Seinigen Unterhalt vonnöthen hatte. Der Aermere sollte gleichen Antheil haben, wie der Reichere. Es sollte keiner, er möchte seyn, wer er wollte, davon ausgeschlossen seyn. Kraft dieser schönen Einrichtung war nun kein einziger armer oder dürftiger mehr unter ihnen. Niemand hatte den geringsten Ueberfluß; und Niemand den geringsten Mangel. Keiner lebte für sich, und Alle lebten für Einen. Es kam niemanden in den Sinn, sich zu bereichern, oder seine Familie empor zu heben, oder sich vor andern in Kost und Kleidung auszuzeichnen, oder des Vermögens wegen vor andern geehret, geschmeichelt zu werden, oder auch nur das Vergnügen zu haben, von einem andern um Hilfe angesprochen zu werden. Sie hatten immer genug, wenn andere genug hatten. Sie sahen die Güter und Reichthümer dieser Welt nicht so fast als einen Segen für sich, sondern vielmehr als einen Segen für andere, für Arme, Kranke, Unmündige an. Sie massen ihnen keinen andern

Werth bey, als in so fern sie Erhaltungsmittel ihres Lebens, und des Lebens anderer, besonders geliebte Mitchristen, waren. In so fern genossen sie dieselben gemeinschaftlich mit Einhalt des Herzens, Freude, und kindlicher Dankbarkeit. Aller andere Gebrauch davon, alle Rücksicht auf eigene Bequemlichkeit, gute Täge u. d. gl. war ihnen fremde. Und aber alle, die da glaubig waren, waren beysammen, und hatten alle Dinge miteinander gemein; sie verkauften ihre Güter und Habe, und theilten unter sich, je nachdem ein jeder vonnöthen hatte.

Wohl eine schöne Gesellschaft der ersten Christen, wie noch keine auf Erden war! Eine solche Gleichheit der Güter haben noch alle alten Gesetzgeber und Weltweisen für das tauglichste Mittel, die Menschen glückselig zu machen, gehalten; aber nie zu Stande bringen können. Dieses gemeinschaftliche Leben einzuführen, hat schon Minos in den ersten Zeiten Griechenlandes Gemeintische aufgerichtet, und Lykurg allen Pracht und Reichthum aus Lacedämon zu verbannen gesucht. Diesen Entzweck zu erreichen, haben die Jünger des Pythagoras ihre Güter gemeinschaftlich miteinander genossen, und Plato sogar allen Unterschied der Familien aufheben wollen. Alle diese sahen gar wohl ein, daß zur Errichtung einer vollkommnen Gemeinde es aller-

allerdings nothwendig sey, daß das Mein und Dein und aller einzelner Eigennutz aus dem Wege geräumt werde. Aber sie konnten mit all ihren Bemühungen nie durchdringen; die meisten konnten nur durch Strafgesetze gezwungen, und die wenigsten mit Vernunftschlüssen dazu bewogen werden. Nur die Gnade Jesu Christi hat die Herzen ändern, und die verderbte Natur heilen können. Dreytausend Menschen, und noch mehr, gleichsam nur eine einzige Familie, gleichsam nur eine einzige Haushaltung!! Wer kann an diesen gesegneten Zeitpunkt zurücke denken, ohne daß sich das Herz vor Freude erhebt? Wer kann sich hier enthalten, aufzurufen: o! daß es auch heute zu Tage noch so seyn möchte? — Gemeinde Jesu! wo du immer bist, wohl dir, wenn du ferne vom stolzen Gepräng und Geräusche der Welt in Einfalt und Liebe lebest! Wohl dir, gesetzt du hättest auch nur wenige und arme und verachtete Glieder, die sich aber aufrichtig und von Herzen lieben! Wohl dir, du magst in dem schlechtesten Dörflein, oder in der volkreichsten Gegend der Erde wohnen; du bist blühend, bist glücklich, wenn du solche Glieder zählest! — Aber wo werd' ich dich finden, du Brudergemeinde Jesu! Ach! jene glückliche Zeit ist vorbey, wo man noch alles gemeinschaftlich hatte, und Glück und Unglück miteinander theilte! Heute zu Tag

nimmt

nimmt man wenig Antheil mehr an dem Schicksale seines Mitchristen. Man kann mit gleichgültigen Augen seinen Mitbruder in Jesu Christo nothleiden; man kann mit hämischer Schadenfreude das Hauswesen seines Nachbars sinken sehen. Kaltes Achselzucken, frostiges Bedauren, Klage über harte Zeiten, vielleicht auch bittere Vorwürfe mitunter gemischt — ist alles, was man erhält. O Christenthum! Wie sehr hast du dich verändert! O Geist der Liebe und des Mitleides, der die ersten Christen belebte, wie sehr hast du dich unter den heutigen Christen verloren.

III.

Sie verharrten im Brodbrechen.

Was heißt das: sie verharrten im Brodbrechen? — Das will so viel sagen: sie feyerten das Andenken des Todes Jesu Christi durch den öfteren Gebrauch des heiligen Abendmahles. Sie konnten sich die Liebe, die er ihnen durch seinen Tod erwiesen, und die grossen Vortheile, die sie diesem Tode zu verdanken hatten, nicht zu oft wieder feyerlich vergegenwärtigen. Sie glaubten, ihre Dankbarkeit dafür nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn sie ja recht oft sein Fleisch und sein Blut zu sich nehmen. Dadurch wurde ihr Glaube

und ihre Liebe zu ihm immer stärker; ihr Herz immer muthiger, allen Verfolgungen zu trotzen, die nachmals auf sie warteten; das Band der Vereinigung sowohl mit Christo, als unter ihnen selbst immer fester; weßwegen es auch nicht anders, als Communio, Vereinigung der Glaubigen genennt wurde.

Sie hatten freylich damal noch keine öffentlichen Kirchen, wie wir itzt haben, in denen das heilige Sakrament in einem prächtigen Tabernakel aufbehalten wird. Sie brachen hin und her in den Häusern das Brod, sagt die Apostelgeschichte, das ist: sie nahmen heute da, morgen dort; heute bey diesen, morgen bey einem andern Christen das heilige Abendmahl, wie es die Bequemlichkeit mit sich brachte, und wie es ihnen am schicklichsten schien. Denn sie mußten sich immer vor den Juden fürchten, die auf alle Gelegenheit lauerten, sie auf irgend etwas zu erwischen.

Aber auch ihre gemeine Mahlzeiten verrichteten sie oft miteinander. Da trugen zehn, zwanzig, dreyßig ihr bescheidenes Mittagmahl zusammen. Sie nahmen miteinander die Speise mit Frohlocken und Einfalt des Herzens, und lobeten Gott. Wie gute Kinder friedlich und gutes Muthes um einen

Tisch

Tisch herumsitzen, setzten auch sie sich zusammen, und genossen unter guten Gesprächen, mit herzlichem Danke, und unter beständigen Lobe Gottes ihre einfachen Nahrungsmittel. Da ward denn allgemeine Eintracht, und ein recht herzliches Zutrauen bewirkt. Da sprachen sie miteinander, erzählten einander ihre Anliegen, benachrichteten einander von heimlichen Verfolgungen und Nachstellungen, faßten gemeinschaftlichen Rath, u. s. w. Da konnten sie gleichsam freyer athmen; sich für den Druck, den Zwang, die Verachtung, die sie zu Hause, oder anderwärts erdulden mußten, schadlos halten; da einander trösten, aufrichten, ermuntern; da sich wechselweise ihr Licht, ihre Wärme, ihre Liebe zu Gott, und zu Jesu mittheilen. Kurz! da war lauter Liebe und Freude im heiligen Geiste. — Urtheilet hieraus selbst, m. Z.! ob eine solche Gesellschaft nicht auch jenen gefallen mußte, die nicht von ihrer Parthey waren? Eine solche Lebensart mußte natürlich auch manchem Juden und Heiden Achtung und Liebe abgewinnen. Mancher fieng an, hie und da ein gutes Wort für diese unschuldige liebe Leute einzulegen, und ihnen wenigst da, wo es sich ohne grosse Gefahr thun ließ, zum Besten zu reden. Das heißt: sie hatten Gnade bey dem ganzen Volke. Wirklich gefiel diese redliche, einfältige, fromme Lebensart manchem so wohl, daß

die

die Predigt der Apostel auch bey ihm einen Eingang fand, und so die Gesellschaft der Christen einen täglichen Zuwachs bekam. Der Herr that täglich zu der Gemeinde hinzu, die da selig wurden. Der Herr, der durch die Apostel redete, durch sie die erstaunlichsten Wunder wirkte, erweckte dadurch manches gutes, nach Wahrheit hungriges Herz, die christliche Lehre zu seiner ewigen Seligkeit anzunehmen und auszuüben. Das gute Beyspiel, welches die ersten Christen gaben, ihre Liebe und Eintracht, und überhaupt ihr auferbaulicher Lebenswandel, wodurch sie sich selbst ihren Feinden ehrwürdig machten, war unstreitig eine der vornehmsten Ursachen, warum sich das Christenthum gleich anfangs so fest gegründet, und nachher so schnell ausgebreitet hat.

IV.

Sie verharrten im Gebethe.

Es versteht sich von selbst, m. Z.! daß Verharren im Gebethe nicht heißen könne, Tag und Nacht nichts anders thun, als Gott mit ausdrücklichen Worten anrufen. Die Umstände, in denen sich der Mensch befindet, die Verbindungen, in denen er stehet, und überhaupt die Menge anderer eben so nothwendiger Pflichten, die das Evange-

lium von ihm fodert, machen das durchaus unmöglich. Der Christ ist nicht nur zum Bethen, sondern auch zum Gutes thun; nicht nur zum beständigen Umgang mit Gott, sondern auch zum Umgang mit den Menschen berufen. Er ist ein Bürger, ein Handwerker, ein Vater, ein Lehrer, ein Vorgesetzter, ꝛc. Alle diese Verhältnisse erfodern eine gewisse Geschäftigkeit, die mit einem unausgesetzten Wortgebethe nicht bestehen können. Wenn es also von den ersten Christen heißt: sie verharrten im Gebethe; so will es sagen: Sie unterhielten sich immer mit Gott; ihre Gedanken waren immer auf ihn gerichtet. Ihm trugen sie alle ihre Angelegenheiten, alle ihre frommen Wünsche vor. So oft sie zusammen kamen, so verrichteten sie gemeinschaftlich ihr Gebeth, daß sich die Religion Jesu Christi immer weiter ausbreiten, und die Anschläge der Bosheit und des Unglaubens zernichtet werden möchten. Diese ihre Zusammenkünfte geschahen entweder im Tempel, oder in der berühmten Salomons-Halle; oder im Saale, wo sich das Wunder mit der Ausgießung des heiligen Geistes zugetragen hatte; oder auch in irgend einem Privathause, das einem Christen zu Jerusalem angehörte.

Und gewiß, m. Z.! wenn das erstorbene Christenthum unter uns wieder einige Merkmale des Lebens zeigen soll, so muß der Geist des Gebethes wieder besser aufwachen. Wahrlich, ich zittere bey mir selbst, wenn ich eine fast allgemeine Nachläßigkeit betrachte, die sowohl in den öffentlichen als häuslichen Gebethstunden herrschet. Die öffentlichen Gebethstunden — grosser Gott! wie wenig wird ihre Absicht erreicht? Wir sollen da in der Kirche versammelt seyn, um gemeinschaftlich, aus einem Herzen, aus einer Seele Gott um Hilfe anzuflehen. Kinder und Greise, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Weiber sollen gleichsam ihre vereinigten Bitten auf dem Altare legen. Ein jeder soll für Alle, und Alle für einen jeden bethen. Die Alten sollen sich an der Unschuld und Einfalt der Kinder, die Kinder an dem ernsthaften Wesen der Alten erbauen. Aber wie kalt, wie unempfindlich, wie seelenlos stehen wir vor dem Angesichte dessen, der Himmel und Erde erschaffen hat, und der es nicht für zu gering hält, uns mit sich reden zu lassen? Wie möchte einem das Herz bluten, wenn man sieht, daß so viele den Gottesdienst aus ganz anderen Absichten besuchen, und die Kirche nicht selten zu einem Schauplatz des Aergernisses machen? Und die häuslichen Gebethe — wie wenig Familien findet man, welche noch ihre Morgen- und Abend-

andacht gemeinschaftlich verrichten? Diese in aller Rücksicht nützliche Gewohnheit, die vielleicht schon von den Patriarchalischen Zeiten herkommen mag, fängt heute zu Tage an, allgemach aus der Mode zu kommen, und lächerlich zu werden. Wie, m. G.! kann es wohl einen schönern, rührendern, ehrwürdigern Anblick geben, als wenn man eine christliche Familie, Vater, Mutter, Kinder und Hausgenossene bethend beyeinander sieht? Ein jeder lege die Hand aufs Herz, und sage, ob er nicht jederzeit bey so einem Anblicke im Innersten gerührt wird. Ich gieng einst in eine Strohhütte hinein, und sah schon von außen nichts als Zeichen der Armuth und Dürftigkeit. Ich öffnete die Thür, und welch ein Anblick! Ich sah einen Vater mit seinen Kindern um einen Tisch herum knien, und bethen. Das kleinste Kind, das noch am Halse der Mutter hieng, lallte schon das Gebeth des Herrn mit einer liebenswürdigen Einfalt nach. Eine heilige Ehrfurcht wandelte mich an; ich glaubte, eine Christenfamilie aus der ersten Kirche zu sehen. Das Sternenheer, das außen am Firmament flimmerte, rührte mich nicht mehr. Und ein Prälat im Kirchenschmucke, mit Gold und Silber angethan, mag zwar prächtiger für das Aug; aber gewiß nicht rührender für das Herz seyn.

So hab' ich es dann gewagt, das Bild der ersten christlichen Kirche zu entwerfen. So schwach diese Züge sind, die ich von diesem schönen Gemählde gezeichnet habe, so glaube ich doch genug bewiesen zu haben, daß wir uns nicht mehr mit jenen ersten Christen vergleichen dürfen; daß wir gleichsam das Gegentheil von ihnen sind, und daß wir einen ganz andern Glauben, eine ganz andere Religion zu haben scheinen. Und doch, m. Z.! so verschieden unser Leben von dem Leben der ersten Christen ist, so ist dennoch sehr gewiß, daß wir eben dieselbe altchristliche, apostolische Lehre und Religion so gut haben, wie sie. Eben die Apostel, die mit ihnen von Mund aus redeten, die reden mit uns in ihren Schriften. Eben das Evangelium, welches die Apostel vor 1700 Jahren geprediget, wird heute zu Tage von ihren Nachfolgern gepredigt. Die nämliche Sittenlehre! der nämliche Heiland! der nämliche Glaube! — Nur nicht die nämlichen Gesinnungen in unserm Herzen! Nur nicht die nämlichen Tugenden in unserm Wandel! Wer die innere Schönheit, Liebenswürdigkeit, und Fürtreflichkeit der christlichen Religion finden will, der muß sie nicht in dem Lebenswandel der heutigen Christen, sondern in Schriften, und in der kurzen Geschichte der ersten Christen suchen. Gott gebe, daß einmal wieder solche Christen aufstehen möchten,

die den ersten Christen ähnlich sind! Dann würde es nicht viele Mühe kosten, die Ungläubigen von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen. Dann dürfte man nur sagen: Schau hieher! Schau dorthin! Schau diese Menschen, diese Tugendhelden, diese lebendigen Sittenlehren, diese Christen an! Betrachte ihren Wandel; erforsche ihre geheimsten Gänge, ihre verborgensten Absichten; du wirst nichts als Unschuld, als Liebe, als Barmherzigkeit, als Demuth, als kindliche Einfalt, als weise Gottseligkeit finden. O! sie würden mit Freuden einer Gesellschaft beytreten, die nur aus guten Menschen besteht, und die den wahrhaft göttlichen Ursprung ihrer Religion nicht nur aus Schriften, sondern vielmehr aus ihren Lebenswandel beweisen. Dann dürfte man hoffen, daß einmal Ein Hirt und Ein Schafstall werde. Amen!

II.

II. Predigt.

Von den Ursachen der Verfolgungen der ersten Christen.

Wir sind bis auf diese Zeit aus allen Menschen der Welt wie Unflat und Behricht geworden. 1. Korinth. IV. 13.

Es ist nie eine Religion in der Welt gewesen, welche die Glückseligkeit der Menschen so sehr zum Endzweck hatte, als die christliche Religion. Es ist aber auch keine gewesen, die gleich bey ihrem Anfange so vielen Wiederstand und Verfolgung von den Menschen empfunden hat, als eben diese Religion. Kaum fieng dieselbe an, der Welt verkündet zu werden, so hatte sich auch schon die Welt auf ihren Untergang verschworen. Ihre Bekenner waren verhaßt, ehe man noch ihre Lehren kannte. Der blosse Name eines Christen war schon die größte Missethat, und Juden und Heiden hatten sich vereinigt, diese neue Religion mit gemeinschaftlicher Wuth und Bosheit zu vertilgen. Selbst die Römer, die sonst wenig gewohnt waren, fremde

Religionen mit Feuer und Schwert zu verfolgen, wurden von dieser die allergrausamsten Feinde. Die ordentlichen Todesarten schienen ihnen zu gering, diese Unschuldigen hinzurichten; man wußte ihre Martern nicht grausam genug auszusinnen. Alle Wohlthaten der Gesetze, die den größten Missethätern nicht verweigert wurden, wurden ihnen abgesprochen. Sie wurden ohne Verhör und Vertheidigung, wie das Schlachtopfer, zum Tode hingerissen. Das gemeinste Schauspiel, wenn man das Volk erlustigen wollte, war, daß man sie von wilden Thieren zerreissen ließ; und man glaubte bey Göttern und Menschen sich nicht verdienter machen zu können, als wenn man die Bekenner dieser neuen Religion mit allen nur ersinnlichen Martern von den Erdboden zu vertilgen suchte.

Wir sind bis auf diese Zeit aus allen Menschen der Welt wie Unflat und Kehricht geworden, sagt der Apostel. Nichts ist geschickter, den Haß und die Verachtung, womit die Christen überall verfolget wurden, auszudrücken, als eben diese Worte. Sie wollen so viel sagen, als: man sieht uns ordentlich für einen Unflat an, der zusammen gekehrt und weggeschaffet werden muß, wenn ein Ort reinlich seyn soll. Jedermann sieht uns mit Eckel und Verachtung an; man hält uns für den

Abschaum

Abschaum aller Missethäter, wovon der Erdboden gesäubert werden muß, wenn die menschliche Gesellschaft glücklich seyn soll. Man macht sich aus unsrer Verfolgung sogar eine Art von Gottesdienste. Man schlachtet uns, als wenn wir die gemeinen Sündopfer des menschlichen Geschlechtes wären; und glaubt, daß man durch unsern Tod die Götter versöhnen, und ihren Segen verdienen könne.

Es ist der Mühe werth, m. Z.! über die **Ursachen** nachzudenken, warum dann unsere Vorfahrer die ersten Christen gar so sehr verfolget wurden. — Jesus Christus, der Erstgebohrne unter den Martyrern, gebe uns seine Gnade!

* *
*

Wenn ich die römischen Geschichtschreiber aufschlage, so finde ich, daß man die Christen in den ersten Zeiten für allgemeine Menschenfeinde hielte. Man glaubte, ihre Religion wäre den Grundsätzen aller menschlichen Gesellschaft so sehr zuwider, daß die Ruhe und Glückseligkeit der Welt darüber zu Grunde gehen würde, wenn man sich der Ausbreitung einer so schädlichen Lehre nicht mit der möglichsten Gewalt widersetzte. Es waren hauptsächlich drey Dinge, die zu dieser ungegründeten Beschuldigung Gelegenheit gaben. Das erste war,

daß

daß die ersten Christen keine Götzenbilder und keine Tempel hatten. Das zweyte, daß sie den Bildnissen der Kaiser keine göttliche Ehre erweisen wollten. Das dritte waren die Verläumdungen, welche die Heiden und Juden wider sie ausstreuten. Hieraus machten sie den Schluß, das Christenthum wäre der Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft zuwider.

1) Die ganze Welt war damal so sehr an den Götzendienst gewöhnt, daß nur Einen Gott anbethen so viel war, als an gar keine Gottheit glauben. Prächtige Tempel, vergoldete Altäre, kostbare Feste, unzählige Bilder, Rauchwerke; diese waren damal die wesentlichen Dinge, womit man allein glaubte, die Götter verehren zu können. Gott im Geist und in der Wahrheit anbethen, war ihnen ein unbekannter Gottesdienst. Die ersten Christen hatten aber weder Tempel noch Bilder. Die Armuth und Unruhe, worinn sie lebten, erlaubten ihnen die ersten nicht; und ihre Erkenntniß von Gott war zu rein, als daß sie dieses unendlich vollkommne Wesen unter unvollkommnen Bildern hätten anbethen wollen. Hieraus schloß das verblendete Volk, die Christen hätten gar keinen Gott; und machte sie deßwegen zur Ursache aller Unglücksfälle, die sich nur hervorthaten. Rom mochte mit

der Pest, mit Hunger oder Feuer heimgesucht werden, so mußten die unschuldigen Christen die Ursache davon seyn. Die Götter hieß es, schickten diese Plagen, um ihre Ehre zu rächen; die Götter wollten die Welt strafen, weil man ein Volk unter sich duldete, das für sie so wenig Ehrfurcht hätte. Gleich wurde alles aufgesucht, was nur den Namen eines Christen führte, um die Götter mit ihrem Blute zu besänftigen, und die Welt für dergleichen Plagen künftig in Sicherheit zu setzen.

Es war aber noch eine andere Ursache hierunter verborgen. Die Ehre Gottes ist nie der wahre Beweggrung, wenn sich Menschen unter dem Vorwande derselben verfolgen. Nicht die Ehre, nicht die Furcht vor ihren Göttern allein war es, welche die Römer gegen die Christen so erbittert machte. Der Eigennutz steckte unter der Decke. Der Pracht, der ihren Götzendienst begleitete, gab vielen tausend Menschen den reichlichsten Unterhalt. Man hatte unzählige Arten von Bedienungen dabey ersonnen, die meist von den vornehmsten Familien bekleidet wurden, und alle mit den größten Einkünften versehen waren. Da waren Handwerker und Künstler, Bauleute und Bildhauer, Viehhändler und andere dergleichen, die alle von den vielen Opfern, von Verfertigung so vieler Götzenbilder, von Er-

richtung

richtung so vieler Tempel und Altäre ihre überflüssige Nahrung hatten. Alle diese Leute sahen nun, daß die Quelle aller dieser Einkünfte nothwendig versiegen müßte, wenn die christliche Religion eingeführt würde: Denn die Christen brauchten nichts von allen den kostbaren Ueppigkeiten in ihrem Gottesdienste. Sie betheten Gott im Geist, und in der Wahrheit an, und machten sich selbst zu einem heiligen und gottgefälligen Opfer. Daher widersetzten sich die Abgötter so sehr. — Als Paulus zu Ephesus den unsichtbaren Gott verkündigte, so stund ein Mann auf, mit Namen Demetrius. Ihr Männer, sagt er, könnt ihr länger leiden, daß der Tempel der grossen Diana für nichts geachtet werde, und daß endlich all unsere Götter in Abschlag kommen, die in ganz Asien, ja in der ganzen Welt verehret werden? In Anhörung dieser Rede entbrannten sie vor Zorn, und schrieen: Groß ist die Diana von Ephesus! Die Stadt wurde mit Zerrüttung erfüllt; man lief auf dem Schauplatz, und wollte zu morden anfangen. Allein, es war nicht so fast die Ehre der Götter, die den Demetrius bewog, diese Aufruhr zu erregen. Demetrius war ein Goldschmied. Er fürchtete, daß die silbernen Statuen, die er für den Tempel machte, über die Lehre des Apostels nicht mehr so häufig abgehen, und sein Handwerk darunter leiden möchte.

Dieser war der eigentliche Beweggrund seiner Empörung; und diese war eine von den ersten Ursachen, warum man die christliche Religion den Verfassungen der bürgerlichen Gesellschaft zuwider glaubte.

2) Eine andere Ursache war diese, daß die Christen den Bildern der Kaiser keine göttliche Ehre erweisen wollten. Die grossen Römer, die edelmüthigen Römer, die ihre Freyheit so viele Jahrhunderte mit so vielem Blute behaupteten, waren endlich in einer Zeit von weniger als hundert Jahren so niederträchtig geworden, daß sie nunmehr glaubten, sie könnten keine rechtschaffene Unterthanen mehr seyn, wenn sie ihre Kaiser nicht für Götter hielten. Die Götter selbst verachten, war in Rom ein mittelmäßiges Verbrechen. Aber einem Kaiser nicht opfern wollen, einen Nero als keinen Gott verehren wollen, dieses hieß man Hochverrath; dieses hielt man für ein Verbrechen, wobey die Wohlfahrt des Reiches unmöglich bestehen konnte. Die Christen bezeigten sich im übrigen als die getreuesten Unterthanen. Sie gaben dem Kaiser, was des Kaisers war; sie lebten mäßig und still; sie stunden ihren Aemtern mit Fleiß und Treue vor; sie gehorchten den Gesetzen; sie ertrugen die ungerechtesten Unterdrückungen mit Geduld; sie betheten für die Erhaltung ihrer Kaiser in allen ihren

Versammlungen. Nur wollten sie dieselben nicht als Götter anbethen; nur wollten sie ihren Bildnissen nicht opfern. Deßwegen verfolgte man sie; deßwegen mußte ihre Religion der Ruhe der Welt, und den Verfassungen der menschlichen Gesellschaft zuwider seyn.

Nero war einer von den Kaisern, welche als Götter angebethet werden wollten; und weil ihm diese Ehre von Seite der Christen nicht widerfuhr, so suchte er alle Gelegenheit auf, sich an ihnen zu rächen. Einst entstand in Rom eine grosse Feuersbrunst, welche sechs Tage anhielt. Nero stieg auf einen erhabenen Ort, damit er das Vergnügen haben konnte, sie recht anzusehen. Er war mit einem Theaterkleide angethan, und sang die Eroberung Trojens. Dieses brachte ihn beym Volke in Verdacht, als ob er selbst der Urheber dieses Brandes wäre. Gleich schob er diesen Verdacht auf die Christen, und ließ unter diesem Vorwande eine grosse Anzahl derselben hinrichten. Ihre Marter war für ihn ein eben so lustiger Anblick, als die Einäscherung von Rom. Die Kirchengeschichte erzählet, daß er die Kleider einiger Christen mit Pech überstreichen, und so anzünden ließ. Die armen Leidenden mußten gleichsam als Windlichter dienen, welche die Nacht erleuchten sollten. Er fuhr frohlo-

ckend

ckend in einem Wagen umher und freute sich an dem traurigen Glanz dieser lebendigen Fackeln. Und dieß war jener Nero, der in den ersten Jahren seiner Regierung ein so empfindsames Herz hatte, oder zu haben schien. Wollte Gott, daß ich weder lesen noch schreiben könnte! rief der Heuchler auf, als ihm einmal das Todesurtheil eines Verbrechers zu unterschreiben vorgelegt wurde. Die Geschichtschreiber haben uns nicht ohne Entsetzen die Grausamkeiten dieses gekrönten Bösewichts aufgezeichnet; der Menschheit schaudert ab dem Andenken dieses Ungeheuers; und die Nachwelt wird noch seinen Namen mit Schande nennen.

3) Die dritte Ursache des Hasses wider die Christen waren die Verläumdungen, welche man gegen sie ausstreute, und denen das Stillschweigen, so man damals über die Geheimnisse des Glaubens zu beobachten pflegte, eine Wahrscheinlichkeit zu geben schien. Zu merken ist, daß bey den Christen in den ersten Zeiten eine gewisse, sogenannte, geheime Lehrart gewöhnlich war. Dieses will so viel sagen, daß diejenigen, welche aus dem Heidenthume zur christlichen Religion übergiengen, nicht so gleich in alle höhere Geheimnisse des Glaubens eingeweihet worden; theils, weil man glaubte, sie möchten diese erhabenere Geheimnisse nicht gleich

fassen; theils, weil man von ihrer Beharrlichkeit noch nicht genug überzeugt war, und also fürchtete, es möchten etwa durch Abfall oder Verrätherey der Neubekehrten dieselben dem Gespötte und Verachtung der Heiden Preis gegeben werden. So muß man die geheime Lehrart der ersten Christen verstehen. Aber eben dieses gab den Heiden zu vielen Schmähungen und Lästerungen Anlaß. Man beschuldigte sie z. B. ein mit Mehl bestreutes Kind zu essen. Man sagte auch, daß sie in ihren Versammlungen auf einmal das Licht auslöschten, und dann alle Arten von Gräueln untereinander trieben. „Ehrbare Dinge, hieß es, werden gerne öffentlich getrieben; nur das Laster suchet Geheimnisse. Warum därft ihr nicht öffentlich reden, oder euch frey versammeln, wenn das, was ihr so geheimnißvoll anbethet, nicht strafbar wäre"? — Was die Beschuldigung, ein mit Mehl bestreutes Kind zu essen, betrift, so liegt darinn offenbar eine Beziehung auf das Geheimniß des heiligen Abendmahles, welches übel erkläret, und übel verstanden worden. Die Heiden hörten durch einiges Gerücht, daß die Christen bey ihrem Abendmahle Fleisch und Blut (nämlich, Jesum Christum unter den Gestalten des Brodes und Weines) genießen; nun urtheilten sie, daß sie also wirklich Menschenopfer haben müßten. — Die andere Anklage gründete

sich

sich auf die abscheuliche Unreinigkeiten, welche die Nikolaiten, die Gnostiker, die Adamiten in ihren Zusammenkünften begiengen. Alle diese Ketzer machten sich einen Ruhm daraus, den Christennamen zu tragen; und die Heiden, welche in Religionssachen wenig unterrichtet waren, vermengten sie in der That mit den Christen. Diese letzte Beschuldigung fand bey den Heiden um so mehr Glauben, weil sie selbst bey ihrem Gottesdienste manchmal die schändlichsten Dinge trieben.

Diese sind einige Ursachen, warum die Christen in den ersten Zeiten so sehr verfolgt wurden. Nur will ich noch einen Einwurf beantworten, welcher mir schon öfters aufgestossen, und jedem aufstossen wird, der über die Religionsgeschichte etwas reifer nachdenkt. Der Einwurf ist dieser: — bey den ersten Christen war die Gabe der Weißagungen, der Wunder und der Sprachen etwas gemeines. Dieses war auch in den ersteren Zeiten nothwendig: Denn ihre Bestimmung war, alle Völker der Erde unter die Fahne Jesu Christi zu vereinigen. Wie hätten aber so wenige, so schwache, so unansehnliche Leute ein so erstaunlich grosses Werk zu Stande bringen können, wenn sie nicht mit einer höheren Kraft von oben ausgerüstet gewesen wären? Nicht nur die Apostel, sondern auch an-

dere gemeine Christen konnten verschiedene, fremde, ihnen zuvor ganz unbekannte Sprachen reden; sie wußten zukünftige Dinge mit der schärfsten Genauigkeit vorher zu sagen; sie wirkten die erstaunlichsten Wunder vor den Augen aller Leute. Wie war es denn also möglich, daß die Heiden bey allen dem den Finger Gottes nicht erkannten? Wie war es möglich, daß sie den Verkündigern der christlichen Religion nicht nur keinen Glauben beymassen, sondern sie noch dazu mit der äußersten Wuth verfolgten? Wenn ich einmal Wunder sehe, so ist es mir nicht mehr frey, zu glauben oder nicht zu glauben. Ich bin überwunden; ich muß mich gefangen geben.

Dieser Einwurf löset sich auf, wenn man bedenkt, daß die Heiden die Wunder der Christen weiter für nichts, als für Zaubereyen und Blendwerke ansahen. In der That wimmelte damal alles von Großsprechern, die sich rühmten, das Zukünftige durch allerhand Arten von Wahrsagerkünsten vorherzusagen; oder durch Beschwörungen, barbarische Worte, und seltsame Figuren die Krankheiten zu heilen. Sie verrichteten auch manchmal erstaunenswürdige Dinge; es sey nun durch was immer für Kunstgriffe. Apollonius von Tyana kann zu einem Beyspiel dienen. Dieser Philosoph kam einmal nach Rom, um, wie er sagte, in der

Nähe

Nähe mitanzusehen, was ein Tyrann für ein Thier sey; also nannte er den Nero, der damal auf dem Thron saß. Es begegnete ihm einst das Leichenbegängniß einer adelichen Tochter, welche, da man eben in Begriff war, sie zu vermählen, todt geschienen hatte. Man trug sie, wie damals gewöhnlich war, auf einem Bette aufgedeckt. Apollonius trat hinzu, rührte sie an, sprach einige ganz leise Worte, und siehe! die Jungfrau erwachet, fängt zu reden an, und kehrt in das Haus ihres Vaters zurücke. Polistrat, der diese Begebenheit erzählet, sagt: daß eben um diese Zeit ein starker Thau gefallen sey. Die Kühle dieses Thaues hat das Mädchen, welches in Ohnmacht lag, gar leicht wieder zu sich selbst bringen können; es drangen sogar noch einige Dünste hervor. Aus dieser einzigen Geschichte kann man abnehmen, daß außerordentliche Thaten kein sonderliches Erstaunen erweckten; man verwechselte die wahren Wunder mit den falschen, und verachtete auf gleiche Weise alle die, welche für Wunderthäter gehalten werden wollten. Das Vaterland der Apostel, und der ersten Christen halfen auch noch zu diesem Irrthume: denn sie waren Morgenländer, und der größte Theil jener Betrüger kamen eben auch aus Morgenlande.

Uebrigens muß man die Verfolgung, so die Kirche bey ihrem Ursprunge ausgestanden, als eines von den Mitteln betrachten, welche das meiste zu ihrer Ausbreitung und Befestigung beygetragen haben. Vergebens brachen alle Mächte der Hölle, und des damaligen Jahrhundertes wider sie los; es war in dem Rathschlusse Gottes ausgemacht, daß alle ihre Bemühungen zum Vortheile seiner Religion ausschlagen sollten. Die verfolgten Christen flohen entweder nach der Vorschrift ihres Meisters; oder sie starben, indem sie ein glorreiches Zeugniß von ihm ablegten. Flohen sie, so waren es eben so viele Apostel, die sich in verschiedene Orte des Erdkreises ausbreiteten, um die Lehre des Heils zu verkündigen. Wenn sie hingegen als Martyrer starben, so war wiederum eben dieses ein mächtiger Beweggrund, daß auch andere sich zur Religion Jesu bekehrten. Das Blut dieser Martyrer war nach dem Ausdrucke des Tertullian ein fruchtbarer Saame der Christen. Diejenigen, welche die eifrigsten waren, sie zu verfolgen; die Henker, welche bestimmt waren, sie dem Tode zu überliefern; die Richter, welche sie dazu verurtheilet hatten, bekehrten oft sich selbst, indem sie durch ihre Geduld, Sanftmuth und Standhaftigkeit gerühret worden. Die Kirche hat im zweyten Jahrhunderte schon so sehr zugenommen, daß die Tempel der Heiden

den schon allgemach öde worden; und Irenäus versichert, daß die Christen bereits durch die ganze Welt in Germanien, Gallien, Spanien, Orient, Egypten und Libien verbreitet waren.

Danken wir Gott, meine Brüder! daß Er uns zu einer Zeit hat gebohren werden lassen, wo endlich diese Religionsverfolgungen ein Ende haben. Ach! wir würden vielleicht nicht so standhaft gewesen seyn, wie unsere Vorfahrer, die ersten Christen. Heut zu Tage braucht es keine Tyrannen, keine Blutgerüste, keine ausgesuchte Todesarten mehr, um uns von unserm Gott abwendig zu machen. Eine Liebkosung, ein Wort, ein Blick ist oft schon genug, uns der Tugend ungetreu zu machen. Und wenn es darauf ankömmt, daß wir uns irgend einen Zwang, einen Abbruch, eine Ueberwindung anthun sollen, so ist es mit uns schon so viel als geschehen. Nicht so, m. B.! das Blut unsrer Vorfahrer wallet noch in unsern Adern; auch ihr Geist ruhe auf uns! Lasset uns standhaft seyn, wie sie, und streiten bis ans Ende, so werden wir auch mit ihnen die Krone des Lebens erlangen. Amen.

III. Predigt.

Ueber Tempelbau.

Mitunter von den Kirchen der ersten Christen.

Heute ist diesem Hause Heil wiederfahren. Luk. XIX. 9.

Was Christus ehemal vom Hause Zachäus gesprochen hat, eben dieses sage ich von der gegenwärtigen Kirche: Heute ist diesem Hause Heil wiederfahren! Heute ist der Gedächtnißtag, an welchem diesem Gebäude die höchste Gnade wiederfahren ist; indem dasselbe zu einem Hause Gottes eingeweihet worden.

Haus Gottes! — Wie? Ist nicht diese ganze Welt, Himmel und Erde, und wie wir das alles kennen und nennen, dieser unermessene Umfang der ganzen Schöpfung schon Haus Gottes genug? Und dieser Schöpfung Inbegriff, ist der nicht Geräthschaft und Zierat genug für dieses Gotteshaus? Für dieses Haus, welches sich Gottes Allmacht,

unverbesserlich zu ihren Zwecken, durch einen Wink ihres eigenen Willen selbst schuf? — Wozu dann noch Tempel, Kirchen, Bethhäuser und Kapellen? So viele Menschenwerke! Allemal eingeschränkte, meist engfängige, oft elende Menschenwerke! Menschenwerke vom Salomons Tempel an bis auf die Feldkapelle; immer unter der Würde des Unendlichen; immer der Gefahr nahe, zu wenig vortheilhaft oder gar nachtheilig auf die Begriffe der Menschen von der Größe einer unendlichen Gottheit einzuwirken. — Hatten doch die Patriarchen der Vorzeit, diese ersten redlichen Erkenner, Bekenner und Anbether der Gottheit gar nichts dergleichen! Jeder reinliche Platz, jede geräumige Ebene, wo sie sich versammeln konnten, je zuweilen eine erhabenere einsame Berggegend diente ihnen statt Altars und Tempels. Und Gottes reines Sonnen- und Mondenlicht am Himmel beschimmerte ihren einfachen Gottesdienst gewiß weit prächtiger, als all das Gold und Silber späterer Zeiten. — Kurz: Gottes ganze Schöpfung ist der herrlichste Tempel, und ein reines Menschenherz der angenehmste Altar für die Gottheit! —

So lautet der Einwurf; zugleich ein beliebter Grundsatz unsers Jahrhunderts. Lasset uns nun auch hören, was sich darauf antworten läßt. Die

Gott-

Gottheit bedarf freylich keines Hauses von Menschenhänden, um sich darinn von Menschen verehren zu lassen. Ob aber die Menschen keines Hauses, keines Versammlungsortes bedarfen, die Gottheit besser verehren zu können? — Diese Frage ist doch wohl auch einer Erläuterung werth. Ich will heute die Geschichte reden lassen, und zuerst zeigen, was die ältesten und berühmtesten Völker der Welt; dann zweytens unsere Vorfahrer die ersten Christen über

Tempel- und Kirchenbau

gedacht haben.

Gott gebe mir und euch in diesem seinem, zum Heil dieser besonderen Pfarrgemeinde gewiedmeten Hause seine Gnade von Oben!

I.

Wenn man die Geschichte des hebräischen Volkes zugleich auch für die erste Welt- und Menschengeschichte annimmt, so findet man freylich in den Zeiträumen der ersten Jahrhunderte von eigentlichen Tempeln nichts ausdrückliches. Aber Opfer und Altäre der Gottheit entrichtet, davon lassen sich fortlaufende Spuren und Stellen vom Opfer und dem Mordplatze Abels des Sohns Adam bis auf Salomons Tempelbau viele antreffen. — Auch

diese ersten Menschen hatten demnach Opfer und Opferplätze, wo sich einzelne oder mehrere in gottesdienstlichen Absichten versammelten. Zwar waren diese Plätze noch nicht mit Mauren und Vorwerken umschlossen. Wären sie das gewesen, wie könnte man ihnen dann den Namen Tempel, oder doch Haus des Gottesdienstes, Gotteshaus absprechen? Nun aber, daß jene gottesdienstlichen Plätze der Patriarchen der Vorzeit noch nicht mit Einfängen von Stein oder Holz versehen, kurz! keine Kunstgebäude waren; folgt dann hieraus, daß sie gar nichts dergleichen hatten, haben wollten, oder daß sie sich dagegen als wider etwas die Größe Gottes einschränkend und herabsetzendes würden geärgert und gesträubet haben? — Sie mußten sich freylich bey ihren Opfern und Gottesdiensten von Gottes reinen Sonnen- und Mondenlicht beschimmern lassen: denn sie hatten und kannten noch nicht Gold und Silber, auf deren glänzenden Flächen sich in den Tempeln der Gottheit späterer Zeiten dieses Sonn- und Mondenlicht in tausendfach prächtigern Strahlen verherrlicht. Wusten sie doch kaum eine Hütte zusammen zu fügen, wozu sie das Muster von Berghöhlen entlehnten? Es verflossen Jahrhunderte, ehe die Wohnungen der Menschen in Vergleich mit den unsrigen nur halbweg verdienten, Haus und nicht Hütte zu heißen.

Zwanzig Jahrhunderte später lebte ein mächtiger König in Israel. Bekannt mit der Pracht der schon mit der Kunst bekannteren Nachwelt und dem Werthe, den die Menschen den Erfindungen der Künste und ihrer Einwirkungen auf Menschenbegriffe und davon abhangende Handlungen beylegen; both dieser Fürst alles auf, um — nicht der Gottheit ein ihr genug würdiges — sondern der Gottheit zur Ehre ein für die Menschen tüchtig und zweckmäßiges Haus zu bauen, dessen blosser Prachtanblick in Erstaunen, und vom Erstaunen in die Fassung des Gedankens von der Größe desjenigen bringen mußte, den sie anzubethen hieher kämen.

Sehet da eines der ersten und prächtigsten Menschenhäuser für die Gottheit, oder, wenn ihr lieber wollet, Gotteshäuser für die Menschheit! Wie? War dann das gar so unphilosophisch von diesem weisen Könige gedacht? Und würden wohl jene seligen Patriarchen der Vorzeit, wenn sie nach vollendeten Tempelbau wieder erstanden wären, und die Wirkungen der Ehrfurcht, der Andacht, des Zutrauens mit angesehen hätten; würden sie wohl ihrem königlichen Enkel einer Unnützigkeit, einer Verschwendung, einer Beschimpfung ihres ehemaligen einfachen Gottesdienstes, ihrer geheiligten grünen Rasenplätze und Felsenaltäre, oder gar

den

den Unsinn Schuld gegeben haben, als wollte er den Unermessenen in Schranken einzwängen? Hätte sich nicht der kluge gutdenkende Salomo schon allein mit der Gottheit Befehle an seinen Vater, und ihn gegen alle Einwürfe der Vor- und Nachwelt genug rechtfertigen können? Und erst durch seine Worte, die er bey Einweihung des Tempels ausrief: „Sollte man es wohl meynen, daß Gott wahrhaft auf Erden wohne? Wenn der Himmel mit all seinem Umfange dir zu enge ist, wie sollte dieß von mir erbaute Haus dich einschließen können? — Doch wende dich, Herr mein Gott! zum Gebethe deines Knechtes, höre das Rufen, welches dein Knecht heute vor dir bringt. Sieh dieses Haus Tag und Nacht in Gnaden an; dieses Haus, von dem du gesagt hast: hier will ich meine Gegenwart äußern."

Wir müssen aber die Denkungsart und die Geschichte auch anderer Nationen über diesen Punkt vernehmen.

Von den ersten und ältesten Persern ist bekannt, daß sie nicht nur Feinde alles Bilderdienstes, sondern auch aller Tempeln für die Gottheiten waren; sie zerstöhrten, wo sie konnten, diese und jene. Es ist unvernünftig, sagten sie, gött-

liche Wesen in dem engen Raum menschenhändiger Statuen einzuschließen. — Es scheint aber diese Strenge habe sich in sorgfältiger Vorbeugung gegen Abgötterey bey dieser weisen Nation gegründet: denn man fand eben sowohl auch bey Ihnen sogenannte Feuertempel; zwar ohne Bilder und Statuen irgend einer Gottheit. Darinn brannte der allgemeinen Gottheit in einer immerwährenden Lampe das heilige Feuer, vor welchem an Festtägen die Priester dem versammelten Volke aus ihren heiligen Büchern vorlasen, und der Erzpriester, Archimagus, das Opfer entrichtete.

Es wäre zu wünschen, daß der Gottesdienst der Egyptier nicht allmählig nur gar zu arg durch den abgeschmacktesten Aberglauben und Vielgötterey wäre entstellet worden. Unterdessen zeuget doch die Bauart, und das Alter ihrer Tempel, daß der Begriff von der Würde eines Ortes, welches zur Anbethung einer Gottheit bestimmt ist, immer der nämliche und dieser gewesen: man könne ein dem Dienste der Gottheit geheiligtes Gebäude von allen anderen nicht genug durch alle Arten vom Vorzuge unterscheiden. Sehr besonder war der Einfall, ihre Tempel so einzurichten, daß gegen Morgen die aufgehende Sonne allererst das Antlitz der im Tempel thronenden Gottheit bescheinen,

und,

und, nach egyptischen Ausdruck, ehrend küssen mußte.

Die Griechen, eine Nation, die an Scharfsinn, Staatsklugheit, Künsten, Reichthum, Macht und Ansehen noch vielleicht von keiner andern auf dem Erdboden übertroffen worden, hatten anfänglich ihre Tempel auf mit Bäumen besetzten Bergen. Die Erhabenheit des Ortes sollte den Anbethern der Gottheit den Gedanken erhalten, daß sie nun, je näher sie dem Himmel, der Wohnung der Götter wären, desto mehr sich währenden Gottesdienste von allen niedrigen Gesinnungen entfernt halten sollten. Und die Bewegung der Bäume sollte beym bethenden Volke den ehrfurchtvollen Schauder erregen, der durch die Sinne aufs Herz wirkt. — Schon bey diesen Griechen kamen die Benennungen: heilige Oerter, Wohnungen, Häuser der Götter vor; und wie bey dieser Nation allmählig die Kenntniß der Künste, und das Gefühl für Pracht und Herrlichkeit zunahm, so wuchs mit selbem auch das Ansehen ihrer Tempelgebäude. Die Bilder der Gottheit, welche zuvor nur vom Holz und Steine waren, gestalteten nachher nur die treflichsten Meister aus Pronz, Silber, Gold, Elfenbein, und man fand einige ganz aus den kostbarsten Edelsteinen zusammen gesetzt. Die Tempel selbst waren

Meisterstücke der Baukunst. Oft waren die Thore schon mit gediegenen Golde überzogen. Sogar war in den griechischen Tempeln ein gemeiner mit reinen Wasserbehältnissen versehener Platz angebracht. Niemand durfte mit Unrath und Staube befleckt diese heilige Stätte betreten. Der Auswurf des Mundes auf dem Fußboden würde Entehrung, und jede Unanständigkeit Frevel gewesen seyn.

Die Römer, gleichwie in Allen Nacheiferer der Griechen, ihrer Nachbaren, scheinen beynahe eigenen Bedacht genommen zu haben, in diesem Stücke ihre Muster noch zu übertreffen. Wer in der Geschichte dieser prächtigen Nation, die in ihrer blühendsten Zeit beynahe die ganze damals bekannte Welt beherrschte, bewandert ist, findet die erstaundsten Beweise, was aus Ehrfurcht für die Gottheit nicht nur die Nation auf Gemeine, sondern wohl auch Privatpersonen auf ihre eigene Kosten unternommen haben. Der Erbauer Roms, Romulus, errichtete dem Jupiter erst einen Tempel; und nach des Stifters Beyspiel legte die Nation nach der Zeit niemal eine Stadt an, ohne vor allem den Platz für das Tempelgebäude zu bezeichnen. Diese Stelle hieß und blieb heilig, wenn auch wirklich durch irgend ein Hinderniß auf selber kein Tempel mehr aufgeführt wurde. — Einem

der

der größten, und um sein Vaterland und Nation als Retter verdienten Manne, dem Burgermeister M. T. Cicero hatten seine Feinde während der Aufruhr und Zeit ihrer Uebermacht seinen prächtigen Pallast von Grunde aus zerstöret, und noch dazu den politischen Streich gespielet, den Platz zu schleifen, und alsogleich Stelle und Steine zum Grund des Tempels für die Göttinn der Freyheit zu wiedmen. „So, dachten sich diese Politiker, kömmt gewiß kein Stein mehr an den Bürgermeister Cicero.“ — Es ward nachher diese ganz schiefe Absicht der Verschwornen offenbar entdeckt. Ungeachtet dessen aber hatte der Retter der Stadt und des Vaterlandes, dieser verdiente, mächtige, allgemein geliebte Mann die größte Noth, sein Hausrecht sich wieder zu erwerben, weil es doch schon einmal zum Haus einer Gottheit bestimmt war.

O Gott der Christen! Würde man wohl in unsern Tagen, auch außer dem Nothfalle, so gar ängstig in Betreff der dir einmal gewiedmeten und inne gehabten heiligen Gebäuden verfahren?? —

II.

Lasset uns itzt auch von den Kirchen der Christen hören.

Die ersten Christen hatten im eigentlichen Verstande weder Tempel noch Altäre. Sie pflegten ihren Gottesdienst nur in Privathäusern zu verrichten, die gar nicht dazu ausgezieret waren. Die Apostelgeschichte sagt zwar: sie verharrten täglich einmüthig im Tempel. Aber vermuthlich wird darunter jener geraume Saal verstanden, in welchen bey der ersten Ausgießung des heiligen Geistes hundert und zwanzig Personen beysammen waren. Auch brachen sie in den Häusern hin und her das Brod, das ist: zuweilen nahmen sie da, ein andermal dort; heute bey dem, morgen bey einem andern Christen das heilige Abendmahl, wie es ihnen am schicklichsten war. Besonders pflegten sie fleißig jene verehrungswürdigen Stätten zu besuchen, welche durch ein Geheimniß von Christo verherrlichet worden, als den Stall zu Bethlehem, den Berg Calvaria u. d. gl. Zuweilen wurden sie gar gezwungen, ihren Gottesdienst in einsamen Höhlen, oder in Kirchhöfen auf Gräbern zu verrichten. — Die Ursache hievon ist keine andere, als weil sie sich immer vor ihren Feinden fürchten mußten. Die Juden und Heiden, welche damal die herrschende Parthey waren, gestatteten ihnen keine öffentliche Uebung der Religion, noch viel weniger prächtige, in die Augen fallende Tempel.

Unter günstigern Kaisern wagten es einige vornehmere Christen, einen Anbau zum Gottesdienste an ihre Palläste zu setzen; man hieß sie Oratoria oder Bethhäuser. Allmählig ward an einer und andern Stätte, wo ein Martyrer sein Blut vergossen, so ein Denkmal aufgerichtet, und hieß Matyrium, Bekenntnißstätte. Am Ende des dritten Jahrhunderts aber ließ Diokletian am Ostertage sie alle, die er wußte, wieder einreißen.

Mit dem Anfange des IV. Jahrhundertes, und dem Uebergange Konstantin des Kaisers zur christlichen Religion, gewann die Sache eine würdigere Gestalt. Die Kirche Christi, die sich anfangs nur in Bergklüften, und in den Gräbern der Todten verborgen halten mußte, erschien nun öffentlich im Kleide der Ehren. Auf seinem Befehle wurden die Götzentempel theils gesperret, theils niedergerissen; dem wahren Gott aber aller Orten prächtige Kirchen erbauet. Er sparte dabey nichts von all möglichen Pracht, um nur die Begriffe von der Grösse Gottes durch die Herrlichkeit selbst der Gebäude, darinne man sich selbe anzubethen versammelte, noch mehr zu erhöhen. — Die ersten christlichen Kirchen wurden im heiligen Lande erbauet, eine zu Bethlehem, wo Christus gebohren worden; eine andere an der Stätte seiner Begräb-

niß, und eine dritte auf dem Oelberge, wo er gen Himmel gefahren. — Unter die vornehmsten Kirchen, welche dieser erste christliche Kaiser aufführen ließ, gehört jene zu Rom zur Ehre des heiligen Peters, und jene zu Konstantinopel, welche er der ewigen Weisheit gewiedmet. Diese letztere ist unter dem Namen der heiligen Sophia bekannt, und von den Türken in eine Moschee verwandelt worden. — Als Konstantin zu Rom die Peterskirche zu bauen anfieng, so legte dieser Monarch im Angesichte des ganzen Volkes seinen Purpur ab; ergrief die Haue und grub selbst die Erde aus, um den Grund zu legen. Dann trug er zur Ehre der zwölf Apostel zwölf Körbe voll Erde vom Platze. Dieß war ein rührender Anblick, welcher allen, die zugegen waren, Thränen entlockte. Die Klüglinge der Welt sagten zwar: das hieße den Purpur entehren, und die kaiserliche Würde verächtlich machen. Allein man liest in der Geschichte nicht, daß sie so etwas auch zu Vespasian gesagt hätten, welcher doch ein Gleiches zur Ehre der falschen Götter gethan hat. Sollte er nun für die Ehre des wahren Gottes weniger Eifer und Demuth bezeiget haben?

Was Konstantin angefangen, das setzten im fünften Jahrhunderte die Kaiserinn Placidia, und

im sechsten Justinian der Kaiser fort; denen nachher die fränkischen Kaiser und Fürsten der christlichen Kirche in die Wette nacheiferten.

Uebrigens hatten die neuerrichteten christlichen Kirchengebäude keine bestimmte Bauart. Sie glichen von außen, zumal in den ersteren Zeiten, noch so manchmal den Tempeln der Vorzeit, deren einige rund, andere länglicht und wie schiffförmig, die mehreren viereckigt waren. Einige erhielten die Gestalt eines Kreuzes. Dieses Zeichen ward auch sehr oft oben auf die Giebel den christlichen Tempel gesetzet zur Erinnerung, daß die Kirche durch Blut und Trübsal erlöset, und der Christ auch noch hienieden dem Kreuze unterworfen sey. Oft ward ein Hahn oben aufgesteckt, den Glaubigen die Wachsamkeit und das Aufstehen vom Sündenschlafe dadurch zu bedeuten. Oft auch ein Stern, den Glauben des Wortes, und das leuchtende Beyspiel der Priester anzuzeigen.

Die Kirchen waren jederzeit so viel möglich, von weltlichen Gebäuden abgesondert, und von allem Getöse entfernet. Außenher in dem Vorhofe waren ein oder mehrere Brunnen angebracht, um vor dem Gebethe die Hände und das Angesicht waschen zu können. (Anstatt dieser Brunnen sind heute

zu Tag die Weihbrunnkessel) — Der innere Tempelbau hatte drey Abtheilungen: den Vortempel, da stunden, die noch nicht getauft, oder erst Neulinge in der Religion waren; auch wohl die Büsser von außen. Die eigentliche Volkskirche, worinn die Glaubigen stehend, kniend, auch sitzend dem Gottesdieste abwarteten; doch jedes Geschlecht von dem andern abgesondert. Endlich das Heiligthum, wo der Altar stand. Dieser Theil war durch Schranken abgesondert, und herein ward nur den Priestern Zutritt gestattet. An einem erhabenern Platze dieses Chors oder Heiligthums ward eine Art von Kanzel emporgerichtet.

Eben so hatten die Ueberbleibsel der Blutzeugen (um deren Aechtheit man aber die genaueste Obsorge hatte) in den Tempeln ihre Behältnisse. Im zweyten und dritten Jahrhunderte dienten schon die Särge der Martyrer statt der Altäre, die ehevor nur runde Tische waren. Und daher kommt ihre noch dermalige langlichte sargartige Gestalt, und das Erforderniß eingeschlossener Reliquien. „Wir bauen aber, sagt ein gewisser Kirchenvater, den Martyrern keine Tempel, gleichsam als unsern Götzen, sondern wir stiften ein Andenken für Menschen, die unsere körperliche Gesellschaft verlassen haben, und deren Geist nun bey Gott lebt. Wir errich-

errichten ihnen auch keine Altäre, auf denen wir opfern: denn dieß gebührt nur allein Gott, unserm und der Martyrer gemeinschaftlichen Gott."

Nur will ich noch hinzusetzen, daß die Alten in Ansehung der Himmelsgegend gar pünktlich mit ihren Kirchen waren. Sie bauten alle gegen Morgen, um sich des Paradieses zu erinnern, das gegen Morgen liegt. Dieses geschah auch wegen Aufgang der Sonne Christo zur Ehre, welcher das Licht der Welt, und die Sonne der Gerechtigkeit genennt wird. Ihr eigentlicher Beweggrund aber mag wohl dieser gewesen seyn, um sich von den Juden zu unterscheiden, welche gegen Abend bethen; und auch, damit sie dem gekreuzigten Erlöser gleichsam ins Angesicht sähen, welcher gegen Morgen auf Golgatha das Werk der Erlösung vollbracht hat.

* *
*

So viel mag uns zum Zwecke von der heidnischen und christlichen Tempelgeschichte einstweilen erklecken. Nun kann ich euch fragen, meine Zuhörer!

Däucht euch wohl aus allen dem, was ich itzt gesagt habe, daß sich alle diese Nationen bey Er-

richtung

richtung ihrer Tempelgebäude den dummen Gedanken gedacht haben: die Gottheit bedarfe eines Hauses, um sich darinn von Menschen verehren zu lassen? — So dachten nicht einmal die Heiden, wenigst die Klügeren unter ihnen, bey all auch übrigens unseliger Abart ihrer Religionsmeynungen. So dachten noch weniger die Verehrer der wahren Gottheit, die Israeliten; und am allerwenigsten unsere Vorfahrer, die ersten Christen. Am Ende dürfte also dieser Vorwurf keine von den Nationen des Erdbodens treffen, die von jeher Tempel zur Ehre der Gottheit erbauten.

Bedarf nun aber schon Gott keines Tempels, wie? bedarfen nicht etwa die Menschen eines Hauses, Gott, ich will nicht sagen, nach gewissen geoffenbarten Vorschriften, sondern nur nach welch immer selbsteigenen gutherzigen Begriffen zweckmässig zu verehren? — Fodert nicht die Art des Gottesdienstes selbst schon gewisse Bestimmungen von Plätzen und Versammlungsgebäuden, Bequemlichkeiten, Bedürfnisse, und hundert zweckmäßige Einrichtungen derselben? — Wenn man die Geschichte aller Nationen dieser Welt, der Perser, Egyptier, Griechen, Römer, der Israeliten und Christen zur Erläuterungshilfe nimmt, findet man, daß sie in ihren Religionshandlungen allemal in diesen drey

Stücken

Stücken zusammen trafen: in heiligen Unterrichten, in Gebethen zur Gottheit, in jedem Religionssisteme angemessenen Opfern. Schon hieraus, dächte ich, läßt sich die Nothwendigkeit nicht nur einiger zum Gottesdienste tüchtiger Versammlungsplätze und Gebäude, sondern auch zerschiedener Einrichtungen derselben folgern. Und gerade darinn liegt der Grund des Unterschiedes zwischen den Tempeln der Vor- und Nachwelt; zu den Brandopfern der Israeliten und Heiden, und zu den unblutigen Geheimnißopfern der Christen; zu einem einfachen zwar, aber nicht bestimmt geordneten; und zu einem nicht weniger im Grunde einfachen, aber nach Kunstordnung bestimmteren, zierlichern, prächtigern, würdigern Gottesdienste.

Es ist zwar noch immer wahr: all dieses hatten und thaten die Menschen der Vorzeit nicht so. Ists dann aber schon entschieden, daß man nie anders als unsere Vorfahrer thun dörfe? Und ist wohl dieser Bezug auf den Unterschied unsrer Vorfahrer allemal der redlichste? — Ich muß nur eine Geschichte erzählen, die vielleicht den ganzen Einwurf mit Einem male auflöset. Ein gewisser Dionys, einer von den sieben despotischen Beherrschern Griechenlandes, fand in einem Tempel die Statue Jupiters; sonst ein Meisterstück der Kunst,

nichts

nichts desto weniger noch mit einem Mantel von gediegenem Golde über und über bedecket. Das ist Schändung und Sünde wider die Kunst, sagte Dionys zu den Kennern der zeichnenden Künste. — Schade, sagte er zu den Priestern des Tempels, daß ein eigensinniger reicher Dümmling die heilige Statue, deren Ebenmaß der grosse Jupiter selbst, wenn er sichtbar erschiene, sich nicht besser anpassen konnte, so verhunzte! — Ach! wie immer weiter, sagte er zu einigen vom Volke, meine Bürger! entfernen wir uns von dem einfachen Gottesdienste und kunstlosem Schönen unsrer redlichen grauen Alten! — Mich erbarmt des guten Jupiters, sagt er scherzend zu seinen Vertrauten und Gleichgesinnten: in warmen Sommertägen muß diese schwere Golddecke die arme Gottheit entsetzlich schwitzen, und in kalten Nächten unausstehlich schauern machen! — In der folgenden Nacht ließ er den goldenen Mantel der Gottheit abnehmen. — Dionys hatte in Bezug auf Kunst und ehrwürdiges Alterthum vollkommen recht. Unterdessen waren doch Künstler und Priester und Volk nur getäuscht. Wäre des Götzen Mantel vom rauchen Steine, und nicht vom Golde gewesen, er hätte sich weder über Kunst, weder über Unschicklichkeit, weder über Hintansetzung des grauen Alterthums geärgert; noch der guten Gottheit Jupi-

ters auch nur im Scherze erbarmet. Aber Gold war der Mantel, und Dionys brauchte — Gold.

Daß man dieses Unschickliche von Pracht nur an den der Gottheit gewiedmeten Häusern und Geräthschaften wahrnimmt? Warum ärgern sich die Eiferer für das Einfache und Simple der Vorzeit nicht eben so an den Pallästen der Menschen, an den Gebäuden der Wohllüstlinge heutiger Zeiten? — Ich weis es, daß selbst einige Kirchenväter gegen den unmäßigen Pracht und Zierath der Kirchengebäude sich klagend ausließen. Allein, sie thaten das eines Umstandes wegen, der in denselben Zeiten eintreffender, als in den unsrigen war. Damal waren die Einkünfte der Tempel zugleich auch mit dem Unterhalte der Armen der nämliche Gemeinfond. Die Armen aber, unsere Brüder in Christo, diese lebendigen Tempel darben lassen, und aus mißverstandenen Eifer für ein Haus Gottes ganze Summen zweckwidrig verwenden; wer verlangt das zu vertheidigen? Sich aber eines Ueberflusses, eines sonst der Eitelkeit oder irgend einer Leidenschaft aufgeopferten Lustpfennings entschlagen; so ein Scherflein, wie jene Wittwe im Evangelio, in den Opferkasten des Herrn legen; anstatt sich selbst übermäßig zu schmücken, zur Verherrlichung des Gottes-Hauses nach reinen Begriffen

und Absichten sein verhältnißmäßiges beytragen; hierüber möchte sich mit Grunde wohl niemand als ein — Dionys ärgern.

Also: ein Menschenhaus für die Gottheit, und ein Gotteshaus für die Menschheit, das bist du, gegenwärtiger Tempel! Zwar noch immer im Haus, ein Menschenwerk; aber doch der Gottheit gewiedmet, und absichtlich, gutherzig, redlich und einzig bestimmt zur Beförderung der Erkenntniß, Verehrung, Anbethung und Verherrlichung derselben. Geheiliget also schon gewissermassen durch das Erhabene, Reine und Würdige dieser Absichten, und eingeweiht durch derer Ausübung. Heilige Absichten also, und heiligende Ausübung dieser gemeinschaftlichen Gottes- und Menschenhäuser!

Gemeinschaftlichen. — Was liegt nur schon in diesem Worte! Ich kann mir keinen herrlichern und zugleich rührendern Anblick denken, als eine Gemeinde, die sich da im Gottes Hause gemeinschaftlich versammelt, um den nämlichen Gott anzubethen. Hier ist alles gleich; hier verschwindet aller Vorzug der Menschen; hier kniet der Reiche neben dem Armen, der Angesehene neben dem Geringen; hier hat keiner einen Vorzug, außer wer recht thut, und den Herrn fürchtet. — Gemein-

schaft-

schaftlich! Hier ist alles zu Einem Zwecke versammelt, zum Gefühl des Daseyns eines allgemeinen Herrn über uns alle, zum Gefühl seiner allerbarmenden Aufsicht über jeden von uns. Hier ist Sinnbild unserer künftigen gemeinschaftlichen Vereinigung in jenem grossen Hause Gottes, das wir die Ewigkeit nennen. — Gemeinschaftlich! Wo tausend Augen wie ein Aug, tausend Ohren wie ein Ohr, tausend Herzen wie ein Herz gesammelt sind, um sich mit einem und eben demselben, mit dem größten, würdigsten, heiligsten Gegenstande zu beschäftigen, mit der Gottheit nämlich, ihrer Erkenntniß, Lehre, Geheimnisse, Dienste, dem Grund und der Quelle alles Menschenheils. — Gemeinschaftlich! Wo tausende einen, und einer tausende aufmuntert; wo gewissermassen buchstäblich Ein Herz und Ein Mund ist; wo das Herz von tausenden nur einen Gedanken denkt; wo der Mund von tausenden nur ein Wort spricht; Gott! Gott! Unser Gott! Unser aller gemeinschaftlicher Gott! Wie groß ist unser Gott! Wie gut ist Gott! Wie werth, erkannt zu werden! Wie würdig unsrer Anbethung und alles Dienstes — in seinem Hause! — in aller Welt! — im Himmel und auf Erden! Amen!

IV. Predigt.

Das eheliche Leben der ersten Christen.

Zu Kana in Galiläa war eine Hochzeit, wobey auch die Mutter Jesu war. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit eingeladen. Joh. II. 1. 11.

Jesus kommt nach Kana, einer keinem Stadt in Galiläa, und da trifft er Mariam seine Mutter an. „Du kommst doch wie gerufen, sagte sie: Denn siehe! ich bin da auf eine Hochzeit geladen, welche ein frommes Paar von unsrer Bekanntschaft haltet. Wie! Wenn du auch dieses häusliche Fest mit deiner Gegenwart beehren wolltest? Welche Freude würdest du den guten Brautleuten machen?“ — Der menschenfreundliche Jesus erlaubts, daß man ihn einlade; er sagt für sich und seine sechs Begleiter zu. Er geht, und weihet die bescheidene Wohnung des neuen Paares mit seiner Gegenwart ein. Er geht, und segnet die Verlobten mit seinem Segen, der auf ihnen blieb, weil sie dessen werth waren. Er geht, und nimmt An-

theil

theil an ihren unschuldigen Freuden. Wie menschenfreundlich ist doch der über alle Himmel Erhabene! Wie er sich doch mit so edler Einfalt herabläßt, und sich andern Menschen gleich macht! Er, dem sich am Jordan der Himmel geöffnet, und auf den der Geist Jehovahs niedergeschwebt war; Er, den der ewige Vater für seinen Leibling erkläret, und den die Engel in der Wüste gespeiset hatten; Er — verschmäht nun nicht mit einem armen Hochzeitpaar zu speisen!

Schon dieses, meine Zuhörer! muß uns auf den Gedanken bringen, daß Jesus dem Ehestande seine Achtung gegeben, und die Gesetze desselben als grosse und heilige Gesetze angesehen habe. Schon das allein könnte uns genug lehren, daß die itzt so allgemeine Nichtachtung dieses Standes wider alle religiöse und rechtmäßige Denkungsart sey. Ich will aber heute diese Sache von einer andern Seite betrachten, und euch das Beyspiel der

Ersten Christen

vor Augen stellen. Heilig war ihnen der Ehestand in seinem Anfange — heilig in seinem Fortgange. Sie dachten freylich ganz anders, als ein grosser Theil der Menschen davon denkt, der ihn oft nur einzig für den Freyheitsbrief zur Sättigung niedri-

niedriger, und durch Uebermaß entnervender Lüste ansieht. Ihnen war er das, was er nach der Absicht seines Stifters seyn sollte, das Band der engsten Freundschaft, und der vertraulichsten Liebe; ein Stand nicht nur allein zur Vermehrung, sondern auch zur Erziehung guter Erde- und Himmelsbürger; wohlthätig für Staat und Kirche; reichhaltig zwar an wichtigen Pflichten, die er auflegt, aber ertragbar mit Gottes Gnade, und erleichtert durch die häuslichen, Vater- Mutter- und Ehefreuden.

Glücklich wäre ich, wenn ich dem Ehestande, der unsern Vorfahrern, den alten Deutschen, schon so ehrwürdig war, durch meine heutige Rede wieder seine gehörige Achtung geben könnte! Und wie würde es mich erst freuen, wenn ich ein paar getrennte Herzen wieder vereinigen könnte! — O! dann wäre mir der heutige Tag einer der schönsten und festlichsten meines Lebens! Deine Gnade, o Herr! und ich fahre fort ꝛc.

I.

Bey den ersten Christen ward das ehelose Leben, überhaupt genommen, nicht sehr gebilligt; weil man glaubte, daß selbes nur auf Ueppigkeit und Ausgelassenheit abziele. Aber desto vollkomm-

ner war dann ihr Ehestand, und wenn man einen gewissen Arnold liest, so sollte man sie eher für halbe Engel, als für natürliche Menschen von unserm Schrott und Korn halten: so ernsthaft, so gesetzlich, so würdig war jeder Schritt von ihnen in diesem Verhältniß.

Das erste, worauf sie ihr Augenmerk richteten, war die Wahl eines Ehegatten, und da richteten sie sich genau nach der Vorschrift ihres Gesetzgebers. Sie gaben mehr auf die Tugend, als auf das äußerliche Wesen einer Person Acht, wohl eingedenk jener Worte des Weisen: „Anmuth ist Schminke, und Schönheit ist Dunst; ein Weib, das den Herrn fürchtet, ist lobenswerth.“ Wie wenig sie aber auf Eigennutz gesehen, erhellet schon daraus allein, daß sie die Waisen, welche sie aus Liebe ernähret, bey herangekommenen rechtmässigen Alter meist ehe mit ihren eigenen Kindern, als mit andern zu verehelichen pflegten. — Alle Ehen, die in der Bibel verbothen waren, oder sonst einen nachtheiligen Einfluß auf das Christenthum haben konnten, waren ihnen verhaßt. Daher heuratheten sich Blutsfreunde nicht. Niemand heurathete eine unglaubige Person, wenn auch die Anzahl der christlichen Jungfrauen noch so groß war; es wäre dann, daß der unglaubige Theil ein

Christ

Christ zu werden verspreche. „Es ist gewiß, sagt Cyprian, daß die Glaubigen, welche sich mit Heiden verbinden, einer Hurerey schuldig sind, und von aller Gemeinschaft des Bürgerrechts ausgeschlossen werden müssen.“ — Selbst die wiederholten Verheurathungen, sonderbar die vierte und fünfte, wurden für unanständig und wenigst als eine Schwachheit angesehen; in einigen Kirchen wurden jene, die sich wieder verheuratheten, sogar zur Busse angehalten. — Die heimlichen Ehen aber, welche nicht zuvor der Kirche angezeigt worden, oder ohne Einwilligung der Aeltern geschahen, waren ärgerlich und gesetzlos.

Wenn die priesterliche Einsegnung geschah, war die Braut nach Zeugniß des heiligen Ambrosius mit einem Schleier bedeckt, und ließ die Haare fliegen. Beyde Verlobte hatten Kränze auf; sie gaben sich einander die rechte Hand, und die Braut empfieng vom Bräutigam einen Ring zum Unterpfand. In diesem Ringe war ein Kreuz eingestochen; zuweilen auch die Vorstellung einer christlichen Tugend, als eine Taube, ein Anker, ein Fisch: Denn also waren die Pettschaften der ersten Christen beschaffen. — Ihre Hochzeiten wurden meist ohne Gepränge vollzogen; ein gesittetes Hochzeitlied, und ein kleines freundschaftliches Mahl war

vielleicht

vielleicht alles. Der Druck, unter dem die Christen damals seufzten, erlaubte ihnen keine weiteren Feyerlichkeiten, und ihre Gottseligkeit war zu ernstlich, als daß sie es den heidnischen Gewohnheiten hätten nachmachen mögen. Erst im IV. Jahrhunderte kamen die eigentlichen Hochzeitmahle auf; aber auch diese waren von aller Unmäßigkeit und Schwelgerey entfernt. „Unsere Feste, sagt Minutius Felix, unsere Gastmahle sind nicht nur allein züchtig, sondern auch mäßig. Wir halten nichts aufs Spielen und Saufen, sondern wir mäßigen unsere Freude mit Lust und Ernsthaftigkeit.“

O, meine Zuhörer! Wie gut wäre es, wenn man den heutigen Brautleuten manchmal ein Brautpaar aus der ersten Kirche vor Augen stellen könnte! Der alte Vater Tertullian hat wohl recht, wenn er sagt: die meisten Ehen haben nur zwo Bewegursachen — den Geiz, und eine noch unheiligere Begierde. Ich will dieß nicht durchaus behaupten; ich kann aber auch nicht zweifeln, daß dieses nicht wenigst sehr oft geschehe. Denn, was vermag nicht bey vielen der so betrügliche Schimmer des Geldes, oder die anscheinende Hofnung irgend einer reichen Versorgung? Und wie wenige giebt es, die so eine feine Versuchung aushalten können? Nicht umsonst rühmt deßwegen der heilige Geist denjenigen ganz

besonders, der auf das Geld nicht sieht, und seine Hofnung nicht auf Reichthümer setzet. Dieser betrügliche Glanz blendet nur zu sehr, und so giebt man oft einander die Hand; aber, leider! — nicht das Herz. Sind aber dieses vergnügte Ehen? Ach! das eheliche Glück findet man nur selten in Häusern, die vom Gold und Silber strotzen. In einer ländlichen Hütte herrschet oft mehr wahres Vergnügen, als in einem Pallaste; und ein schwarzes Stück Brod, von der Hand einer liebenden Gattinn gegeben, schmeckt gewiß besser, als die niedlichste Speise aus der Hand einer treulosen.

Doch ist es nicht allzeit der Geiz, den man bey Antretung dieses Standes zu Rathe ziehet. Es ist, wie ich schon gesagt habe, eine noch viel unheiligere Begierde, die man hierinn fast einzig höret. Es ist das Vergnügen, ein ganz sinnliches Vergnügen, welches einige überaus stark reizet; und es sind, ich weis nicht, welche Blumen, die man sich in diesem Stande vorstellet, und von denen man sich dergestalt einnehmen läßt, daß man die Dörner, die damit verbunden sind, gar nicht mehr wahrnimmt. — Freund! Freundinn! der und die du in dieser Versammlung da zugegen bist. Wenn du den Ehestand nur deßwegen antreten willst, damit du recht viele Gelegenheit hast, deine Lüste zu

befrie-

befriedigen; o! glaub' es mir, du hast deine Absicht weit verfehlet. Auch die ausgesuchteste sinnliche Wohllust verliert durch den öfteren Genuß ihre Reizungen. Unsere Sinne werden nach und nach geschwächet, unsere Kräfte erschöpfet, unsere Leidenschaft weniger lebhaft, und was dir erst die angenehmsten Empfindungen verursachte, wird dir in kurzer Zeit gleichgültig, oder gar zur beschwerlichsten Last. Siehst du nicht, daß es Eheleute giebt, welche schon nach dem ersten Jahre einander satt sind; hingegen, daß sich andere nach einer fünfzigjährigen Ehe noch so sehr lieben, als am ersten Brauttage? Woher dieser Unterschied? — Daher: jene hatten sich aus einem blos thierischen Triebe verbunden, welcher in etlichen Monathen verschwand; indeß die andern aus einem edleren Beweggrunde zusammen kamen. Die Liebe hat nicht in den äußerlichen groben Sinnen ihren Sitz; sie ist innerlich, ist im Herzen; sie besteht in Vereinigung der Gemüther, und in einem gemeinschaftlichen Bestreben, wodurch eines dem andern das Leben angenehm, und die Leiden hienieden zu versüßen bemüht ist. Dieses ließen sich die ersten Christen sonderbar angelegen seyn; und da der Anfang ihres Ehestandes schon so heilig begann, so konnte auch sein Fortgang nicht minder heilig seyn.

II.

Ihren Ehestand selbst führten sie dem Endzweck des erhabenen Stifters dieses Standes vollkommen gemäß. Der heilige Sinn ihres Erlösers zeigte sich in all ihren Handlungen. Man erblickte Tugenden in ihrem Wandel, welche die Tugenden der Heiden weit übertrafen. Sie waren die liebenswürdigsten und brauchbarsten Mitglieder des Staates, und widerlegten durch ihre Aufführung jenen Vorwurf, als wenn ihre Religion den Verfassungen der bürgerlichen Gesellschaft zuwider wäre. — Rührend war ihre Ehrerbietigkeit und Vertrauen auf Gottes Fürsorge. Wenn ihnen ein häusliches Unglück widerfuhr, so suchten sie es durch Arbeitsamkeit und Mäßigkeit wieder einzubringen. Und wenn sie Glück und Segen hatten, so schrieben sie's mit dankbaren Herzen demjenigen zu, der da ist der Geber alles Guten. Die Religion war überhaupt ihre Freundinn, ihre Vertraute, ihre Lehrerinn; und da sie ihnen die einzige Quelle war, aus der sie in ihren Angelegenheiten Rath und Ermunterung, Trost und Ruhe schöpften, so konnten sie das Ziel ihrer Wünsche nie verfehlen.

Untreue, Eifersucht, Zank und Hader waren den ersten Christen unbekannte Dinge. Hingegen herrschte unter ihnen desto mehr gefälliges Betragen,

gen, liebreiches Begegnen und Zuvorkommen, gütige und weise Nachsicht, und eine heilige, unverbrüchliche Treue. „Sie waren ein Herz und eine Seele. Sehet, wie sie sich lieben“! schrien die Heiden voll Verwunderung auf. Wenn man dieses von der ganzen Christengemeinde hat sagen können, wie viel mehr war's von den Eheleuten ins besondere zu verstehen? — Tertulian beschreibet die Glückseligkeit so einer Christenehe. „Zwey Rechtglaubige tragen miteinander das nämliche Joch: denn sie sind nur Ein Fleisch und Ein Geist. Sie bethen miteinander, werfen sich zur Erde miteinander; sie fasten, unterrichten und ermahnen einander. Sie sind zugleich in der Kirche, und bey dem Tisch des Herrn; tragen Leiden und Freuden miteinander. Man besucht ganz frey die Kranken; man giebt Allmosen ohne Scheue, und wohnt den Opfern bey ohne Zwang und Unruhe. Sie singen miteinander die Psalmen und heiligen Gesänge; und so muntert eines das andere zur Andacht, und zum Lobe Gottes auf.“

O, wohl ein liebenswürdiges Bild so eines christlichem Ehepaars! Wohl eine rührende Beschreibung, welche, so kurz sie ist, doch vielleicht manchem Ehegenoß in dieser Versammlung da eine stille Thräne wird abgelocket haben! Ach! heute zu

Tag ist der Ehestand freylich vielen nicht mehr das, was er den ersten Christen war — ein Stand des vertraulichsten Umganges; ein Band der innigsten Liebe und Freundschaft; das schönste himmlische Band, das Herzen wie mit Blumenketten aneinander bindet. Dieser gesellige Weg ist manchen ein dornichter Pfad, auf welchem Herz und Fuß schmerzen; ein mühsamer Pfad, mit Thränen des nagenden Kummers besäet. — Meine Absicht ist zwar itzt nicht, das Bild einer unzufriedenen Ehe zu entwerfen; noch viel weniger will ich jemanden Vorwürfe machen, oder von dieser geheiligten Stätte des Friedens bittere Worte herabdonnern. Was würde auch all das nützen? Ach! unzufriedene Eheleute sind ohnehin unglücklich genug; und ihr Leiden auch nur berühren, ist und schmerzt schon, wie, wenn man die Wunde eines Kranken berührte. Aber bitten will ich diejenigen, die es angehet — bitten mit gedrängtem Herzen:

Daß sie sich zuweilen an das Beyspiel ihrer Vorfahrer der ersten Christen erinnern. Auch sie waren nicht frey vom Kummer und häuslichen Leiden. Aber das trennte ihre liebenden Herzen nicht; das drang sie vielmehr, sich desto fester an einander zu schließen, und eine Last von zweyen aufgehoben dünkte ihnen leichter. Unverbrüchlich hielten

ten sie die Treue, die sie einander einmal geschworen hatten. — Auch ihr, meine Lieben! habt ja dort am Altare Gott zum Zeugen euers Versprechens aufgerufen. Ihr habt Gewissen und Ehre zum Pfand gesetzet. Ihr habt öffentlich und feyerlich in Angesicht der Kirche einander gelobet, Liebe, Geduld und Nachsicht, und Beschwerden des Lebens miteinander zu tragen — bis euch beyde der Tod scheidet. Was sind dann heilige und unverletzliche Gelübde, wenn das keine sind? —

Bitten will ich aber auch diejenigen, welche über kurz oder lang in den Ehestand zu treten gedenken: daß sie ja mit Ueberlegung und Bedachtsamkeit einen Schritt wagen, von welchem ihr künftiges Glück oder Unglück abhanget. Nirgends ist Leichtsinn unverzeihlicher, als da, wo seine Folgen so betrübt und grausam seyn, und unsere Ruhe auf immer stören können. — Glücklich zu seyn und zu werden, dazu sucht sich der freye Mann eine Lebensgefährtinn, und darum verläßt die blühende Tochter, Haus, Eltern und Freunde. Oft verfehlen sie beyde dieß gesehnte Ziel. Der zärtliche Liebhaber wandelt sich in den kalten gebieterischen Herrn — die sanfte liebvolle Braut in eine verschwendrische, untreue Gattinn, schlechte Hausfrau und Mutter um. Unbeschreiblich ist dann das Elend

eines solchen Ehestandes, unberechbar die Summe seines Grams! Schaudernd geht der Menschenfreund vor so einer Wohnung vorüber; ein stilles Gebeth zum Allvater ist vielleicht alles. —

Glückselig ein Staat, m. Z.! Wo der Ehestand in Würde und Ansehen gehalten wird! da steht es in vieler Rücksicht um ein Volk, und um den Wohlstand desselben gut; und weise, gute Fürsten haben daher von jeher die ernsthaftesten und wichtigsten Einrichtungen zur Aufrechthaltung dieses Standes getroffen. — Aber wehe dem Staate, wo der Ehestand gewissermassen außer Acht kommt! Da ist viel Nachtheil zu befürchten. Es hilft nichts, wenn nur Friede von Außen, und blühender Wohlstand in den Geschäften, aber desto mehr Unfrieden von Innen und Störung in den Häusern ist. Wenn einmal das heiligste Band in einer Gesellschaft zerrissen, so kann es auch um die Gesellschaft selbst nicht lange mehr gut aussehen. — Wehe dem Lande, wo man die ernsthaften Feyerlichkeiten des Anfangs, und der Bestättigung christlicher Ehen allgemach lächerlich und unnütz, und für nichtsbedeutende Zeremonien zu halten anfängt! Wenn die Religion das Band zwischen Mann und Weib nicht mehr knüpfet, so werden auch alle andere Beweggründe zur ehelichen Treue wenig oder

gar keine Kraft haben. Zertrennt ist dann alle Verbindung zwischen Mann und Weib. Niemand gehört gleichsam mehr zusammen. Eltern werden ihre Kinder, und Kinder ihre Eltern nicht mehr kennen. Alle gegenseitige Aufmunterung des Fleißes, und der Arbeitsamkeit höret dann auf. Und so wie Verwirrung und Störung in den Häusern und Familien ist; so wird auch endlich der Staat selbst ein Schauplatz der Unordnung, des Jammers und Elendes werden. —

Jesus Christus, der das Ehepaar auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa gesegnet hat, segne auch alle Eheleute dieser Pfarrgemeinde! Ja, Gottes Segen auf euch, ihr Lieben! und auf eure Kinder, nnd auf euer Hauswesen! Gottes Segen über eure Häuser, Aecker und Wiesen, und über all euch Angehöriges! Gottes Segen hier — und Gottes Himmel dort! Amen!

V. Predigt.

Die Kindererziehung der ersten Christen.

Mein Kind! sagte seine Mutter zu ihm, warum hast du uns das gethan? Sieh, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Luk. II. 42. 52.

Auch die Eltern Jesu also fühlten einen Theil der Leiden und Beschwerden, welche mit der Erziehung der Kinder verbunden sind? So heilig, weise und fromm ihr Kind immer war, und so redlich sie für die Pflege und Bildung desselben Sorge trugen, so war es halt doch nicht möglich, daß sie ganz von Sorgen frey seyn konnten? — Eine der größten Bekümmernisse empfanden sie gewiß damals, als sich ihr Kind zu Jerusalem verloren hatte. Maria beschreibt ihren Kummer selbst sehr stark in den wenigen Worten: „Wir haben dich mit Schmerzen gesucht!“

Diese und ähnliche Schmerzen sind von der Kinderzucht unzertrennlich. Ach! ihr werdet das

wohl selbst erfahren haben, liebe Eltern! die ihr in der Versammlung da zugegen seyt! Was müsset ihr nicht alles ausstehen, so manchen Tag in Unruhe, und so manche Nacht schlaflos zubringen, bis eure Kinder nur aus den ersten Jahren heraus sind? Und ist die Zeit ihrer ersten körperlichen Schwäche vorbey, so fodern noch wichtigere Bedürfnisse eure Fürsorge. Was kostet es dann nicht für Mühe, ihren Geist zu bilden, damit er fähig werde, das, was wahr und gut ist, zu erkennen? Welche Sorgfalt ist dann nöthig, damit das Herz der Kinder nicht durch sinnliche Lüste verderbet, und schon frühzeitig zur Gottseligkeit gewöhnt werde? Gelingt endlich den Eltern diese erste Bildung ihrer Kinder, so entstehen wiederum neue Bekümmernisse, wenn sie an die Zukunft denken. Sind ihre Kinder fromm und verständig, so macht sie der Gedanke traurig, daß sie vielleicht bald durch böse Beyspiele zu Lastern und Thorheiten verführet werden können. Sind sie gesund, so denken sie mit Angst an die Krankheiten, denen sie noch unterworfen sind. Sind sie arm, so ist ihnen für ihr künftiges Fortkommen bange; und sind sie reich, so fürchten sie die üble Anwendung ihres Vermögens. — In jeder Absicht ist also das Werk der Erziehung ein mühsames, kummervolles Geschäfte. Und jeder Vater, jede Mutter kann mit Wahrheit

zu ihrem Kinde sagen: „mein Kind! wir haben dich mit Schmerzen erzogen!“

Das soll euch aber nicht abschrecken und muthlos machen, ihr Lieben! die ihr bey gewissenhafter Uebung der Kinderzucht so manche Leiden empfindet. O! vergesset es nie, daß auch die Eltern Jesu, so verständig und gewissenhaft sie auch waren, von Kindersorgen nicht ganz frey seyn konnten. Vergesset es nie, daß Gott es ist, der euch diese Berufsarbeit aufgeleget, und daß es eure Pflicht ist, euch seiner weisen und gütigen Anordnung willig zu unterwerfen. Vergesset es nie, daß, wenn ihr weniger die Beschwerden eures Standes fühltet, euch auch eure Kinder nicht so lieb und wichtig, und die Freuden nicht so lebhaft seyn würden, die euch ihr Wachsthum an Gemüths- und Leibeskräften gewähret. Und wenn ihr sehet, wie eure Kinder von Tag zu Tag weiser, frömmer, sittsamer werden; wenn ihr ihren Leibes- und Geisteswachsthum so allmählig fortschreitend bemerket; wenn ihr euch die Freuden vergegenwärtiget, die ihr erwachsenes Alter einst verspricht. — O! wie hebt sich dann das Vater- und Mutterherz? Wie muß nothwendig jede Beschwerde, die ihr itzt bey ihrer Erziehung erfahret, euch leicht und angenehm werden? —

Ich will euch, meine Zuhörer! heute durch das Beyspiel der

Ersten Christen

aufmuntern, und euch die Art und Weise

Ihrer Kinderzucht

beschreiben. Gewiß fühlten sie noch mehr die Beschwernisse, die mit diesem Geschäfte verbunden sind; denn sie hatten noch keine solche Erziehungsanstalten und Philantropinen, wie in den heutigen Tagen; und es wäre lächerlich, das zu glauben. Aber desto sorgfältiger war dann ihre Selbstaufsicht, und desto eifriger ihr Gebeth zu Gott, daß er sie mit seiner Gnade unterstützen, und ihnen Weisheit und Muth verleihen möge, ihren Pflichten standhaft Genüge zu thun. Lasset mich zuerst von ihren öffentlichen, dann von ihren häuslichen Erziehungsanstalten reden, so viel sich aus der Alterthumsgeschichte noch abnehmen läßt. Beydes kann sowohl den Eltern als Kindern zum belehrenden Beyspiele seyn.

I.

Die ersten Christen legten den Grund zu ihrer Bildung auf der Schule zu Alexandrien, wo damals das berühmteste Institut war. Hier studierte

dierte man hauptsächlich die heilige Schrift; und wie sehr sie sich darauf verleget, erhellet daraus, daß viele, sogar unter den Layen, dieselbe auswendig gewußt, so unablässlich haben sie sich darinn geübet. Sie trugen selbe insgemein bey sich, und man hat nach der Hand viele Heilige in den Gräbern gefunden, welche das Evangelium auf der Brust gehabt. Chrysostomus bezeuget, daß noch zu seiner Zeit sogar Weiber das Evangelium an dem Hals getragen: daß die Christen die Hände zu waschen pflegten, bevor sie dieses göttliche Buch in die Hände genommen, und daß bey Lesung desselben die Männer ihr Haupt entblößten, die Weiber aber aus Ehrerbietigkeit sich bedeckten. Viele Martyrer, welche zur Zeit der Verfolgung sich in finstere Höhlen zu verkriechen gezwungen worden, haben nichts mehr bedauert, als daß sie des Trostes beraubt wären, dieses göttliche Buch der Offenbarung Tag und Nacht, wie sie vorher zu thun gewohnt waren, zu lesen und zu betrachten.

Indessen würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, die ersten Christen hätten ihre jungen Leute gemeinhin und alle nach Alexandrien geschicket. Eine jede Kirche war bey ihnen nicht nur ein Haus des Gebethes, sondern zugleich eine öffentliche Schule des Heils. Da legte der Bischof das Evangelium,

und die übrigen Bücher der heiligen Schrift aus, und zwar mit so grosser Gründlichkeit, als es je ein anderer Lehrer zu thun im Stande war. Dieß ist die Ursache, warum in der ersten Kirche einem jeden Bischofe der Name eines Lehrers gegeben wurde. Und sie lehrten nicht nur öffentlich in den Versammlungen der Glaubigen, sondern auch in den Häusern, wie das schon der heilige Paulus in der Apostelgeschichte von sich selbst sagt: „ich habe euch nichts verhalten, was nützlich ist, und das ich euch nicht gelehret hätte öffentlich und in Häusern.“

Fanden sich zuweilen Jünglinge, welche eine besondere Begierde nach weltlichen Wissenschaften bezeugten, so benutzten sie auch den Unterricht, und die Schulen der Heiden, und das hin und wieder mit ihrem grossen Beyfalle. Griechenland war damals gleichsam das Vaterland aller Künste und Wissenschaften; vorzüglich wurde zu Athen die Beredsamkeit getrieben. Dahin begaben sich also wenigstens diejenige christlichen Jünglinge, welche sich auf die Beredsamkeit legen wollten. — Ueberhaupt aber riethe man den Glaubigen nicht viel, die Schulen der Heiden zu besuchen, oder auch nur ihre Bücher zu lesen, als welche den Glauben der Schwachen nur wankend zu machen fähig, und anbey unnütz

wären.

wären. „Was mangelt euch im Gesetze Gottes? sagt ein alter Kirchenschriftsteller. Wenn ihr Geschichte zu lesen begierig seyd, so habt ihr die Bücher der Könige. Wenn ihr euch in der Weltweisheit umsehen wollet, so leset die Propheten, den Job und die Sprichwörter, wo ihr mehr Vernunft als in allen Weltweisen antreffen werdet. Wollet ihr Lieder, so habt ihr die Psalmen. Wollet ihr euch mit alten Sachen ergötzen, so leset das Buch Genesis. Das Gesetz Gottes endlich enthält die vortreflichsten Gebothe und heilsamsten Räthe." — Und gewiß, m. Z.! war es dem Stifter der christlichen Religion nicht so fast um Gelehrte, als vielmehr um Bildung guter Menschen und rechtschaffener Bürger zu thun. Die Pflichten, die man Gott, dem Nächsten, und sich selbst schuldig ist, und die einem jeden sein besonderer Stand auflegет, wurden der Jugend vorzüglich eingepräget. „Was nützt's, schreibt schon Paulus an Timotheum, wenn man sich mit Fabeln (und darunter versteht er zwecklose Wissenschaften) abgiebt, aus welchen oft mehr Wortstreit als Erbauung entspringt? Das ist die Hauptsache, und Gott unserm Heilande angenehm, daß alle Menschen zur Seligkeit und Erkenntniß der Wahrheit gelangen.

Nur

Nur will ich der Jugend zu Liebe noch beyfügen, wie genau auf beyden Seiten sowohl Lehrer als Schüler ihre Pflichten beobachteten. Wenn die jungen Christen in die Schule kamen, so wurden sie von ihren Lehrern mit einem väterlichen Kuß empfangen, und so auch wieder entlassen. Es war ihnen eben viel an der Bildung ihrer Seele, als Ernährung ihres Leibes gelegen, und sie konnten mit Christus fragen: „Hat euch je etwas gemangelt, wenn ich euch ohne Beutel, Sack und Schuhe ausschickte? — Sie sprachen: Nein.“ — Eben so weit gieng aber auch auf der andern Seite die Bescheidenheit der Schüler gegen solche Lehrer. Die Schüler stunden oder saßen zu den Füssen ihrer Lehrer, die auf erhöheten Lehrstühlen saßen. Sie folgten dem Lehrer auf dem Fusse nach, wie Schafe ihrem Hirten, frohlockend, wenn er zurücke kam, traurig, wenn er weggienge; ja sie begleiteten ihn bis ins Gefängniß. Sie umgaben ihn wie eine Krone, unverrückt hefteten sie ihre Augen auf ihn, mit der möglichsten Sorgfalt hörten sie ihm zu; taglebens hatten sie seine Lehren in ihren Herzen, und suchten sie zu befolgen.

Ich weis nicht, m. Z.! wen ich mehr bewundern soll — einen solchen Lehrer, oder einen solchen Schüler? Ich weis nicht, was mehr zu wün-

schen ist — einen solchen Unterricht geben, oder genießen? O! diese liebenswürdige Einfalt der ersten Christen! Wie belehrend ist sie für unser Zeitalter! Wie beschämend für so manchen stolzen Lehrer, und für so manchen undankbaren Schüler unsers Jahrhundertes! — Lasset uns aber auch von der Methode ihrer häuslichen Kinderzucht etwas reden; und ich bitte sonderbar die Eltern, ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln, und Ohr und Herz offen zu haben.

II.

Schon im Mutterleibe empfahlen die ersten Christen ihre Kinder Gott dem Allmächtigen; und wenn sie getaufet waren, so nahmen sie dieselben gleichsam als neue Menschen aus seiner Hand, und wiedmeten sie der Ewigkeit. Weder Reichthümer noch Schätze, sagt Chrysostomus, sind wir unsern Kindern schuldig; aber Gottesfurcht und Tugend müssen ihnen bey Zeiten eingeflößt, und in ihren Herzen gehalten werden.

Eben dieser heilige Vater sagt, daß ein jedes Haus damals gleichsam eine Kirche gewesen sey: Denn ein jeder Hausvater war in seinem Hause ein sonderheitlicher Hirt. Unter seiner Obsicht betheten und lasen seine Hausgenossen; er unterrich-

tete

tete sein Weib, seine Kinder, seine Knecht' und Mägde, und ermahnte sie, daß sie sich an die heilige Religion, und ihre Lehren unzertrennlich halten möchten. Diese Pflicht des häuslichen Unterrichts ließen sie sich so sehr angelegen seyn, daß man in den alten Zeiten keine Spur von irgend einer Katechismuslehre findet, welche den Kindern öffentlich gehalten worden wäre.

Was ihre Sitten betrifft, so drangen die Eltern auf eine ungekünstelte Kleidung, und entfernten sorgfältig auch alles andere von ihren Kindern, was ihnen auch nur von Ferne eine Gelegenheit zum Stolz und Eitelkeit geben konnte. — O! daß sich dieses alle Eltern merkten! Es ist kein Laster, welches sich des menschlichen Herzens früher und auch leichter bemächtiget, als der Stolz; und doch ist kein Laster, welches uns schwachen Menschen unanständiger ist, und auf gefährlichere Abwege verleitet, als eben dieses. Wir sind schon natürlicher Weise nur gar zu geneigt, uns für besser zu halten, als wir wirklich sind. Wird nun diese Neigung in unserer ersten Jugend gestärkt, so bemühen wir uns nachher oft vergeblich, derselben loszuwerden. Da verblendet uns dann diese thörichte Leidenschaft, daß wir unsere Fehler und Schwachheiten nicht sehen, und also auch nicht mit

Ernste an die Verbesserung derselben gedenken. Sie macht uns taub gegen die Erinnerung und Warnungen unsrer Lehrer, unserer Freunde, ja unsers eigenen Gewissens. Sie verhindert uns, selbst in den bedenklichsten Fällen bey andern Rath und Hilfe zu suchen, weil sie uns selbst mehr Weisheit, Klugheit und Stärke zuschreiben, als wir in der That besitzen. Diese und ähnliche Folgen rühren daher, weil Eltern nicht sorgfältig genug sind, schon das jugendliche Herz ihrer Kinder von Stolz und Eitelkeit zu bewahren, und ihnen geringe und bescheidene Gedanken von sich selbst einzuflössen.

Schauspiele, welche damals von den Heiden auf eine ärgerliche Art aufgeführt wurden, waren den ersten Christen verhaßt; sie nannten dieselben ungescheut Beschäftigungen des Satans, und hielten mit grosser Sorgfalt ihre Kinder davon ab, damit sie nicht zur Ueppigkeit und Wohllust gereizet würden. Ja! Tertullian eiferte sogar wider die übrigen Spiele der Heiden; er behauptete, daß das Ringen auf dem Fechtplatz, das Wettrennen, und dergleichen damals gewöhnliche Kampfübungen eine Pest der Jugend, und nur Quellen der Wohllust und des Müßigganges wären.

Ich

Ich kann nicht umhin, hier ein Beyspiel anzuführen, welches die Kirchengeschichte von dem heiligen Clemens von Ancyra erzählet. Er war der einzige Sohn seiner Mutter, und lebte zu einer Zeit, wo sich die Heiden eine Tugend daraus machten, die Christen zu verfolgen. Deßwegen wiederholte sie ihrem Kinde beständig die Worte: Streite und leide! Streite und leide für Gott! das waren ihre täglichen Lehren. Zu diesem Endzweck verwandelte sie ihr ganzes Haus gleichsam in eine Schule des Martertodes, und sie geduldete nichts, was dieser Absicht entgegenstehen konnte. Wenn sie ihm ein Buch vorlegte, war es das Leben eines Martyrers. Wenn sie ihn zu einem Schauspiel führte, war es die Richtstätte, wo das Christenblut verspritzt wurde. An den Festtägen der Martyrer zierte sie ihn wie einen Prinzen mit ihrem kostbarsten Schmucke. Selbst an den Gemälden, womit ihre Zimmer umhangen waren, bekam er nichts, als derley Kämpfe zu sehen. Nicht, als ob sie deßwegen andere Uebungen, die seiner Geburt anständig waren, außer Acht ließe; nein; nur mußten sie zu diesem Ziele gerichtet seyn. — Als der junge Clemens bey solcher Erziehung das zwölfte Jahr erreichet, wird die Mutter krank, und alles verzweifelt an ihrem Aufkommen. Dem Tode nahe ruft sie ihren Sohn noch zum Sterbebett. Was hab' ich dich gelehret,

mein Kind! fragte sie mit gebrochener Stimme. — Streiten, Mutter! war seine Antwort, und leiden für Gott. — Recht so; ja, das hab ich dich gelehret, und ich sehe, daß du es begriffen hast. O, mich glückliche Mutter! gern sterbe ich nun. Komm' und laß dich umarmen, und das letztemal an mein Herz drücken. Ich meyne, ich sehe dich schon mit Lorbern umwunden, du Soldat Jesu Christi! das sind die Glieder, die du einst für deinen Heiland dargeben wirst. — Eben dieser Sohn ist nach dem Hintritt seiner Mutter, wie ein junger Löw, aufgewachsen. Er hat den christlichen Glauben im Angesicht zweener Kaiser öffentlich bekennet. Er stund aufrecht vor den Richterstühlen der Landpfleger. Marter und Tod konnten ihn in seiner Tugend nicht wankend machen: denn er hatte gelernet — zu streiten und zu leiden für Gott.

Und eben das ist der Fehler, m. Z.! daß man Kinder heute zu Tag so wenig durch Beyspiele und sinnliche Vorstellungen zu unterrichten sucht. Lehren machen lange bey Kindern keine so tiefe und bleibende Eindrücke als Beyspiele, und wenn es an sinnlichen Vorstellungen fehlet, so werden alle Ermahnungen größtentheils keinen Nutzen haben. Die Ursache ist offenbar. Die Sinne und Einbildungs-

bildungskraft sind bey den Kindern weit geschäftiger als der Verstand, und sie begreifen viel eher das, was sie sehen und hören, als was man ihnen durch trockene Vernunftschlüsse einkauen muß. — Man will z. B. einem Kinde einen wahren richtigen Begriff von Gott beybringen: wie muß mans angehen? Wenn man ihm sagt: Gott ist das höchste Wesen, und ein unendlich vollkommner Geist; so wird sich dieser Begriff zwar in das weiche Gehirnmark des Kindes eindrücken, und sein Gedächtniß beschäftigen: Aber das Herz und der Verstand wird wenig Antheil daran nehmen. Giebt es dann nicht tausend Gelegenheiten, Kindern den Begriff von Gott durch sinnliche Vorstellungen deutlich zu machen? Wenn die Sonne am Frühlingsmorgen aufgeht; wenn alles glänzt und blühet; wenn jeder Acker, jeder Baum euch Segen verspricht; wenn eure Saaten reif werden, und sich vor dem Segen des Herrn zur Erde beugen: dann predigt euren Kindern laut, wer die Sonne, den Mond, und die Sterne, wer die Erde, Berg und Thal, Aecker und Wiesen, Kräuter und Bäume gemacht hat. — Wenn das Donnerwetter schwarz am Himmel heraufzieht, und der Blitz Bäume spaltet, Häuser einäschert, Vieh und Menschen schrecket; so sagt ihnen: der Herr donnert! — Wenn eine Hungersnoth das Brod theuer, und das Geld wohl-

feil

feil macht; wenn euch eine Krankheit auf das Bett hinwirft, oder eine andere Trübsal bey euch einkehret; so sagt ihnen: Die Hand des Herrn hat uns getroffen, der Herr prüfet uns! — Wenn dürftige Waisen, und verlassene Wittwen um Brod bitten; so gebt ihnen freudig, und sagt: Der Vater im Himmel hat sie uns zugeschickt! — Auf solche Art kann man die Kinder die Macht, Güte und Weisheit Gottes kennen lehren; und da Kinder ohnehin neugierig sind, und um alles fragen, was sie sehen und hören, so wird es euch nie an Gelegenheit mangeln, ihnen nützliche Kenntnisse beyzubringen. O! eure Kinder müssen gut und fromm werden, wenn sie sehen, wie gut und gnädig der Herr ist! Und ein solches Kind wird dann überall seinen Gott finden — nicht nur in der Kirche, auch in der ganzen weiten Natur, im Morgenthau, wie in der Mittagssonne; im dämmernden Licht der Abendröthe, wie im feyerlichen Dunkel der Nacht. —

Aber nichts wirkt auf ein jugendliches Gemüth mehr, als selbst das Beyspiel derer, unter denen es lebet. O! dreymal glückselig die aufblühende Seele, vor der nur Vorbilder des Guten und Edlen stehen! Sie drücken sich mit der liebvollen Gewalt der Tugend so sanft, und zugleich so mächtig

in

in das Herz des aufmerksamen Jünglings, daß er, ohne es zu wissen, ihnen gleichförmig handeln wird, wenn er weit von ihnen entfernt seyn wird. O! daß ich eine ehrene Brust hätte, diese Wahrheit allen Eltern laut in's Ohr und Herz zu rufen! O! daß wir in diesem Stücke das Verhalten unsrer Vorfahrer der ersten Christen vor Augen hätten! Dann würden sie sich noch in der Ewigkeit freuen, daß sie so würdige Nachkömmlinge zurücke gelassen. Und sie würden uns einst mit offenen Armen entgegen gehen: welches wir hoffen, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen!

VI. Predigt.

Von den Festtagen der ersten Christen.

Diese sind die heilige Festtäge des Herrn, die ihr zu ihren Zeiten feyern sollet. Levit. XXIII. 4.

Alle Völker, die nur eine Spur von Religion haben, haben auch gewisse Täge, an denen sie das Andenken merkwürdiger Begebenheiten mit einer besonderen Feyerlichkeit zu begehen pflegen. Die Juden im alten Bunde hatten den Sabbath; der siebente Tag in der Woche war ihnen ein Tag der Ruhe zum Andenken, daß auch Gott den siebenten Tag nach der Schöpfung geruhet hatte. Sie hatten das Fest der Erstlinge, und der Aerndte. Wenn sie die Früchte des Feldes einzusammeln anfiengen, so mußten sie die erste Garbe dem Herrn opfern; und wenn es mit der Einsammlung zu Ende gieng, so durften sie das über den Acker herausgehende Getreide nicht mit abschneiden, sondern mußten es den Armen und Fremden überlassen. Eben

das Pfingstfest war das grosse Aerndtefest, wobey sie die sogenannten Bewegbrode opferten. Sie hatten das Posaunenfest zum Andenken, daß Gott durch den blossen Posaunenschall die Mauren von Jericho gestürzt hatte. Sie hatten das Fest der Lauberhütten, wobey Gott die Absicht hatte, die Israeliten daran zu erinnern, daß sie vor Eroberung des Landes Canaan vierzig Jahre in Hütten gewohnet. Und diese, sprach Gott zu Moyses, sind die heiligen Festtäge des Herrn, die ihr zu ihren Zeiten feyern sollet.

Die Christen haben von den Juden nur zwey Feste beybehalten: die Ostern, wovon ich nachher etwas sagen werde, und den Sabbath, der itzt nach der gemeinen Sprache Sonntag genennt wird.

So wie aber die Juden nebst dem Sabbath noch besondere Feste hatten, an denen sie das Andenken gewisser ihnen merkwürdiger Begebenheiten feyerten; so haben auch wir Christen nebst dem Sonntage noch andere Täge, an denen wir das Andenken gewisser uns merkwürdigen Begebenheiten feyern. Heute begehen wir das Fest der heiligen Apostel, Peter und Paul. Die Apostel sind für uns Christen gewiß merkwürdige und wichtige Männer. Ihnen sind wir nach Gott die Kenntniß unser

rer heiligen Religion schuldig. Ihrem Eifer, ihrem Muthe, ihrer Standhaftigkeit haben wir es zu danken, daß wir von Jesus Christus, und von den Wahrheiten des Heils etwas wissen. Die katholische Kirche hat also allerdings wohlgethan, gewisse Tage zu bestimmen, an denen wir ihr Andenken feyern. Dieses ist eine Entrichtung des Dankes, den wir ihnen schuldig sind, und zugleich eine Aufmunterung für uns, daß auch wir so großmüthig um der Wahrheit und Tugend willen leiden sollen, wie sie gelitten haben.

Die Verehrung dieser zween Apostelfürsten hat vermuthlich fast eben so bald auf Erde, als ihre Seligkeit im Himmel, angefangen. Zur Zeit der Verfolgungen hielten die ersten Christen nächtliche Versammlungen um die Begräbnisse ihrer Leichname herum. Kaum aber wurde unter Konstantin dem Grossen der Kirche der Friede geschenkt, so finden sich schon Spuren einer mehr feyerlichen Ehrebeweisung. Schon im VII. Jahrhunderte war fast keine Stadt mehr, die nicht eine Kirche unter ihrem Schutz und Name gehabt hätte; und man kann sagen, daß wir Christen nebst dem Festtage Johann des Täufers kein älteres und glaubwürdiger eingesetztes Heiligenfest, als eben das heutige, haben. Selbst die protestantische Christen-

parthey

parthey hat es in dieser Rücksicht beybehalten, und begehet es noch heute zu Tage in gleicher Feyerlichkeit mit uns. — Soviel mag von der Geschichte des heutigen Kirchenfestes indessen genug seyn. Ich nehme daher den Anlaß, von den

Festtägen

überhaupt zu reden, welche, und wie sie von den alten Christen sind gefeyert worden. Meine Absicht ist keine andere, als euch, meine Lieben! immer mehr mit der Verfassung der ersten Kirche bekannt zu machen. Unsere Vorfahrer bleiben doch immer unsere Muster; und wenn wir diese kennen, so werden wir auch immer mehr den Kern von der Schale, und das Wesentliche von dem Zufälligen der Religion unterscheiden lernen. Gott segne zu diesem Ende meinen Vortrag ꝛc.

I.

Unter den Festen, welche die Kirche von ihrem Anbeginn feyert, haben die Feste des Herrn immer den ersten Platz behauptet. Man hat ihnen sogar den Namen der hohen Feste gegeben, weil sie mit grossen Gepränge, und mit viel mehr religiösen Zeremonien begleitet werden. Darunter gehören Ostern, Pfingsten, das Fest der Himmelfahrt und der Geburt Christi, und all jene Tage,

an

an denen die katholische Kirche ein sonderbares Geheimniß der Erlösung feyert. Die meisten kommen von apostolischer Tradition her, das ist, ihre Einsetzung kommt bis auf die Zeiten der Apostel zurücke. — Die ersten Christen feyerten aber nicht nur den Tag selbst, sondern schon den Abend vorher. Da kamen sie am Abende, der vor so einem grossen Feste hergieng, zusammen, und brachten die ganze Nacht mit Fasten, Bethen, und heiligen Lobgesängen zu. Diese Nächte wurden deßwegen Vigilien, Nachtwachen genennt, und haben lange in der Kirche gedauert. Die vielen Mißbräuche aber, die sich bey dergleichen nächtlichen Versammlungen eingeschlichen haben, gaben der Kirche Anlaß, sie anfangs den Weibspersonen, hernach gar allen Layen zu verbieten. Der nächtliche Gottesdienst in den Klöstern mag heute zu Tage noch dafür gelten.

Das Osterfest ist das erste und herrlichste unter allen Festen der christlichen Religion. Die Juden feyerten es zum dankbaren Andenken, daß der Würgengel ehemal ihre Häuser, die mit dem Blute eines Lammes bezeichnet waren, vorübergegangen, und sie verschont hatte; wir Christen feyern dieses Fest zum Gedächtniß der Auferstehung Christi. Anfangs feyerten es Juden und Christen an einem

Tage.

Tage. Darüber gab es dann schon im zweyten Jahrhunderte grosse Streitigkeiten, weil man nicht zugeben wollte, daß die Mörder unsers Heilands Ostern am nämlichen Tage, wie wir Christen, feyern sollten. Erst im vierten Jahrhunderte in der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicea wurde die Sache ausgemacht. — Die ersten Christen zeichneten das Osterfest vor allen anderen aus. Schon den Tag vorher pflegten sie ein feyerliches Wachen zu beobachten; sie zündeten in Kirchen und Häusern Lichter an; die Gefangenen wurden losgelassen, und auch Privatpersonen schänkten zu dieser Zeit den Sklaven ihre Freyheit. Die katholische Kirche nennt deßwegen den Ostertag vorzugsweise Dominica, den Tag des Herrn, davon alle andere Sonntage, die sonst Sabathe genennt wurden, ihren Namen haben; und die heiligen Väter finden gar nicht Ausdrücke genug, um anzuzeigen, was sie von diesem Feste für einen hohen Begriff haben. Basilius nennt es ein ewiges Fest, eine Vorstellung des Festes der seligen Ewigkeit. Gregor von Nazianz sagt, daß das Osterfest so weit über die andern Feste des Herrn erhaben sey, als diese über alle Feste der Heiligen. Pabst Leo schreibt, daß es unter den Tagen, welche man in der christlichen Kirche mit einem Gottesdienste beehre, keinen herrlichern und vortreflichern gebe, als den Tag des

Oster-

Osterfestes, von welchem alle andere Feyerlichkeiten der Kirche ihre Würde und Einweihung erhielten. Die Ursache ist, weil die Auferstehung unsers Herrn Jesus der Grund unsrer Religion ist: Denn wäre Christus nicht auferstanden, so wäre all unsere Hofnung eitel; wir würden einen todten Gott anbethen, der keine Kraft hatte, sich selbst das Leben wieder zu geben; der also keine Macht haben würde, uns einst wieder lebendig aus dem Grabe hervorzurufen.

Das Pfingstfest hat mit dem Osterfeste gleiches Alter. Pfingsten heißt, der fünfzigste Tag. Die Juden feyerten am fünfzigsten Tage nach Ostern die Gesetzgebung des neuen Bundes: Denn gerade damal war es, als das Gesatz des Jesus Messias das erstemal feyerlich und allgemein zu Jerusalem kund gemacht wurde. — Die Kirche hat bey diesem Feste die Absicht, die Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel zu ehren, und ladet auch ihre Glaubigen zur Theilnehmung an dieser ihrer Absicht ein. Dieser nämliche Geist, welcher ehemal bey seinem Herabfahren auf die Menschen so grosse Wunder gewirket, belebet, heiliget und regieret auch heute zu Tage noch die Kirche. Er ist nicht weniger mächtig, als er damals war. Wir haben ihn in der Taufe empfangen, als das Siegel

gel unsrer Kindschaft, und als das Pfand unsers Erbes. Wir sind seine Tempel geworden, und er wohnet noch in uns, wenn wir diesen Tempel nicht durch unsere Sünden entweihen. Wir können ihn alsdenn nur durch eine aufrichtige Busse wieder zu uns zurücke rufen. Eben an diesem Tage müssen wir ihn besonders bitten, daß er komme, und von einer Wohnung, welche ihm zugehöret, wieder Besitz nehme, daß er das Bild Gottes wieder in uns aufrichte, und ein neues Herz, und einen neuen Geist in uns schaffe.

Auch das Fest der Himmelfahrt Christi ist sehr alt. Schon Augustin gedenkt desselben, als eines der vier grossen Feste. Man ist in der Kirche immer darinn übereingekommen, daß man die Himmelfahrt den nämlichen Tag feyerte, an welchem Jesus Christus gen Himmel gefahren ist, das heißt, den vierzigsten nach seiner Auferstehung, wie wir dieses aus den Schriften wissen. Das war denn im Donnerstag, weil der Tag der Auferstehung im Sonntag war. Dieses Fest wurde nirgend mit grösserem Pracht gefeyert, als auf dem Oelberge, so lange nämlich die grosse Himmelfahrtskirche stand, welche die Kaiserinn Helena dahin hatte bauen lassen.

Nach dem Oster-Pfingst-Auffahrtsfeste ist keines älter, als Weihnacht oder die Gedächtniß der heilwärtigen Geburt unsers Herrn Jesu Christi. Die Zeit, wann dieses Fest in der Kirche angeordnet worden, läßt sich nicht genau bestimmen. Anfängs feyerte man es nicht allenthalben an einem Tage, weil man über den wahren Geburtstage unsers Erlösers noch nicht einig war. Erst gegen die Hälfte des vierten Jahrhundertes findet man es in dem alten Kalender, der zu eben der Zeit seine Einrichtung erhielt, auf dem fünf und zwanzigsten December angesetzt. — Uebrigens wurde das Weihnachtfest in der alten Kirche mit der angemessensten Feyerlichkeit begangen. Alle Tage bis zum Erscheinungsfeste waren, so zu sagen, lauter Festtage; alle Gerichtsstellen waren diese ganze Zeit über geschlossen; es scheint, daß noch im zwölften Jahrhunderte sogar die Handarbeiten verbothen gewesen waren. Auch die Christnacht war den alten Christen heilig. Sie brachten dieselbe mit bethen, lesen und singen zu, und gehörte zu den Vigilien, welche Hieronymus solennes pernoctationes nennt. Was für Aberglaube und Unfuge von vielen heutigen Christen in eben dieser Nacht getrieben wird, schäme ich mich, zu sagen.

2.

Die Marienfeste, oder sogenannten Frauentäge sind diejenigen, welche die Kirche zur Ehre der heiligen Jungfrau und Mutter Gottes Mariä eingesetzt hat. Zugleich werden den Gläubigen die vornehmsten Tugenden, die sie in den verschiedenen Umständen ihres Lebens hat hervor leuchten lassen, zur Nachahmung vorgelegt.

Das erste Marienfest ist unstreitig Mariä Himmelfahrt. Denn als Maria die Augen schloß, ist ganz natürlich, daß sich empfindsame Seelen um ihr Grab versammelt, in heiligen Betrachtungen geübet, und ihr Andenken werden gefeyert haben. Wir müssen aber das Wort Himmelfahrt nicht im engsten Verstande nehmen, als wenn Maria auf die nämliche außerordentliche Weise gen Himmel gefahren wäre, wie Jesus Christus. Die Umstände ihres Todes sind uns so wenig bekannt, wie die Umstände ihrer Geburt. Ohne Zweifel ist Maria so, wie andere Menschen, eines natürlichen Todes gestorben: denn hat Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, als Mensch die Schuld der Natur bezahlen müssen; warum soll sie von diesem allgemeinen Gesetze ausgenommen gewesen seyn? Doch ist es erlaubt zu glauben, daß die heilige Jungfrau alsobald nach ihrem Tode von ihren Ban-

den befreyt wurde, und daß Gott ihren Leib auferweckt habe, um ihn der möglichst empfänglichen Herrlichkeit theilhaftig zu machen. Die katholische Kirche bethet deßwegen noch heute zu Tage — nicht, die du in den Himmel aufgefahren, sondern die du in den Himmel bist aufgenommen worden. — Dieses Fest wurde anfangs das Fest ihres Hinscheidens, das Fest ihrer Begräbniß, das Fest ihrer Ruhe genennt; und der Kaiser Mauritius hat es im ganzen morgenländischen Reiche unter dem Namen des Schlafes anbefohlen — gleichsam, als wenn ihr Tod einem sanften Schlafe gleich gewesen wäre; einem Hinüberschlummern in die Ewigkeit, einem frohen Uebergange in ein besseres Leben; so wie man manchmal sagt: diese Person ist mehr eingeschlafen, als gestorben; ihre Augen haben sich so ruhig, so sanft wie zu einem Schlummer geschlossen *). Es war zwar schon in der ersten Kirche eine fromme Sage, welche auch Johannes Damascenus anführet, daß der heilige Thomas, als er nach drey Tagen ihren entselten Leichnam nochmal sehen wollte, bey eröffneten Grabe nichts als die Leinwand, worein sie eingewickelt war, ange-

troffen

*) Anmerkung. So sagt vom Moyses eine schöne Sage seines Volks: — er starb am Munde Gottes, und Gott begrub ihn selber.

troffen habe. Indessen, wie gesagt, war dieses nur eine fromme Sage, wovon wir nichts bestimmtes wissen. Adon, Bischof von Viene, sagt: wir sollen uns nicht um die Umstände ihres Todes bekümmern, sondern mit dem begnügen, was uns die Evangelisten von der Heiligkeit ihres Lebens erzählen: denn nur ihr Leben, aber nicht das Wunderbarliche ihres Todes, können wir nachahmen. Und Usuard, ein berühmter Theolog, sagt: Die Kirche will lieber in Rücksicht ihres Todes in Unwissenheit bleiben, als etwas bestimmen, das vielleicht eitel und falsch seyn könnte.

Unter die älteren Marienfeste gehören Mariä Verkündigung und Mariä Reinigung. Einige setzten das erste schon auf das Jahr 340, und das andere auf das Jahr 542 zurücke. Beyde Feste aber waren anfangs nicht Mariä, sondern eigentlich Christo zur Ehre eingesetzt, und wurde jenes das Fest der Verkündigung, und dieses das Fest der Darstellung des Herrn genennt. Nachdem aber die Kirche der heiligen Jungfrau die Würde einer Gottesmutter gegen den Nestorius zugesichert hatte, verschafte sie auch der Verehrung, die ihr die Glaubigen erwiesen, mehr Ansehen, und einen grösseren Umfang. Man fieng damit an, daß man zu Konstantinopel, und in anderen Städten des Reichs

Kirchen unter ihrem Namen erbaute; und von diesem Jahrhunderte, welches das sechste der Kirche war, fangen sich allmählig die übrigen Frauentäge an.

Und gewiß, m. Z.! wenn je ein Geschöpf von seinen Mitgeschöpfen Ehre verdient, so ist es Maria. Wer war sie? Sie war eine Jungfrau von den allerreinsten Sitten, und der allerreinsten Seele, die selbst einem Engel Gottes in ihrer Unschuld sagen durfte: ich weis von keinem Manne. Sie war eine arme Bürgerinn zu Nazareth — keine Person, die von hohen Familien aufgesucht und begehrt ward, oder um die sich auch nur die reiche Jugend ihres Orts beflissen und emsig bewarb. Ein armer Zimmermann durfte hoffen, sie zu bekommen, und sie dachte auch so bürgerlich, daß sie ihn nicht ausschlug, und sich die eheliche Verbindung mit ihm gefallen ließ. Höher zu steigen, strebte sie nicht; und ihr Ehrgeiz gieng nicht weiter, als die Ehegenossinn eines armen Handwerksmanns zu werden. Sie hatte sich vorher mit keinem Gedanken vorgestellet, daß sie einst hervorgezogen, und so sehr geehret werden würde; sie lebte in ihrer Niedrigkeit und Verborgenheit dahin, und dachte gar nichts anders, als in dem stillen Kreise eines bürgerlichen Lebens bis an ihr Ende zu bleiben. Hätten wir

sie

sie zu Nazareth gesehen, wir wären vielleicht bey ihr vorbeygegangen, und hätten vermuthlich im äußerlichen wenig oder nichts an ihr bemerket, das sie von anderen Menschen ausgezeichnet hätte. Diese arme Jungfrau ward nun unter allen Töchtern Adams ausgewählet, die Mutter des heiligen, unbefleckten Gottessohnes zu werden. In einer Hirtenhöhle war es, wo sie in einer unvermutheten Stunde den Heiligen Gottes gebahr. In einer Hirtenhöhle — in einer stillen, feyerlichen Mitternacht, wo alles schläft und schlummert — gebar sie den Heiligen, und wand ihn in Windlein ein, und legte ihn in eine Krippe. Ich möchte der Mensch nicht seyn, dem auch beym blossen Andenken dieser heiligen Person nicht stille Ehrfurcht und Andacht anwandelt. Die Unschuld ihres Lebens, ihre Demuth und Bescheidenheit, ihre Ergebung in den Willen Gottes, ihr Dulden und Ausharren in jedem, auch noch so widrigen Schicksale ihres Hieniedenseyns — wie liebenswürdig; aber auch wie belehrend und nachahmungswürdig für uns! Lasset uns ja, m. Z.! nie bey der Verehrung allein stehen bleiben. Nachfolge ist die Hauptsache, und das ist die Ursache, warum die katholische Kirche Festtäge, und an diesen das Andenken der Heiligen befiehlt.

3.

Die dritte Gattung der Festtäge sind die Täge der Apostel und heiligen Martyrer. Sie sind sehr zeitig in der Kirche aufgekommen, und man glaubt schon im zweyten Jahrhunderte zu Zeiten des Polycarpus, welcher ein Jünger des heiligen Apostel Johannes war. Anfangs wurden sie Natalitia, Geburtstäge der Martyrer genennt, weil sie durch ihren Tod gleichsam zur herrlichen Krone des Himmels gebohren wurden. Wenn nun die Jahreszeit eintraf, daß so ein Heiliger gemartert worden, versammelten sich die Christen um sein Grab herum; betheten und dankten Gott für das gute Beyspiel desselben; genossen das heilige Abendmahl, und theilten unter die Armen Allmosen aus. Auch wurden manchmal Lob- oder Trauerreden auf die Martyrer gehalten, so wie es noch heute zu Tage bey uns Christen gewöhnlich ist; oder man las wenigst ihre Thaten und Leiden auf eine rührende Art vor. Der Anblick ihrer Leiber, welche um Jesu Christi willen so viel gelitten haben, belebte sie zu gleichem Muthe und Standhaftigkeit. Ihre Aschen und dürren Gebeine, die einst mit Fleisch bekleidet, wieder zum Leben auferstehen werden, erinnerte sie an die Verheißung der künftigen Auferstehung. Und die Wunderwerke, welche Gott durch das Daseyn dieser heiligen Ueberbleibsel wirkte, machte ihnen

Muth,

Muth, mit ehrerbiethigen Vertrauen hinzuzunahen, und Gott ihr Anliegen vorzutragen.

Diese sind ungefähr die Hauptsachen, welche uns die Kirchengeschichte von den Festtägen der ersten Christen erzählet. Nur will ich itzt von dem bisher gesagten eine Anwendung auf uns selbst machen, und vorzüglich einen Mißbrauch rügen, welcher sich bey unsern Festtägen fast allgemein einzuschleichen pflegt.

Einer der größten Mißbräuche ist, daß es so viele Christen giebt, denen die Festtage der Heiligen lieber, theuer und wichtiger sind, als die Festtage des Herrn selbst. Wer waren die Heiligen, welche itzt im Himmel sind, und auf unsern Altären stehen? — Sie waren Menschen, wie wir; aus Fleisch und Blut gemacht, wie wir. Sie waren zuweilen grosse Sünder, und hatten viele Schwachheiten an sich. Hat nicht Petrus seinen Herrn und Meister dreymal verläugnet? Hat nicht Paulus die Kirche Gottes rachschnaubend verfolget? Magdalene, die Büßerinn, war sie nicht zuvor eine grosse verschreite Sünderinn? Und David der Mann nach dem Herzen Gottes, wie oft hat er nicht als Mann nach dem Herzen Gottes gehandelt? Wir thun also sehr unrecht, wenn wir sie

mehr

mehr, als Gott selbst verehren. Alles, was sie sind, sind sie nur durch Gott. Sie können nicht die mindeste Gnade von sich selbst ausspenden. Sie vermögen überhaupt für unser Wohl nichts anders, als daß sie bey Gott für uns bitten können. Wahr ist's, Gott hat sich sehr oft der Heiligen bedient, um die herrlichsten Wunder seiner Allmacht den Menschen zu offenbaren. Aber man würde sich sehr irren, wenn man dafür hielte, als hätten die Heiligen selbst diese Wunderthaten verrichtet. Nur Gott ist Urheber der Natur. Nur bey ihm allein steht es also, die einmal festgesetzte Ordnung der natürlichen Dinge zu unterbrechen.

Wir lesen in der Apostelgeschichte, daß Petrus und Johannes einst einen Menschen gesund gemacht haben, der von seiner Gebart an vierzig Jahre lang nicht mehr gehen, nicht den mindesten Gebrauch von seinen Füssen machen konnte. Steh auf und geh! sagte Petrus. Und siehe, er stand auf und gieng, und sprang freudig in den Tempel. Alle, welche Zeugen dieser wundervollen Begebenheit waren, erstaunten, und konnten ihre Verwunderung über diese so plötzliche Heilung nicht genug an den Tag legen. Petrus, der etwas ganz anders, als eine blosse Verwunderung, und ein ehrfurchtvolles Anstaunen ihrer Personen bezwecket

hatte, konnte diesem Getümmel, und dieser allgemeinen Achtung für sie nicht länger stillschweigend zusehen. Ihr israelitische Männer! sagte er, was verwundert ihr euch dessen? Oder was sehet ihr so steif auf uns, als ob wir durch eigene Kraft gemacht hätten, daß dieser wandle? Nicht auf uns soll euer Augenmerk gerichtet seyn. Nicht wir sind es, die den Kranken hergestellet haben. Wir sind ohnmächtige Menschen, sterbliche, sündige Menschen, wie ihr. An uns ist gar nichts besonders, das uns über euch erheben, und zu einer Art von vorzüglichen Geschöpfen machen konnte. Auf Gott, auf Gott müßt ihr sehen. Er ist es, der es gethan. Der Gott Abrahams, der Gott Isaks, der Gott Jakobs, der Gott unsrer Väter hat die Herrlichkeit seines Sohnes Jesu gezeiget. Wir sind nur Werzeuge, durch welche er ein so grosses Wunder hat geschehen lassen. — So waren auch Paulus und Barnabas gesinnt. Als man sie wegen ihren außerordentlichen Wunderthaten für Götter, die vom Himmel herabgestiegen sind, ansehen, und ihnen opfern wollte; so zerrissen sie ihre Kleider und sprangen unter das Volk: Ihr Männer! schrien sie, warum thut ihr das? Wir sind auch Menschen, gleichen Anfechtungen unterworfen, wie ihr.

Wie thöricht, wie unwissend, wie abergläubig sind also diejenigen, welche ein grösseres Vertrauen auf die Heiligen, als auf Gott selbst, setzen; welche zu jenen immer zehnmal mehr Gebethe hersagen, ehe sie einmal an Gott denken; welche lieber den Winkelandachten nachgehen, Seitenkapellen besuchen, bey öffentlichen Bildsäulen auf der Strasse sich aufhalten, indessen die Kirche, und das darinn ausgesetzte hochwürdige Gut einsam und verlassen steht? Wie unvernünftig, und wie ganz dem Geiste des Christenthums zuwider handeln diejenigen, welche die Altäre der Heiligen auszieren, ihre Festtage mit den höchsten Feyerlichkeiten begehen, und inzwischen am Sonntage, oder andern Tagen der Geheimnisse der Religion, sich mit der flüchtigen Anhörung einer Messe begnügen?

Möchten wir doch einmal erkennen, daß alle diese Andachten nichts taugen, wenn sie nicht das Herz bessern, und auf unsere Sittlichkeit einen Einfluß haben! Möchten wir uns doch einmal überzeugen lassen, daß wir, um den Beystand, und die Fürbitte der Heiligen zu erhalten, ihrem Lebenswandel nachfolgen müssen, und daß ihnen eben so wenig, wie Jesu Christo, etwas anders gefallen könne, als die Unschuld des Lebens, und die Busse! Herr! öffne du unsere Augen, daß wir einmal un-

sere alten Vorurtheile ablegen, und solche Gesinnungen fassen, die eines wahren, vernünftigen Christen anständig sind. Und wahrlich, m. Z.! wenn es jemal Zeit ist, unsere Begriffe von den Andachtsübungen zu verbessern, so ist es in diesen Tagen, wo es allgemach nothwendig zu werden anfangt, das Ansehen des Christenthums, und der Kirche zu retten. Nicht blos durch Nebensachen, nicht blos durch einzelne Gebräuche und Andachtsübungen, nicht blos durch äußerliche Handlungen wollen wir uns von unsern Glaubensgegnern unterscheiden, sondern durch eine genauere Betrachtung unsrer Religionspflichten, durch eine strengere Ausübung der Tugend und Reinigkeit, durch ein näheres Aehnlichseyn mit Christo, dem Stifter unsrer Religion. Dieses wird uns in den Augen aller Menschen ehrwürdig, wird uns Gott zu unsern Freund, Mariam und alle Heiligen zu unsere Fürbitter machen. Amen.

VII. Predigt.

Geschichte des Sonntags, und dessen Würde bey den ersten Christen.

Der Sabbath ist wegen dem Menschen.
Mark. II. 27.

Unser Heiland Jesus gieng an einem Sabbathe mit seinen Jüngern zwischen den Getraidfeldern. Die Jünger hatten Hunger, brachen daher Aehren ab, rieben die Körner mit ihren Händen heraus, und assen sie. Dieses sahen die Pharisäer; gleich warfen sie ihnen vor, daß sie am Sabbathe arbeiten, da doch alle Arbeiten verbothen sind. Christus vertheidiget seine Jünger wider diesen Vorwurf: „Habt ihr niemals gelesen, was David gethan hat, da er in Noth gerathen, und mit seinen Gefährten vom Hunger geplagt worden? Wie er die Schaubrode gegessen, und auch seinen Gefährten davon mitgetheilet, obwohl nur den Priestern davon zu essen erlaubt war? Der Sabbath ist wegen dem Menschen, nicht aber der Mensch

wegen

wegen dem Sabbath gemacht worden." — Hiedurch giebt uns Christus die Ursache zu erkennen, warum der Sabbath eigentlich eingesetzt worden; nämlich zum Nutzen der Seele eben sowohl, als des Leibes.

Ich habe euch, meine Zuhörer! schon einmal gesagt, daß Gott von den Menschen keine Dienstleistungen für sich brauche, uud daß der Mensch zur Seligkeit Gottes, zur Vermehrung seiner Vollkommenheiten nichts beytragen könne. Lasset uns nun diesen Grundsatz auf die Auslegung unsers Textes anwenden. Der Sabbath ist wegen dem Menschen. Gott braucht von uns keinen Dienst; also auch keinen Tag, an dem wir zu seinem Dienste besonders geschäftig seyn sollen. Ob aber wir Menschen keinen solchen Tag brauchen, ist eine andere Frage? — Diese Sorgen und Geschäfte dieses Lebens pflegen in den übrigen Wochentagen unsern Geist so sehr zu zerstreuen, daß wir darüber nur allzuleicht unsers Gottes, und unsrer höheren Bestimmung vergessen. Für unsern Leib haben wir auch Ruhe nöthig, um einmal von dem Schweiß, und der Arbeit, die wir sechs Tage lang verrichtet haben, auszuruhen, um einmal wieder freyen Athem schöpfen zu können, um die vielen verlornen Kräfte wieder zu ersetzen. Wie nothwendig ist also ein

solcher

solcher Ruhetag für Geist und Körper? Und zugleich wie ehrwürdig soll er uns seyn? — Die Absicht eines solchen Feyertages ist Veredlung des Menschen, Beförderung der Tugend, Weckung des Menschen zum frohen Genusse seiner Güter, Ruhe von der schweren Handarbeit, um dem Geiste einen freyern Aufschwung zu seinem Gott, und zum Nachdenken über wichtige Wahrheiten zu verschaffen. Was wäre das menschliche Leben ohne Festtage? — Eine immerwährende Beschäftigung für die Zukunft, um sich dereinst bey dem Genusse der erworbenen Güter glücklich zu fühlen; aber nie käme der Zeitpunkt eines wirklichen Genusses mit Bewußtseyn. Es ist daher eine sehr wohlthätige Veranstaltung für ein Volk, wenn zwischen mehreren Arbeitstagen ein Feyertag festgesetzt ist, der den gewöhnlichen Kreislauf der mühsamen Geschäfte hemmet, und die arbeitsamen Menschen zur Erholung, und zum Genusse der Früchte ihres Fleißes einladet. Gott einen Tag heiligen, heißt, aus mehreren Tagen, an denen man für seine leiblichen Bedürfnisse sorget, einen aussondern, und dazu widmen, auch für seinen sittlichen Zustand besorgt zu seyn. Die Ruhe von beschwerlicher Arbeit, der Genuß besserer Speisen und Getränke, und der mehrere Kleiderputz reizen zur Geselligkeit und Fröhlichkeit; und schon hiedurch wird bey Leuten, die ihre täglichen

lichen groben Arbeiten ganz unempfindsam machen würden, die Menschlichkeit unterhalten, und das Gefühl für Sittlichkeit lebhafter gemacht. Sehet nun, wie wahr es ist, was der Erlöser sagt: Der Sabbath ist wegen dem Menschen.

Diese und ähnliche Gesinnungen noch mehr zu erwecken, will ich Eure Andacht heute mit der

Geschichte des Sonntags

unterhalten; besonders möcht' ich euch darauf aufmerksam machen, wie er in den ersten Zeiten der Kirche gefeyert worden. Den ersten Christen war der Sonntag ein rechter Freudentag, an welchem sie niemals fasteten, noch irgend ein anderes Bußwerk verrichteten. Man durfte nicht einmal kniend bethen, sondern es war vielmehr das Gegentheil befohlen; man bethete aufrecht zu Gott. Alles sollte nämlich die Glaubigen erinnern, daß dieser Tag ganz der freudigen Beschäftigung gewidmet sey; und sie sangen mit Frohlocken den Psalm: Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat; laßt uns freuen und fröhlich seyn! — So will ich dann erzählen, I. was die Kirche, II. was der Staat in Absicht auf die Sonntagsfeyer verordnet hat. Beyde, Kirche und Staat, waren von jeher gleich stark bemüht, diesen Tag des Herrn vor allen an-

deren auszuzeichnen. Hieraus folgt von selbst, daß wir also diesen heiligen Tag so feyern sollen, wie ihn Kirche und Staat gefeyert haben will.

I. Theil.

Daß die Geschichte unsrer heiligen Christusreligion sich auf jene des ehemal auserwählten Volks Israel gründe, ist eine Wahrheit, welche ich vor Christen eben so wenig zu beweisen nöthig finde, als gewiß es ist, daß den Israeliten ihre Religion eben sowohl von Gott gegeben, wie uns die unsrige nachher geoffenbaret worden. Wenn man demnach immer Aehnlichkeiten zwischen beyden Religionen antrift, mag das Niemanden befremden, noch weniger irre machen! am allerabentheuerlichsten aber würde es seyn, sich darüber stossen, weil man so manches beynahe noch ganz unverändert beybehalten hat; oder glauben, wenn man Veränderungen wahrnimmt, die Kirche habe dieselben eitel aus Haß oder Verachtung des abgewürdigten Judenthums nur vorgenommen. Nein; so ein Beweggrund würde vielmehr gegen alle Bescheidenheit und Billigkeit in Religionssachen anstossen. Was die Menschen einmal auch nur für sich selbst zur Verehrung der Gottheit so oder so verordnet haben, bleibt schon dieser erhabenen Absicht wegen ehrwürdig; doch daß selbes eine nach Umständen zweckmäßige Abänderung

derung keineswegs ausschließe: Denn es ist immer noch besser, das höchste und verehrungswürdigste Wesen auf eine immer bessere und zweckmäßigere Art verehren zu können. Diesen Grundsatz nun lasset uns auf die Verlegung des Sabbaths auf dem Sonntag, oder was eins ist, auf die Veränderung des jüdischen in den christlichen Sabbath, oder Tag des Herrn anwenden.

Erinnert euch, Geliebte! daß die ersten Christen keine andere waren, und seyn konnten, als nur solche, welche ehemal Juden oder Heiden waren. Aus der Religionsgeschichte der Juden erhellet, daß ihnen Gott ein Gesetz gab, vermöge dessen sie sechs Tage der Arbeit, den siebenten aber der Ruhe und ihrer Heiligung besonders widmen sollten. Dieser Tag hieß in ihrer Sprache Sabbath, das ist, Ruhetag. Eine jüdische Woche hatte also im übrigen, wie die unsrige, sieben Täge; aber nur der siebente hatte seine eigene Benennung. — Bey den Heiden hatte die Woche die nämliche Anzahl Täge; nur war es bey ihnen Religionsanstalt, daß jeder Tag seinen besonderen Namen von einer der sieben Gottheiten der Planeten erhielte; daher die Benennung des Sonntages von der Sonne, des Mondtages von dem Monde u. s. w. — Die christliche Kirche, da sie gleich anfangs ihre Religions-

gionspolizey anordnete, behielt die bürgerliche Wocheneintheilung in sieben Täge allerdings bey; nur schien es ihr unschicklich, auch die heidnischen Namen beyzubehalten. Da nun selbst die Heiden den vornehmsten Wochentag der Sonne, als dem wohlthätigsten aller Gestirne, gleichsam zum Danke gewiedmet; da auch die Juden ihren Sabbath, und andere Festtage meist zur Erinnerung an gewisse vorzügliche von Gott empfangene Gutthaten feyerten; so erachtete die Kirche des neuen Bundes nichts so schicklich und billig zu seyn, als ebenfalls für ihre Glaubigen einen solchen Tag zu bestimmen. Der Sabbath, oder unser Sonnabend war dazu nicht geschickt, theils weil sie sich von den Juden und ihrer Lehre unterscheiden, theils weil sie kein Aufsehen erregen wollten, wenn sie sich an diesem Tage von denselben absonderten, und eine besondere Versammlung hielten: denn sie mußten sich, weil sie unter dem Druck waren, sehr geheim halten. Also wählten sie den ersten Wochen- oder Sonntag, der ihnen noch dazu besonders wichtig war, weil an diesem Tage Christus unser Herr wieder aus dem Grabe auferstanden ist, und dadurch die Wahrheit seiner Lehre, und die Hofnung unserer eigenen Auferstehung befestiget hat. An so einem Sonntage kamen nun die ersten Christen zusammen, erinnerten sich der wichtigsten Lehre ihrer Religion,

der

der Auferstehung Christi; erbauten sich, trieben einander zur Geduld, zum Glauben, zum Gehorsam und Liebe an; genossen das heilige Abendmahl, und sammelten Allmosen für ihre armen und verfolgten Glaubensbrüder. Zugleich hatten sie dabey einen Tag der Ruhe, an dem sie selbst, ihr Gesinde und ihr Vieh sich von der langen Wochenarbeit wieder erholen, und neue Kräfte für die künftigen Geschäfte sammeln könnten. Weil diese Feyer des Sonntags so nützlich, nöthig und erbaulich war, so ward sie nachher durch ein Gesetz bestättigt, das die ganze christliche Kirche beybehielt, und das wir noch heute zu Tag zu beobachten haben, wenn wir folgsame und gute Christen seyn wollen.

Die Benennung des Sabbaths oder Samstags ist dem letzten christlichen Wochentage gleichsam zur Erinnerung des alten Bundes der Vorzeit noch übrig gelassen worden; so wie der Sonntagsname noch ein Ueberbleibsel des Heidenthums ist. Die Kirche bedient sich dessen niemal und nimmer. Unterdessen da der blosse Name auch nichts verschlägt, und etwa noch manchen Glaubigen an die Vorzeit des Heidenthums seiner Voraltern heilsam erinnern mag; so erachtete es die Kirche für unnöthig, auf dessen gesetzmäßige Austilgung zu dringen. Dominica, Tag des Herrn, diesen und kei-

nen

nen andern Namen behauptet er nach der Kirchensprache, und darüber hat von jeher die sammentliche allgemeine Kirche sowohl im Morgen, als Abendlande unverletzlich gehalten.

Hier könnte man fragen: ist diese Abwürdigung und Veränderung des Sabbaths in einen besonderen Tag des Herrn schon gar sehr alt in der Kirche? — Darauf antworte ich: ja; sie ist schon so alt, als die Kirche selbst. Die Apostel und Jünger Jesu nahmen diese Einrichtung noch lebend vor. Schon Johannes gedenkt dieser unter den Glaubigen allgemein eingeführten Gewohnheit in der Geschichte seiner geheimen Offenbarung; erzählt sogar, daß er diese seine himmlischen Gesichte an einem dieser Herrentage gehabt hätte. Lasset mich hier die Bemerkung aus der ältesten Kirchengeschichte noch des ersten Jahrhunderts einschalten. Es waren gerade fünf und zwanzig Jahre seit der Urstände des Herrn, da Paulus auf seiner Apostelamtsreise aus Phrygien in Jerusalem eintraf, und seinen Antrag machte, eben an einem Sonntage da einzutreffen, um an diesem ersten Wochentage in der Versammlung der Glaubigen, und beym Brechen des gesegneten Brodes gegenwärtig zu seyn. Verlangt man den nämlichen Beweis, und eine noch umständlichere Erklärung des christlichen

Sonn-

Sonntagdienstes, so liefert uns denselben aus dem zweyten Jahrhundert Justinus, der Weltweise und Martyrer, und seine Erklärung ist desto merkwürdiger, weil sie ein Stück seiner Schutzrede ist, die er vor dem Kaiser Antonin während der Verfolgung hielt, und dadurch die Aufhebung derselben von diesem sonst billigen und menschenfreundlichen Fürsten bewirkte. „Am Sonntage, sagt er, versammeln „sich alle, sie mögen nun in Städten oder auf dem „Lande seyn, an einem bestimmten Orte. Hier „liest man die Schriften der Apostel oder der Pro„pheten, so viel es die Zeit erlaubt. Wenn der „Vorleser fertig ist, nimmt der Vorsteher der „Versammlung das Wort und hält eine Ermah„nung, um die Zuhörer zur Ausübung des Vor„gelesenen zu ermuntern. Dann erheben wir uns „alle zum Gebethe. Nach dem Gebethe wird Brod „mit Wein und Wasser geopfert, und nach der „Danksagung und Einsegnung den Glaubigen aus„getheilet. Ehe man auseinander geht, geben „die Vermöglichern ein freywilliges Geschänk zum „Besten der Armen und Gefangenen. Wir haben „den Sonntag zu unsrer Versammlung gewählet, „weil dieß der erste Schöpfungstag, und zugleich „der Tag der Auferstehung Jesu Christi unsers „Herrn und Heilandes ist.“ —

Aus eben angeführten Worten läßt sich also erstens bemerken, daß in der alten Kirche außer dem Sonntage nicht einmal ordentlicher allgemeiner Gottesdienst gehalten wurde; und zweytens, daß alle aus den Städten und vom Lande zum gemeinsamen sonntäglichen Gottesdienste sich damal versammelten. Wie weit sind demnach so viele heutige Christen bey all der Gemächlichkeit des in unsern Tagen vervielfältigten Gottesdienstes hinter dem Eifer jener ersten Glaubigen zurücke? Und wie unrichtig, unrühmlich und beynahe ärgerlich ist der Begriff mancher itzigen Christen von einem sogenannten gemeinen Sonntage, der bey ihnen im Vergleiche mit einem andern Feyertage ungleich weniger, und beynahe gar nichts zu bedeuten scheint? Nicht anders, als könnte der Tag des Herrn von seiner eigensten Würde jemal etwas verlieren, weil die Kirche, aber nie in so einer Absicht, verordnet hat, auch die Gedächtnißtage der Heiligen mit einer angemessenen Feyerlichkeit zu begehen. Sehet, wie verkehrt! Aber so gehts den besten, und so gieng es gemeinhin gerade den ältesten und ächtesten Religionsanstalten im Verlaufe der Zeiten. Wohlmeynende aber sehr unwissende Volkslehrer, andächtige aber desto eigensinnigere Glaubige späterer Zeiten verwirrten die reinen Begriffe, und verloren die ursprünglichen Absichten der Kirche ganz aus den

Augen;

Augen; bildeten sich selbst ein Alterthum und Andachtssistem, hiengen sich nach Herzenslust daran, fanden ihr eigennützіges Behagen dabey, schrien über Neuerungen, wenn man sie aufs wahrhaft Alte zurücke führen wollte; und die Kirche hatte oft bittere Noth, und wollte sie anders Trennungen und Spaltungen verhüten, so mußte sie als eine bescheidene Mutter ihren eigensinnigen Kindern, nur was sie konnte, aber gewiß nie wollte, zu gut halten.

Ich muß hier noch ein Beyspiel aus der Kirchengeschichte anführen. In den ersten Zeiten feyerten die meisten Christen, und besonders diejenigen, die sich vom Judenthume herüber bekehrten, neben dem Sonntage noch den Sabbath, doch mit dem einschränkenden Unterschiede, daß dieses von jedem, der da wollte, nur für sich, und gleichsam in geheim geschah: Denn die ordentliche gottesdienstliche Versammlung ward nur allein am Sonntage gehalten. Anfangs fand die Kirche nicht nöthig, es zu verbieten. Bereits aber gegen Anfang des zweyten Jahrhunders fand es der heilige Ignaz, Bischof von Antiochien schon nothwendig, den Glaubigen seiner Kirche es gerade zu sagen: Daß sie weit besser thäten, wenn sie, anstatt wie bisher auch den Sabbath zu beobachten, künftig nur allein

den Sonntag als den Tag des Herrn heiligten. Man findet auch nicht, daß die Antiochener ihrem Hirten die Folge verweigerten. Allein es gieng nicht überall so. Der Geist des Eigensinnes, der gar zu gern gerade die andächtigsten Seelen irre führet, wollte sich so gemeinhin nicht beruhigen lassen; er spuckte, und trieb sein Wesen, wo er nur immer konnte, mitunter; schwärmte auch wohl zu Zeiten ziemlich laut, und man sah solche Zwitter von Juden und Christen allmählich immer mehr sich hervorthun. Endlich legte sich der Kirchenrath von Laodizea im Jahr 367 ins Mittel, und verboth geradezu: Die Christen sollen nicht mit den Juden Feyertag halten; sie sollen am jüdischen Sabbath arbeiten, und den ihrigen am Sonntage feyern.

Uebrigens waren der Sabbath der Juden, und der Sonntag der Christen im Grunde wenig von einander unterschieden, außer dem einzigen Unterschi de eines ganz andern Opfers im neuen Bunde. Man sah beyderseits darauf, so viel möglich, buchstäblich bey den Worten, und der Absicht der anordnenden Gottheit zu bleiben. Man ruhte von der Arbeit aus, und wendete diesen Feyertag dazu an, sich mit dem Dienste seines Gottes, und seiner eigenen innerlichen Heiligung zu beschäftigen.

Wer

Wer ein redlicher Israelit, und ein ächter Christ seyn wollte, der mußte die Woche durch arbeiten, und am Sabbath oder Sonntage der Andacht und Frömmigkeit pflegen. Seine arbeitscheue Faulheit mit dem Vorwand freywilliger Andacht, oder seine geizige Häuslichkeit mit dem Scheine der vor Gott weit angenehmern Arbeitsamkeit zu beschönigen oder zu überheucheln, das war noch nicht Politik in jenen Zeiten, da es noch redliche Israeliten, und ächte Christen gab. Ists auch noch heute zu Tage nicht, wo es deren noch wirklich giebt. Die Ordnungen der Synagoge, und nachher die Verordnungen der Kirche waren auch aufs Genaueste dafür bedacht, daß Gott, was Gott, und dem Menschen, was des Menschen ist, gegeben wurde.

II. Theil.

Es ist aber auch merkwürdig, m. Z.! wie theilnehmend und unterstützend die christlichen Fürsten auch ihrerseits diesen Verordnungen der Kirche nachhalfen.

Es war gerade am Anfange des dritten Jahrhunders, als Konstantin der Grosse der verfolgten Kirche den blühenden Frieden wieder gab. Gleich eines seiner ersten Gesetze, mit denen er seine Re-

gierung auszeichnete, war jenes, das er fürs ganze damalige römische Reich wegen der allgemeinen Sonntagsfeyer gab. Selbst auf seine Armeen wollte er es ausgedehnt wissen. Alle seine christlichen Soldaten, so wie die übrigen Reichsunterthanen mußten den Tag des Herrn heilig beobachten. Sie waren sogar für diesen Tag von allen Kriegsdiensten frey. Nur in Absicht auf den Feldbau hat er die Beschränkung gemacht, daß dem Landmann die Freyheit offen bleiben solle, seine Früchte auch an diesem Tage nach Hause zu bringen.

Hundert Jahre nachher machte Kaiser Leo eine neue Verordnung bekannt. Es ward verbothen, an einem Sonntage eine gerichtliche Handlung zu beginnen, eine Prozeßsache zu führen, eine Auflage einzutreiben rc. Die Schau- und offentlichen Spiele, die Thierhätzen und derley der Heiligkeit des Tages widersprechende, und das Volk zerstreuende Handlungen waren unter den schärfsten Strafen für Uebertreter und Theilnehmer untersagt. Verlurst des Amts, entehrende Herabsetzung beym Kriegsstande, Einziehung des Vermögens war die vom Monarchen unvermeidlich verhängte Bestrafung. — Wenn ein weltlicher Fürst für die Ehre und Heiligkeit dieses Tages so bis zur äußersten Strenge eiferte; scheint da nicht selbst

die

die Strenge der Kirche noch die mildere zu seyn, da sie die Uebertreter, und zumal nur die auffallendern, mit dem Kirchenbanne belegte, d. i. sie eine Zeit lang des Vorrechts beraubte, von der Gemeinde der heiligen Brüder zu seyn, wovon sie sich ja doch selbst schon ehe durch ihren Frevel und Ungehorsam ausgeschlossen hatten? —

Es scheint mir gar nicht überflüßig zu seyn, wenn ich euch, m. Z.! bey dieser Gelegenheit auch an unsere landesherrliche Verordnung erinnere, welche bereits schon im Jahre 1772 am 14 Tage des Christmonaths getroffen worden ist: —

Endlich verhoffen wir auch, daß nach nunmehriger Feyertagsverminderung die Andacht und Auferbauung an den Sonntägen, und übrigen noch beybehaltenen Kirchenfesten nur desto größer und eifriger seyn werde. Zu dem Ende befehlen wir hiemit ernstlich, daß während vor- und nachmittägigen pfarrlichen Gottesdiensten alles Kaufen und Verkaufen, sowohl in Städten als auf dem Lande gänzlich unterlassen; auch alle Schenk- Kaffee- Meth- Bandwein- und Kochhäuser samt den Wirthsgärten durchaus und ohne Ausnahme verschlossen bleiben sollen, und zwar unter 24 Reichsthaler Strafe wider die Uebertreter zum

erstenmal, zum zweytenmal mit 50, und denn zum drittenmal mit Verwirkung der Gerechtigkeit, wovon allemal ein Dritteltheil dem Aufbringer mit Verschweigung seines Namens, ein Dritteltheil der Obrigkeit, und der Ueberrest einem von uns noch zu bestimmenden pio fundo verbleiben soll. Nur bey fremden Reisenden wollen wir gnädigst zugeben, daß selben auch währendem Gottesdienste, um nicht in ihrer Reise aufgehalten zu werden, die Gastung gereicht werden dürfe. —

Alles dieß, ihr Christen! diese Kirchen- und Staatengesetze erinnern uns an die Heiligkeit des Sonntages. Erwartet nun nicht, daß ich über den Verfall der Kirchenzucht, und der Polizey losziehen werde. Freylich sehen wir nur noch wenige Merkmale jener strengen Genauigkeit ersterer Zeiten; die Kirche selbst ist nachgiebiger; die Vorsteher der Gesetze sinds vielleicht manchmal mehr, als sie es eben nicht seyn müßten. Aber hieraus läßt sich noch lange nicht die Folge ziehen, daß uns Kirche und Staat von den wesentlichen Pflichten der Sonntagsfeyer lossprechen wollen. Gewiß ists, der die ganze lange Woche durch hart arbeitende Mensch bedarf, und ist seiner Ruhe werth. Auch ist ihm eine angemessene Erquickung selbst durch

das

das Naturrecht, selbst durch Gotteswеisung beschеret und allerdings gegönnet. Wie? Kann er aber diesen Tag der Ruhe und der Erholung, diesen seinen Tag nicht auch zu einem Tag des Herrn machen? — Er kanns, wenn er nur dem Herrn giebt, was des Herrn ist, und, was ihm übriget, für sich behält. Mit andern Worten:

I.

Man warte dem öffentlichen Gottesdienste, und im Falle, daß dieß nicht geschehen könne, wenigst seiner häuslichen Privatandacht ab. Aber bloß mit dem Leibe in der Kirche gegenwärtig seyn, ohne Gegenwart des Geistes, ohne Mitempfindung und Rührung des Herzens, heißt noch nicht dem Gottesdienste abwarten. Sich bey der gesellschaftlichen Gottesverehrung unehrerbietig und leichtsinnig betragen, ist Lieblosigkeit, Kaltsinn gegen Gott und Religion, und Vernachläßigung der besten Mittel zur Tugend und Frömmigkeit. Auch das sogenannte Meßhören, so heilig und erhaben an und für sich selbst diese Religionshandlung ist, erschöpfet noch nicht die ganze Pflicht der sonntäglichen Gottesverehrung. Nützlich Sonntag feyern heißt mit Herz und Geist der ganzen öffentlichen Gottesverehrung beywohnen, und besonders dem öffentlichen Religionsunterrichte und Gebethe. Nützlich

Sonn-

Sonntag feyern heißt, auch außer der Kirche frommen Betrachtungen obliegen, erbauliche Bücher lesen, den gesammten eigenen moralischen Zustand durchforschen, über unsere Verhältnisse gegen Gott und Menschen nachdenken, für das Gute, das wir von Gott empfangen haben, kindlich danken; die Thorheiten, die man begangen hat, bereuen, und heilsame Vorsätze machen, alles wieder zu verbessern. Bey den täglich fortgehenden Geschäften können wir ja dieses nicht thun. Es wird also ja doch nicht zu viel seyn, wenn wir wenigst den Sonntag unsrer Heiligung und Besserung wiedmen? —

2.

Zur Sonntagsfeyer gehört, daß man sich aller knechtlichen Arbeit enthalte. Ich verstehe aber unter knechtlichen Arbeiten solche, welche den Arbeitenden ermüden, ihn an der Theilnehmung der öffentlichen Gottesverehrung, und die Privatandacht hindern, auch andere in der Versammlung ihres Geistes stöhren. Jeder Mensch hat das Recht, am Sonntage von der schweren Arbeit auszuruhen, und sich in der Einsamkeit, oder bey öffentlichen Gottesverehrungen frommen Gedanken und Betrachtungen zu überlassen. Wer immer also andere in dieser Ruhe stöhret, verletzt Rechte, die jedem hei-

lig

lig seyn sollen. Hieraus folgt, daß man an diesen Tagen jede Arbeit, die mit einem Geräusche verbunden ist, unterlassen solle; und jede christliche Herrschaft ist schuldig, ihren Dienstleuten an Sonn- und Festtagen die nothwendige Ruhe zu gestatten. Dringende, nothwendige Arbeiten, die sich ohne grossen Schaden nicht aufschieben lassen, darf man an jedem Tage verrichten. Denn der Sabbath oder Sonntag ist wegen dem Menschen, d. h. zum Vortheile, und nicht zum Schaden der Menschen eingesetzt worden.

3.

Endlich sind am Sonntage Erholungen des Körpers, und der Genuß sinnlicher Ergötzungen erlaubt; besonders jene, die den Gesinnungen der Nächstenliebe, der Freundschaft und Geselligkeit Nahrung geben, und dadurch das Herz des Menschen veredeln und frohe machen. Es ist überhaupt ein falscher und verderblicher Begriff, wenn man glaubt, Gott sey ein Hasser und Verdammer der Fröhlichkeit. Unser Gott ist der Gott jeder reinen Freude. Und jedes Gute mit dankbaren Gefühl gegen Gott genießen ist schon eine Art von Gottesverehrung. Da ist eine frohe Kinderschaar, die sich mit unschuldigen Spielen ergötzet; da ist eine jugendliche Gesellschaft, die sich ihrer Jugend in

Unschuld freut; da ist ein munterer Kreis von guten Freunden und Freundinnen, die an einem Sonn- oder Festtage zusammen kommen, und die Sorgen und Leiden dieses Lebens bey heiteren Scherzen und frohen Ergötzlichkeiten, die mit der Tugend in keinem Widerspruche stehen, vergessen. Glaubet mir, Geliebte! wenn auch Jesus unter sie träte, sie hätten nicht Ursache, vor ihm zu erschrecken. Er würde ihren unschuldigen Freuden kein zürnendes Gesicht machen. Mit genießen würde er im Gegentheil mit ihnen, und sich der auf allen Gesichtern verbreiteten Frohheit mit theilnehmender Freude freuen. Der, der uns mit den Fröhlichen fröhlich seyn heißt, war gewiß auch selbst fröhlich, und mehr noch, als wir alle. Ja er war nicht nur selbst fröhlich; er machte auch fröhlich; seine Freude war, Freude zu machen.

Nur die lärmenden Ergötzlichkeiten sind verbothen, die einen beträchtlichen Theil des Tages einnehmen, und den, der sie genießet, eben sowohl als andere im Gottesdienste hindern. Nur solche Handlungen sind verbothen, die schon an und für sich selbst Ausschweifungen, an jedem Tage schon sündlich, aber an dem Gott besonders geweihten Tage doppelt und dreyfach strafbar sind. Wehe dem Unglücklichen, der gerade aus diesem Tage der

heili-

heiligen Christenfreude und Herzensruhe einen Tag des wilden Lärms, einen Tag des Zungendreschens, einen Tag der Verschwendung seines die Woche durch Erworbenen, einen Tag der Verführung für sich und andere, einen Tag der Schändung von beynahe allen Gottesgebothen, kurz! aus diesem eigensten Tag des Herrn einen wahren Teufelstag macht! Wie wird er eine solche Entheiligung einst vor dem Richterstuhle des Allerheiligsten verantworten können? —

O! daß doch ihr, die ihr nach einer mühseligen Woche wahre Erholung, Kraftstärkung und Ermunterung des Geistes so nöthig habt, mehr Sinn und Geschmack für die Freuden der Natur bekommen möchtet! — Da eilt ihr an einem Sonn- und Festtage manchmal nach einem ländlichen Wirthshause hin, gleichsam als wenn nur dort das ganze Vergnügen für euch eingesperrt wäre; und ihr vergesset der schönen Natur, die euch auf dem Wege allenthalben anlacht. Machet euch doch einmal auch mit dieser Art Freuden bekannt; thut es öfter und absichtlicher, was ihr bisher so selten und gleichsam nur im Vorbeygehen thatet. Durchwandelt doch mehr eure Gegenden, wo Fluren und Wiesen, Wälder und Felder, Berge und Thäler, Felsen und Flüsse in so reizender Mannigfaltigkeit abwech-

seln, und wo bey der schönsten Aussicht für das Auge ihr zugleich das Vergnügen, und den Nutzen der Bewegung genießen, wo reine und gesunde Luft, wo Blühten und Blumen und Fruchtgerüche euch erquicken, und wo ihr es bis zur Anschauung bringen könnet, daß die Welt Gottes schön und genußvoll ist. Laßt keine Gegend unbesehen, keinen Standpunkt ungenossen. Durchwandelt alle Fußsteige, besteiget alle Hügel, durchsuchet alle Thäler und Wälder. Ueberall ist neuer Reichthum der Schönheit und Nutzbarkeit. Ueberall findet ihr neue Gestalten, die zu verschiedener Zeit, im Morgenthau, bey der Mittagssonne, im goldenen Lichte der Abendröthe, im Frühling und Sommer, im Herbst und Winter, vor und nach dem Regen immer andere und reizendere Auftritte gewähren. O! nichts in der Welt ist im Stande, das Gemüth so aufzuheitern, und stille, sanfte, labende Freudengefühle in die Seele zu ergießen, als solche Lustwandlungen in Gottes weiter Schöpfung. Nichts in der Welt kann euch so viele, so wahre, so nutzbare Reichthümer für eure Phantasie mittheilen, und unedle Bilder verdrängen. Nichts wird euch so viel Sinn für ächte Schönheit, so viele Freude an Gott, so viele Weiche und Sanftmuth des Herzens gegen alle Geschöpfe Gottes mittheilen, und eurer Gesundheit und Geistesgerheiterung so förder-

lich seyn, als der öftere Genuß dieses Vergnügens. Dann wird euer ganzer Geschmack sich umschaffen. Euer Hang zu so mancher Thorheit wird sich verlieren. Alle eure Kenntnisse werden neues Licht, neue Vestigkeit erhalten. Euer Glaube an Gott, eure Begriffe von Tugend, alles wird sich vervollkommnen. Und der Erfolg wirds euch lehren, daß ich euch hier die reinsten und fruchtbarsten Freuden angerathen habe.

Dieß sind einige Anleitungen, wie wir den Sonntag nützlich feyern, und uns eben so nützlich ergötzen können. Meine Zuhörer! feyern wir den Sonntag so, dann werden wir ihn so feyern, wie ihn Kirche und Staat gefeyert haben will. Dann sind wir gute Christen, und gute Unterthanen. Dann fangen wir gestärkt, und mit Freuden eine neue Woche an; — bis endlich vorüber seyn werden alle unsere Wochen und Tage hienieden, und wir eingehen zu dem ewigen Sabbath, zu der ewigen Ruhe, die Gott nach der Auferstehung bereitet hat allen denen, die ihn lieben. Amen!

VIII.

VIII. Predigt.

Vom Alterthume, und der Art und Weise zu fasten bey den Heiden — Juden — ersten Christen.

Sehet, itzt ist die Zeit der Gnade; itzt sind die Tage des Heils! 2. Korinth. VI. 2.

Die Tage der Freude sind vorüber; das Jauchzen der Fröhlichen ist verstummt; die Wonne der Zither hat ein Ende. Itzt sind die Tage der Geistesversammlung eingetreten; die Tage der stillen christlichen Betrachtung, die Tage der heiligen Fasten sind da. Selbst die Kirche entfernt in dieser Absicht alles Feyerliche; sie verbirgt alles Prächtige und Auffallende, das sonst bey ihren gottesdienstlichen Handlungen üblich ist; sie will, daß durchgehends ein gewisser stiller, bedenklicher Ton herrsche, der nicht zerstreuet, sondern ganz zur Gemüthsversammlung, und zum stillen Nachdenken beyträgt. — Lasset uns ja, Geliebte! diese heilige Zeit, welche eigentlich dem Geschäfte des Heils bestimmt

stimmt ist, würdig, das heißt, zweckmäßig zu-bringen.

Würdig und zweckmäßig! Wie kann aber das noch geschehen, möchte mir jemand einwenden, da durch eine abermalige Dispensation die Strenge gemildert, und sogar die Zeitdauer verkürzet worden! — Ich antworte: Die Enthaltung von Satt- und Fleischspeisung ist nicht der Hauptzweck der Kirchenfasten, sondern nur ein Mittel zu diesem Zwecke. Der Hauptzweck der christlichen Fastenzeit ist: ernstlich nachdenken über die Pflichten des Christenthums, und wie weit man in der Ausübung derselben vorgerücket, oder zurücke geblieben, oder wohl gar ausgeschweift habe; — sich dann ernstlich entschließen, jedes von der Kirche vorgeschriebene Mittel zu ergreifen, um sich wieder in die Bahn und Schranken, aus denen man getreten ist, zurücke zu setzen, und so auf dem Wege einer besseren Sittlichkeit fort zum endlichen Ziele seines Heils zu gelangen. Sehet also — Wendung, Rückkehre oder Bekehrung des Herzens zu Gott, Wiedervereinigung mit ihm, oder, welches eines ist, Busse ist der Hauptzweck der kirchlichen Fastenzeit. Davon dispensirt die Kirche niemal und Niemand ihrer Angehörigen. Dieser ihr Hauptzweck ist sittlich; geht nicht geradezu auf den Magen, sondern aufs Herz des Christen. Kurz! man

muß

muß nie glauben, daß die Kirchenfasten hauptsächlich in einer andern Art zu speisen, sondern in einer andern Art zu leben bestehe; und daß man nicht ein dem Körper nach ausgemergelter, sondern ein dem Geiste nach besserer Mensch werden solle. — Fasteten nicht auch die Pharisäer? — Und dennoch tadelte der Heiland ihre obschon strenge Fasten. Ihr seyd, sagt er ihnen mit dürren Worten ins Gesicht, ihr seyd bey allen dem doch Heuchler und Gleißner. Ihr thut äußerlich wie die besten Menschen; innerlich aber werdet ihr um nichts besser. Ihr bleibet bey all eurem Fasten stolze Verächter, bey all eurem Bethen gewissenlose Betrüger, bey all eurem Allmosengeben hartherzige Drücker eurer Nebenmenschen. Ihr betrüget euch und die Welt, und ihr würdet Gott betrügen, wenns möglich wäre. — Dieß sagte der Heiland, den kein äusserlicher Schein betrügen, der die innigsten Absichten in den Herzen lesen, und den wahren Werth oder Unwerth der menschlichen Handlungen gewiß kannte. Dieß sagte Jesus Messias, dessen ganze Religion gerade darauf zielte, daß sie bessere Menschen mache. Wenn das nicht ist, so hilft uns alles andere für nichts; unser Glaub und guten Werke kleiden uns nur von Außen wohl, ändern aber von Innen nichts; kurz! unsere Tugenden sind ein Gewand, das an uns hängt, nicht in uns ist.

Vielleicht

Vielleicht fragte man da gerne: Wie und warum verfiel dann die Kirche auf das Enthaltsamkeitsgeboth als ein Mittel zur Sittenverbesserung? — Willkommen ist mir diese Frage! Man bemerke, daß ja die Kirche das Fasten nicht allein als das einzige Mittel zu diesem ihren Zwecke vorschreibe; sie ermahnet ihre Glaubigen, sich auch in andern guten Werken, als im Gebethe, in der Liebe und Mildthätigkeit gegen den Nächsten, mehr als sonst zu üben. Sie preißt aber besonders und schreibt sogar vor die Mäßigkeit in Speis und Trank, warum? weil eben die Unmäßigkeit unter den Menschen so gemein ist, und gerade diese sehr oft der Anlaß zu wieder andern Arten von Ausschweifung wird, und überhaupt den Menschen zum sittlich Denken und Handeln unlustig und unfähig macht. — Sehet da das Fasten als ein Mittel zum Hauptzwecke: Sittenverbesserung! O! wer weis nicht, daß Unmäßigkeit und Lüsternheit in der Körperpflege Quellen unzähliger, schrecklicher Laster sind, daß hingegen Enthaltsamkeit eine Quelle von Tugenden, besonders von Heiterkeit und Kraft in der Stunde der Versuchung ist? Man vergesse nicht, was der Erlöser so nachdrücklich mahnet: Dieses Geschlecht fährt nicht aus, denn nur durch Bethen und Fasten, das heißt: gewisse Versuchungen und Leidenschaften, gewisse Einflüsse des Satans

tans können nur durch anhaltendes Gebeth, das mit Fasten verbunden ist, überwunden, bezwungen und unschädlich gemacht werden. Glaube das, mein Christ! und zweifelst du, so sey redlich genug, und mache den Versuch. Mäßige dich! Schlage deinem Gaumen oft was angenehmes ab! Erlaube dir nicht alles, was sonst auch an sich erlaubt heissen und seyn mag. Gewöhne dich, dir oft was abzubrechen; sonst wirst du es in der Herrschaft über dich selbst nie weit bringen. Man muß sich in allen üben, wenn man eine Fertigkeit und Leichtigkeit erlangen will. Wer in kleinen Dingen keine Stärke hat, wie wird sich der Grosses von sich versprechen können? —

Mit diesen vorausgeschickten Bemerkungen über das Wesentliche und Unwesentliche der Kirchenfasten, gehe ich zu meinen Hauptstoff über, den ich heute zu behandeln gedenke. — Meine lieben Zuhörer! Wir leben itzt in einem Jahrhunderte, wo man über Religionssachen, Kirchenverordnungen und Gebräuche so viel zerschiedenes, zweydeutiges, widersprechendes Raisoniren hört, daß man, wenn man nicht recht eingefaßt ist, am Ende kaum mehr weis, wie man daran ist. Eben das kirchliche Fastengeboth ist auch ein Gegenstand solcher neumodischen Vernünfteleyen. Diese haben sich

wie eine Seuche verbreitet; es ist ein ordentliches Modefieber daraus geworden; besonders Halbgelehrte sind damit angesteckt. Man phantasirt; glaubt aber, man denke recht gründlich. Man irret demnach, und führet, leider! wieder andere irre. Dieß kann unmöglich andere als nur recht schlimme Folgen haben. Denn, wenn sich manchmal Gelehrte versteigen, wie weit öfter wird das Halbgelehrten, und wie gemeinhin muß das Ungelehrten begegnen? — Zu warnen auch von ferne ist meine Pflicht, und Wahrheit zu lehren mein Amt. Ohne mich demnach mit einem Worte wider die Ungereimtheit — daß nämlich die Kinder der Kirche, ohne Ruf und Berufe, und meist auch ohne Kenntniß, diese ihre uralte, und vom Geiste Gottes von jeher belebte Mutter erst in die Schule führen wollen — ohne mich, sag' ich, über diese erbärmliche Ungereimtheit nur mit einem Worte weiter auszulassen, will ich heute vom

Alterthume der Fasten, und von der Art und Weise zu fasten schon in den früheſten Jahrhunderte

reden. — Eben jener heilige Geist, welcher den Heiland in die Wüste, d. i. ferne vom Getümmel und Ueberfalle aller Zerstreuungen geleitet hat, ent-

ferne

ferne auch von uns alle zerstreuenden Gedanken, und mache unser Ohr aufmerksam, und unser Herz empfänglich für Gotteswort!

I.

Auch die Heiden hatten und hielten ihre Fasten, strenge Fasttäge, und die eingeschränkteste Enthaltsamkeit. Man entschlug sich eine Zeit gar aller Nahrung, und genoß, bis selbe verstrichen war, weder Trockenes noch Flüssiges; sohin weder Speiß noch Trank. Noch mehr: diese Enthaltsamkeit erstreckte sich nicht auf die alleinige Nahrung nur; auch alle öffentlichen Vergnügungen waren bey Strafe und Schande von Gottlosigkeit eingestellt. Sogar gewisse allergeheimste Vergnügungen untersagte man sich; so sehr man auch sonst daran hieng, weil die ganze Religion des Heidenthums äußerst sinnlich war, und die abscheulichen Gottheiten, an die man damals glaubte, selbst durch ihr Beyspiel die allerärgsten und manchmal widernatürlichsten Ausschweifungen für zuläßig erklärten. — So und so strenge fasteten die Heiden.

Das Zeugniß zweener Kirchenväter, wenns auch sonst aus der weltlichen Geschichte nicht bekannt wäre, bestättiget eben dieses. Tertullian in seinem Buche von der Seele des Menschen wirft

sogar den Heiden diese Fasten vor, und sagt, wie sie sich dadurch weiter nichts als ein frucht- und verdienstloses Joch aufbürden, weil sie selbe einer irrig geglaubten, falschen Gottheit zur Ehre entrichten. Hieronymus in seinem Buche wider den Jovinian führet eben das Beyspiel der heidnischen Fasten wider ihn an, um die Heickelkeit und Schleichgründe dieses Irrgeistes zu beschämen.

Die Heiden hatten demnach schon ihre, und zwar strenge Fasten. Sie hatten dieselbe noch in den Zeiten der ersten christlichen Jahrhunderte vorher, als eine fromme Uebung von ihren Voráltern empfangen, fortgesetzet.

II.

Lasset uns itzt von der jüdischen Fasten hören!

Wenn man auch sonst keinen andern jüdischen Geschichtschreiber bey der Hand hat, so mag man sich nur in den heiligen Büchern des alten Bundes umsehen, und es werden sich Beweise sowohl vom Alterthume, als auch von der auffallend strengen Art und Weise zu fasten schon bey den áltesten Israeliten in genugsamer Menge anbieten. Die obschon durch ein Wunder bis in die vierzig Täge fort-

fortgesetzte Fasten des Moyses und Elias, und des Daniels nicht viel kürzere, beweisen wenigst das Alterthum dieser Uebung: denn auch diese drey Gottesmänner waren nicht die Erfinder und Urheber, sondern nur Nachahmer dessen, was schon ihre Vorfahrer gethan; nur daß sie dieselben noch übertreffen.

Die Fasten bey den Juden bestand nicht etwa nur im Abbruche einiger Speisen, nein! man suchte seinem Leibe und Geiste auf gleiche Weise wehe zu thun. Allgemeine Fasttäge wurden gleich den Festtägen durch den Posaunenschall verkündiget. Das ganze Volk versammelte sich im Tempel zu Jerusalem; in anderen Städten auf offenen Plätzen. Man las das Gesetz. Die Aeltesten ermahnten das Volk, ihre Sünden zu erkennen, und Busse zu thun. So lange die Enthaltsamkeitstäge dauerten, genoß kein Mund in Israel Speis oder Trank. Keine Zunge sprach ein Wort aus; es heischte dann solches ein äußerst nothwendiges Bedürfniß, das sich nicht mit andern Zeichen zu verstehen geben ließ. Nicht zween Freunde besuchten einander; kein Ehepaar dachte an ein Vergnügen. Kein Wohlklang für das Gehör, kein Wohlgeruch, keine Schmackhaftigkeit, kein Reitz für irgend ein Gefühl! Das Auge selbst entdeckte an sich und andern

nichts

nichts als Zeichen und Merkmale der Trauer, der Demuth und Bußfertigkeit. Alles gieng, stund und saß mit entblößten Füssen; das Haupt mit Asche bestreut, und den Leib geflissentlich in schlecht gewählte oder ordentliche Bußkleider eingehüllet. Und die Obliegenheit dieses Buß- oder Fastengebothes gieng nicht nur allein die Erwachsenen an, sondern begann schon bey Knaben und Mädchen mit dem Eintritte ins achte Lebensjahr. — So und so strenge fastete das Volk Israel.

Noch mehr, G.! So und so strenge fasten noch heute zu Tage manche Gemeinden, der noch unter uns lebenden, und von uns Christen meist so verachteten Judenschaft. Es ist wahr, das Gesetz ihrer Väter ist abgewürdiget; aber das glauben sie nicht, und folgen demnach noch immer der Gott ehemal so angenehmen Strenge ihrer Väter. Unsere Kirche aber, ihr Christen! ist nicht abgewürdigt; ihre alten Bußgesetze bestehen im Grunde noch; nur gemildert hat sie unsere kluge und nachgiebige Mutter. Wie? Wenn nun unsere Zärtlichkeit noch immer über Härte klaget, noch immer Ausflüchte erkünstelt — wo ist da der Geist des Christenthums? Ach! wie weit sind wir da hinter diesen Juden, selbst hinter jenen Heiden zurücke? Und wie noch unvergleichlich weiter sind wir's

so

so hinter unsern Vorfahrern, den ersten Christen? —

III.

Lasset uns nun auch von der christlichen Fasten der ersten Kirche vernehmen.

Ich muß zwar vorläufig erinnern, daß der neue Gesetzgeber Jesus die meisten äußerlichen Zwanggesetze des alten Bundes abgethan; dafür aber mehr für die innere Vollkommenheit des Geistes bedacht war. Er gestattete den Kindern seines Evangeliums ungleich mehr Freyheit; aber keine Zügellosigkeit. Den Geist der Busse aber, wozu das Fasten ein Mittel ist, würdigte er nicht nur allein nicht ab, sondern hob ihn vielmehr zur Würde eines Sakraments hinauf. Diesen Geist der Busse ließ er gleich anfangs durch seinen Vorläufer Johannes predigen, gleichsam als ein Vorbereitungsmittel, ohne welchen man die erhabenen Lehren des nun bald auftretenden Messias gar nicht einmal anhören, noch viel weniger verstehen, und am allerwenigsten befolgen würde. Diesen Geist der Busse heiligte er selbst durch das Beyspiel seiner wunder- und geheimnißvollen vierzig Täg und Nächte langen Fasten, womit er sich zu seinem öffentlichen Lehramt, und zum grossen Werke der Erlösung

vorbe-

vorbereitet. Und eben dieser Geist belebte, entflammte auch die ersten Christen, daß sie die herrlichsten Früchte der Busse, und der Enthaltsamkeit wirkten, über welche die Heiden staunten, und über deren blosse Erzählung uns, ihren späteren, aber auch geistloseren Nachkömmlingen, Eckel und Grauen, und manchen wohl gar Unglauben anwandelt.

Fasten, Busse, Lebensart der ersten Christen war beynahe eins. Wir Christen, sagt irgendwo einer der ältesten Kirchenschriftsteller, wir fasten noch weit öfter als die Juden, und man mag immer vielmehr unsere ganze Lebensart für ein beständiges Gewebe von auf einander folgender Abtödtung und Enthaltsamkeit gelten lassen. — Eben so was setzet der alte Vater Lactantius den Verfolgern der Christen in seiner Schutzrede für selbe entgegen: „Habt ihr wohl, sagt er zu den heidnischen Kaisern, bessere Menschen und ruhigere Unterthanen in euren Staaten, als diese Christen, die sich um gar keine eurer zeitlichen Bequemlichkeiten, Ehren und Gunsten bekümmern oder werben; euch alle diese Vortheile überlassen, und sich sogar, wenn ihr ihnen nur Ruhe gönnet, ihrem Gott zu dienen, mitten in diesem Elende und Mangel aller Vergnüglichkeiten noch reich und selig schätzen?“

Und doch waren in den ersteren Zeiten der Kirche nicht einmal einige Fasttåge verbindlich, außer jenen, die unmittelbar vor Ostern zum Andenken des Leiden und Sterben Jesu durch gemeine Uebereinstimmung gleichsam so gesetzmåßig gehalten wurden. Die übrige, wenn man sie so nennen will, kleinere Fasten, als am Vorabende gewisser Festbegångnisse, an den vier Quatembern, an den Mittewoch- und Freytågigen Stationstågen, führte erst nachher, doch schon in den früheren Jahrhunderten, der Eifer und die Uebereinstimmung der christlichen Oberhirten und Gemeinden ein. — Die Wesenheit ihrer Fasten bestand aber darinn, daß man nur einmal des Tages auf dem Abende aß, den Tag in Einsamkeit und Gebethe zubrachte. In einem gewissen alten Buche, Pastor genannt, welches die Alten gar hoch schåtzten, und Hermas, den Paulus in der Epistel an die Römer grüßet, geschrieben, wird gesagt: man müsse sich an den Fasttågen fruh Morgens in die Einsamkeit begeben, um dem Gebethe abzuwarten; nur Wasser und Brod genießen, und das, was man sonst zu seinem Tische anwenden würde, unter die Armen austheilen. Diese fromme Uebungen setzten einige drey, vier, noch mehrere Tåge fort; jeder nåmlich nach seinen Leibeskråften, und nach eigenem Triebe seiner Andacht. — Die Art zu fasten war ebenfalls ver-

schieden. Einige beobachteten die Homophagie, das ist, sie assen nichts gekochtes; andere die Xerophagie, d. i. sie begnügten sich mit bloß trockenen Speisen, und assen nur Brod, Mandeln, Nüssen und dergleichen. Wiederum andere begnügten sich mit Brod und Wasser allein. Ueberhaupt aber enthielt man sich sowohl in den grossen als kleinen Fastenzeiten nicht nur von allem Fleische, sondern auch von andern niedlichen und nahrhaften Speisen, als von Eyern, Butter, Käse, Wein. Ja außer der gewöhnlichen Wahlzeitstunde sogar von jedem Labetrank frischen Wassers. — So und so strenge sah die christliche Fasten in den ersten Jahrhunderten aus.

Für heute genug! Wir haben vom Alterthume, und von der Art und Weise zu fasten der ersten Christen, der Juden und selbst der Heiden gründlich abhandeln gehört. Ihr seyt nun eingefaßt, das Weitere zu vernehmen, und allenfalls auch ausgerüstet, einen Halbgelehrten oder Spötter der Fasten — als einer neuen, etwas bloß papistischen Erfindung — Red' und Antwort zu geben, oder doch sein ungegründetes Geplauder in bescheidener Stille verachten zu können. Morgen, wenn uns Gott Leben und Gesundheit schenket, die Fortsetzung meiner heutigen Rede. O! ich freue mich auf

jede heilige Morgenstunde, die euch in vertrauliche Kreise zum Wort Gottes versammelt! Möchte ich allzeit die Pflichten eines christlichen Lehrers so erfüllen, daß ich nie diese heilige Stätte verlasse, ohne einen Unwissenden belehret, einen Zweifler beruhiget, oder irgend einen Leidenden getröstet zu haben! — Möchtet aber auch ihr eurerseits die Pflichten eines christlichen Hörers erfüllen, wie selbe der Apostel Jakob in seinem ersten Briefe angiebt: „Seyt Thäter des Wortes, und nicht Hörer allein, damit ihr euch nicht selbst betrüget. Wer die Lehre nur anhöret, aber nicht befolget, ist dem gleich, der vor dem Spiegel sein Angesicht beschauet; sobald er sich aber betrachtet hat, weggehet, und gleich wieder vergißt, was er gesehen hat. Wer genau und anhaltend in das vollkommne Gesetz der Freyheit hineinschauet, und es geflissentlich befolget; der befördert sein Wohlseyn. rc. rc.

IX. Predigt.

Ueber das Warum, oder den Zweck der Fasten bey den Heiden — Juden — ersten Christen.

Fortsetzung der vorigen Rede.

Wir haben gestern vom Alterthume der Fasten, und wie selbe schon in den früheſten Jahrhunderten üblich war, gehöret. Ohne zweifel wird euch, meine Zuhörer! die grosse Strenge an der Art und Weise der alten Fasten merkwürdig aufgefallen seyn. Ich wünsche aber, daß ihr das Alterthum dieses Brauches eben so merkwürdig findet. Denn gerade dieses, und nicht die Strenge beweiset ungleich mehr für die Güte desselben.

Es ist zwar an dem, daß nicht jeder Brauch schon deßwegen auch gut ist, weil er alt ist: Denn auch Mißbräuche können lange dauren; sohin alt, uralt werden, wie dann, leider! deren viele von den älteſten Zeiten bis auf diese unsere Tage sich fort-

fortgepflanzet und erhalten haben. Wenn aber eine Sache an sich selbst gut, und zugleich auch alt ist, so beweiset dessen Alterthum auch meist noch dessen Güte: Denn es ist unwahrscheinlich, daß in so vielen Jahrhunderten so viele rechtschaffene und kluge Menschen einen, besonders an sich sehr beschwerlichen, Gebrauch immer würden mitgemacht haben, wenn sie nicht das Gute bey so einer Sache oder Brauche mit eingesehen hätten. — Dieß ist eben der Fall mit dem Fastengebrauche. Er ist sonst gut, und da er auch ungeachtet seines beschwerlichen, das er an sich hat, dennoch so uralt ist, so beweiset dieß demnach nur noch mehr dessen geprüfte Güte.

Gut also wäre der, zumal schon so alte Fastengebrauch? — Ja, allerdings, — und wie beweiset man dieses? — Dadurch, Geliebte! wenn man beweiset, daß der Zweck, die Absichten, und die Beweggründe des Fastensgebrauches von jeher gut waren, und noch sind. Und gerade das ists, wovon ich heute zu reden gedenke, nämlich — vom **Zwecke** des Fastengebrauches, oder was eins ist, von den Gründen, welche schon die ältesten Völker bewogen haben, zu fasten. — Vernehmet mich mit Aufmerksamkeit, und ich fahre fort ꝛc.

I.

Warum fasteten wohl die Heiden? Was bewog wohl sogar sie, da sie doch meist an eine freyere Lebensart, und, man kann sagen, an eine recht wohllüstige Religion gewohnt waren, sich eine der zügellosen Willkuhr, und der Sinnlichkeit so ganz zuwidere Last, als die Enthaltsamkeit ist, aufzubürden? —

Eben jener Kirchenvater Tertullian, den ich gestern angeführet, giebt es sehr deutlich an: „die Heiden, sagte er, enthalten sich vom Genusse der Speisen, und aller Gelüste, wenn sie sich gefasset machen wollen, die Stimme ihrer Götter in Orackelsprüchen, oder sonst in geheimnißvollen Träumen zu vernehmen. Sie nehmen ihre Zuflucht zu Fasten und Keuschheit, um sich des nähern Umganges mit den Göttern desto fähiger und würdiger zu machen. Sie demüthigen sich so tief, und entschlagen sich aller, auch ihrer liebsten Bequemlichkeiten, nur um zu zeigen, daß sie alles für geringer, und für nichts im Vergleiche mit der Gunst ihrer Götter halten.“ — Die Gunst ihrer Götter zu erhalten, war also offenbar die Absicht der Heiden-Fasten. Diese ihre Absicht war, an und für sich betrachtet, allerdings gut; was vom Aberglauben mit darunter lief, war nicht Fehler der Absicht,

sondern

sondern Folge ihrer abergläubigen Religion. Es kehret aber itzt die alte Frage wieder zurücke:

Wie kamen aber die Heiden ohne Moyses, ohne Propheten, ohne Messias, kurz! ohne Offenbarung, ohne allen Rath und Gebothe auf den Gedanken: Die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit als ein absichtliches Mittel zu wählen, sich dadurch die Gottheit gefällig zu machen? —

So kamen sie darauf, m. Z.! Sie merkten es der Erfahrung ab, daß der mäßige, enthalsame Mensch im Vergleiche mit dem Unmäßigen und Zügellosen, mit dem Schlemmer und Vollsäufer, mit dem Wohllüstlinge und Rachgierigen, ein ungleich besserer, glücklicherer, und würdigerer Mensch wäre. Dieses zu entdecken gehört nicht mehr dazu, als ein paar offene Augen, und eine kleine Dosis heller und unverdorbener Vernunft; und diese hatten doch auch die Heiden: denn das ist allgemeines Gottesgeschänk an alle Menschen. Vernunft und Erfahrung zeigte also auch den Heiden, daß Mässigkeit und Enthaltsamkeit besser als das Gegentheil, sohin Tugend; Unmäßigkeit aber und Zügellosigkeit schlimmer, und sohin Laster sey. Vernunft und Erfahrung zeigte es ihnen, da sie oft die unseligen Folgen an verunglückten Unmäßigen, und zügelloen Lasterhaften sahen, daß die Tugend glücklicher,

und

und das Laster gewiß wenigst am Ende den Menschen unglücklich mache. Eben diese Vernunft ließ sie wenigst muthmassen, daß, da der Lasterhafte schon allen tugendhaften Menschen nicht anders als verhaßt seyn könnte, er es noch weit eher und mehr bey der Gottheit seyn müsse, die ein noch unvergleichlich besseres, und die Tugend mehr liebendes Wesen wäre. Eben diese Vernunft hieß sie ferners folgern, daß, wenn etwa manchmal grosse, besonders allgemeine Unglücksfälle ausbrachen, die gute Gottheit über die bösen Menschen aufgebracht sie zu bestrafen suche. Dieser Gedanken zeugte Schrecken bey den Tugendhaften und Reue bey denen, die sich schuldig fanden, und noch nicht so ruchlos waren, keine Reue mehr empfinden zu können. Man grif demnach zu allen nur erdenklichen Aussöhnungsmitteln. Man wollte die erzörnte Gottheit wieder besänftigen, ihre alles beseligende Gunst wieder erlangen. Gleichwie aber meist die Vermuthungsursachen der erzörnten Gottheit in den unmäßigen Ausschweifungen der Lasterhaften waren, so nahm man eben die Zuflucht zum Versuche und Wiederaufsuche des Gegentheils. Man entschloß sich zu einer neuen, und zwar etwas strengeren Mässigkeit und Enthaltsamkeit, um das Uebermaaß des ehemaligen Bösen nun mit dem gegenseitigen Uebermaaß des Guten wieder zu vergüten.

Sehet

Sehet da, G.! den Zweck, und zugleich den eigentlichen Ursprung der Heiden-Fasten. Sie hielten die Enthaltsamkeit für eine den Göttern angenehme, und deren Gunst wieder zu erlangen taugliche Sache, und als eine solche brachten sie's denselben zu einem Opfer dar. Und daran irrten sie nicht; nur darinn waren sie unglücklich, daß sie ihre an sich gute Absicht an eine taube Gottheit richteten.

II.

Warum fasteten wohl die Juden? — Auch ihre Absicht war keine andere, als die Gunst der Gottheit dadurch zu erhalten, oder wieder zu erlangen. Auch sie mußten also die Enthaltsamkeit für eine der Gottheit angenehme Sache gehalten, und, da sie die Rechtglaubigen waren, dieses zu glauben gegründete Ursachen gehabt haben? — Allerdings, G.! die heiligen Bücher des alten Bundes sind dieser Beweise voll. So oft sie immer besonders was allgemein Wichtiges von Gott erbitten wollten, vereinigten sie ihr Gebeth mit der Enthaltsamkeit, und meist mit der strengen Fasten. Ich will nur einige Beyspiele anführen.

Esdras, der bestimmte Lehrer des Volks Israels, als er nach dem vom Darius neuerbau-

ten Tempel die Reise antrat, empfahl sich und sein Volk Gott im Gebethe und Fasten: „wir fasteten und betheten, und siehe! es gieng uns alles glücklich.“ — Nehemias, der Priester, ehe er sich am Artaxerxes um Erlaubniß, die zerfallne Stadt Jerusalem wieder zu erheben, wandte, hatte sich zuvor mit Gebeth und Fasten zu Gott gewendet. Und siehe! auch wider die listigsten Anschläge der Gegner erhielt er die Begünstigung dieses heidnischen Königs, und die Stadt hat ihre Erhebung aus dem Schutte mitten unter den Heiden dem durch Gebethe und Fasten wieder besänftigten wahren Gott ihrer Väter zu danken. — Unter dem König Ahasverus war durch das Anstiften eines gewissen mächtigen Aman der Untergang, und die gänzliche Austilgung des Volks Israel beschlossen. Esther, die Heldinn in der Liebe Gottes, und ihres Vaterlandes machte den Vorschlag einer dreytägigen gänzlichen Enthaltung beym ganzen Volke. Und siehe! sie erhielt nicht nur die Begnadigung, sondern auch die Gunst dieses Fürstens für ihr Volk und vollkommne Genugthuung und Bestrafung der verläumdenden Verfolger. — Eben diese allgemeine Fasten war das Siegesmittel wider die feindlichen Moabiten und Amaniter, die Josaphat, der fromme König in Juda, bezwang. — Eben dieses von der wahren Gottheit so oft durch die ge-

wissesten

wissesten und besten Erfolge begnehmigte Mittel entsetzte die vom Holofernes belagerte Stadt Bethulia von der äußersten und nächsten Gefahr des schrecklichsten Unterganges. Der Oberpriester Eliakim, und die Wittwe Judith schlugen die Fasten vor, und rüsteten sich selbst, und das Volk damit. Und sehet, der ungewohnte Arm eines Weibes, und ein ausgehungertes Völklein war stark genug, den stolzen Nacken eines der mächtigsten Feinde zu brechen.

Also — die Gunst der Gottheit, und Hilfe in Nöthen, und Segen in Unternehmungen zu erhalten, war offenbar die Absicht der so häufig vorkommenden Fasten in Israel; nicht nur eine bloß gutgemeynte, sondern von dem wahren Gott selbst als ihm angenehm durch die gesegneteste Erfolge erklärte Absicht. — Noch heutiges Tages halten die Juden ihre Fasttäge zum Andenken besonderer für sie merkwürdiger Begebenheiten, als am dritten Tage des Monaths Tisri (unsers Septembers) zum Gedächtniß des Todes Gedaljah, der bey der ersten Zerstörung Jerusalems umgekommen war — am zehnten Tage des Monden Thebat (unsers Decembers) weil an diesem Tage Nebukadnezar ihre Stadt Jerusalem belagert — am neunten Tage des Monden Abh (unsers Julius) und am drey-

zehn-

zehnten des Monden Adar (unsers Februarius) wegen des Fasten zur Zeit Esther.

III.

Warum fasteten die ersten Christen? — Ihre Absicht ist noch zu erklären übrig. Lasset uns auch diese untersuchen.

Ein Geboth zu fasten gab der neue Gesetzgeber Jesus nicht und nirgends. Vielmehr hob er das Zwanggesetz des alten Bundes wegen Enthaltung von gewissen Speisen auf. Und den Pharisäern, welche lehrten, daß gewisse Speisen, die im Gesetze verbothen wären, an und für sich selbst die Seele des Genießenden verunreinigten, widersprach er und lehrte öffentlich das Gegentheil: „den Menschen verunreinige nicht, was durch den Mund hinein gienge; wohl aber das, was von dem Munde ausgienge, d. i. was von einem bösen Herzen käme, und was der Mensch, wenn es auch sonst gut wäre, aus einer stolzen, heuchlerischen, verkehrten Absicht thäte. — Um einem göttlichen Gesetze zu gehorchen, konnte also die Absicht der Christen bey ihrem Fasten nicht seyn. da ihnen ihr Gesetzgeber keines auflegte. Demnach mußte irgend ein anderer Trieb, ein anderer Geist oder Beweggrund diese Fasten, welche, wie wir gestern hörten,

so strenge, so oftmalig, beynahe so immerwährend war, bey ihnen veranlasset und gegründet haben. Lasset uns diesen aufspüren!

Die ersten Christen wurden aus Heiden und Juden solche. Das Beyspiel ihrer Vorfahrer, besonders der Juden, die allzeit, wenn sie was wichtiges von Gott erbitten wollten, zu Gebeth und Fasten, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge, ihre Zuflucht nahmen, war ohne Zweifel ein starker Trieb oder Beweggrund der Nachahmung dieses Brauches. Wir finden auch gleich ein merkwürdiges Beyspiel in der Kirchengeschichte: Denn da es darauf ankam, neue Diener der Religion und Vorsteher der Kirche zu bestimmen, griffen die versammelten Apostel selbst zu diesem Mittel; „sie fasteten und betheten, heißt es, und der heilige Geist sprach zu ihnen: sondert mir den Saulus und Barnabas zu jenem Werke ab, zu welchem ich sie auserwählet habe.“ — Man kann hier gelegenheitlich die erste Stiftung, und das heilige Alterthum eines noch in unsern Tagen üblichen Kirchengebrauches bemerken. Auch heute zu Tage rüsten sich die weihenden Bischöfe mit Gebethe und Fasten zu diesem Geschäfte. Und diese ist eine der vorzüglichsten Absichten der sogenannten vier Quatember-Fasten, welche die ganze Christenheit,

Priester und Layen, verbindet, um durch Gebethe und Bußwerke den allmächtigen Gott zu einer gesegneten Auswahl guter Kirchen- und Religionsdiener zu vermögen.

Das wären nun einige Gründe, welche die ersten Christen bewogen, den uralten Fastengebrauch beyzubehalten. Aber der eigentliche Geist ihrer Absicht ist uns noch zu erforschen übrig. Nicht also das Beyspiel ihrer Vorfahrer nur, noch weniger irgend ein ausdrückliches Geboth; sondern das Beyspiel des Stifters ihrer Religion selbst, und seine so oft wiederholten Lehren von den Vortheilen der Mäßigkeit und Einhaltsamkeit haben auch ohne Gebothe den Eifer der ersten Christen dazu vermöget, daß sie sich sammentlich ein allgemeines Fastengeboth auferleget hatten. „Jesus hielt das Fasten für eine würdige Uebung und Vorbereitung des Geistes, und unterzog sich deßwegen selbst einem seiner außerordentlichen Bestimmung gemässen, außerordentlichen vierzigtägigen Fasten. Alle Propheten Gottes fasteten zu gewissen Zeiten. Die Apostel, wenn sie sich zu etwas Grosses und Wichtiges vorbereiten wollten, fasteten. Wie? Sollen uns alle diese, selbst Jesus, unser Lehrer, Meister und Muster kein Beyspiel der Nachahmung gegeben haben? — Er hat uns zwar im übrigen

keine Fasten gebothen. Wie gütig! — Aber empfohlen hat er sie uns. Wie wohlmeynend! Auch sein Rath sey uns, die wir ihn befolgen können, ein Gesetz." — So dachten die ersten, warmen Christen; so machte sie ihr Geist, der sie belebte, denken. Und dieser Geist war ein Geist der Geringschätzung alles Zeitlichen im Vergleiche mit dem Ewigen. Dieser Geist war ein Geist der Abtödtung aller schnöden, und von besserer Erkenntniß und Bewirkung des Heils hindernden Gelüste. Dieser Geist war ein Geist der Verläugnung oder Hintansetzung aller bloß leiblichen Bedürfnisse, deren Befriedigung unlustig und unthätig macht, den erhabenen Lehren des Evangeliums ernstlich zu folgen. Mit einem Worte: Der Geist der Busse belebte jene ersten Glieder der christlichen Kirche; die Wendung, die Bekehrung des Herzens zu Gott, Wiedervereinigung mit ihm, wenn wir durch die Sünde uns von ihm getrennt haben — diese Rückkehre, diese Busse in uns zu bewirken, gewissermassen sogar zu erleichtern, war von jeher der Hauptzweck der Kirchenfasten — ists noch heute zu Tage!

* *
*

So viel hab ich euch, m. Z.! vom Alterthume der Fasten und deren Veranlassung bey den Heiden, Juden, und ersten Christen erzählen wollen. Meine

Absicht ist und war nicht, euch etwa zur nämlichen Strenge zu bereden, welche diese unsere Vorfahrer beobachtet haben. O! ferne sey von mir, euch eine Last aufzulegen, oder ein Geboth zu geben, wo uns weder unser Herr Jesus, noch die Kirche eines aufleget. Aber zeigen wollte ich, daß es um das Fasten keine neue Erfindung, sondern ein schon bey den ältesten Völkern üblicher, in Vernunft und Religion gegründeter Gebrauch sey. — Noch weniger war meine Absicht, die katholische Kirche zu tadeln, daß sie ihre erste Strenge gemildert, und so viele ehemalige Verbindlichkeiten in Rücksicht des Fastengebothes aufgehoben hat. Sie mußte das thun, diese allzeit kluge und heilige Mutter; die veränderten Zeiten und Umstände foderten auch allmähliche Aenderung ihrer Zuchtgesetze. Bedienet euch also der heuer abermal ertheilten Dispensation, oder bedienet euch derselben nicht; je nachdem es ein jeder den besonderen Umständen seiner Verfassung, Geschäfte, Gesundheit, auch religiösen Andachtsbegriffen angemessener oder behaglicher findet. Ihr thut nirgend Unrecht; denn ihr handelt in keinem Falle gegen die Absichten der Kirche. Nur zwo Lehren muß ich euch noch einschärfen. Die erste ist ganz im Tone des Evangeliums:

Euer Aug werde kein Schalk, weil die Kirche gut ist! Ihr, die ihr euch aus welch immer für Gründen der kirchlichen Nachsicht nicht bedienet, brüstet euch nicht mit eurer verdienstlichern Enthaltsamkeit, und ärgert euch nicht pharisäisch über eure Brüder, die sich der Nachsicht der Kirche wirklich bedienen. Sehet, euer Nachbar, welcher Fleisch speiset, und aber seine menschlichen Schwachheiten erkennet, sich Mühe giebt, dieselben zu bessern; welcher redlicher, sanftmüthiger, billiger wird, seinem Mitbruder verzeihet, den Dürftigen pfleget, niemanden verläumdet, betrüget, unterdrücket, oder auch nur beleidiget — dieser, euer Nachbar, sagte ich, fastet vielleicht bey seinem Kalbsbraten besser und verdienstlicher, dann ihr auch nur bey Wasser und Brod, die ihr nicht wie er euch innerlich ändert. — Die zwote Lehre ist:

Ihr alle ohne Unterschiede, ihr möget euch der kirchlichen Dispensation bedienen oder nicht, seyt gleichmäßig gehalten, den Hauptzweck der Fastenzeit nach redlicher Möglichkeit zu erfüllen, nämlich: das Geschäft eurer Sittlichkeit in Absicht auf euer Heil nach den Vorschriften der Kirche fordersamst zu betreiben. Hier gilt für Niemand eine Ausnahme. Alle müssen denken, d. h. sich besinnen und erwägen, welche Standes- und Christenthums-

pflichten

pflichten jeglicher auf sich hat; überdenken die Wichtigkeit und Folgen derselben, und bemerken die Abweichungen, derer man sich schuldig gemacht. — Alle müssen handeln, d. i. sich nicht nur dem Vorsatze nach, sondern in der Wirklichkeit entschließen, wenn und nachdem man die Schranken seiner Pflichten mehr oder weniger überschritten hat, inner selbe mit all redlichem Ernste wieder zurücke einzutreten. Brechen muß also der Lasterhafte förmlich und öffentlich mit dem Laster, und sich scheiden vom selben gleichsam aufs Nie-Wiedersehen. Entsagen muß der Trunkenbold der Unmäßigkeit, der Betrüger dem Betruge, der Verläumder der Verläumdung, der Lügner der Lüge, jeder seiner Lieblingssünde. Du, Unkeuscher! mußt die Banden, mit welchen dich die Wohllust fesselt, zerreißen, deinen Leib betäuben, und dich von allen Befleckungen des Fleisches, und des Geistes reinigen. Du, Ungerechter! mußt die Güter, die du durch unerlaubte Mittel an dich gebracht, ihren rechtmäßigen Besitzern wiedergeben. Du, Geiziger! mußt deinen irdischen Sinn ablegen; mußt die Schätze dieser Erde mit einer edlen Gleichgültigkeit ansehen lernen, und deine Gedanken, Wünsche und Begierden auf das Unsichtbare richten. Du, Stolzer! mußt demüthig; du, Rachsüchtiger! versöhnlich; du, Weltmensch! himmlisch gesinnt werden.

So muß ein jeder die verkehrten Wege, auf welchen er bisher gewandelt, verlassen; den Lastern und Sünden, denen er bisher gedient hat, entsagen, alle Reizungen und Gelegenheiten dazu vermeiden, und der Heiligung nachjagen in der Furcht Gottes. Dieß ist's, was die Kirche mit der Benennung: Bußzeit, Tage des Heils, Bekehrung zum Herrn u. d. gl. sagen will. Deßwegen empfiehlt sie ihren Glaubigen besonders bey dieser heiligen Zeit öftere Anhörung an Gotteswort, eifrigers Gebeth, mehrere und wichtigere gute Werke, zumal der Menschlichkeit, Liebe und Großmuth, an. Deßwegen befiehlt sie am Schlusse dieser Zeit die Empfangung der Sakramente der Busse und des Fronleichnams, um durch das eine gleichsam die Abrechnung mit dem Gewissen zu berichtigen, und durch das andere gestärkt sich in Zukunft vom Rückfalle zu bewahren.

Diese sind die zwo Lehren, deren Befolgung ich euch, meine Lieben! währender Fastenzeit dringend anempfehle. Seyt demnach immer weniger ängstig, daß ihr ja nicht etwa die Fasten mit einem unzeitigen Bissen brechet. Seyt vielmehr ängstig, daß ihr die Absicht, und den Verdienst eurer Fasten nicht durch Werke wider die Liebe Gottes, und des Nächsten zernichtet: Denn in

diesem Falle würdet ihr euch selbst betrügen, und all eure Frömmigkeit würde eitel seyn. Darum schließe ich mit den Worten des Apostels, mit welchen ich angefangen habe:

Sehet, itzt ist die Zeit der Gnade; itzt sind die Tage des Heils!!

X. Predigt.

Kirchengeschichtmäßiger Begriff von der Charwoche.

Gehalten am Sonntage Passionis.

Jesus aber verbarg sich, und gieng zum Tempel hinaus. Joh. VIII. 59.

Und warum das? m. Z.! Ist dann nicht Jesus deßwegen auf die Welt gekommen, um zu leiden, und zu sterben für uns Menschen? Warum verbirgt er sich dann itzt, und zögert den Kelch zu trinken, den ihm sein Vater bestimmt hatte? — Deßwegen, weil es noch nicht Zeit war, sich der Gewaltthätigkeit seiner Feinde preis zu geben. Jesus wollte nach dem Rathschluß seines Vaters drey Jahre lang sein Lehramt unter den Juden verwalten. Diesem Zwecke gemäß war es nothwendig, allen Leiden auszuweichen, welche ihn in der Fortsetzung und Vollendung seines Amtes hindern konnten. Diese ist auch die Ursache, warum er sich manchmal sogar durch die Flucht rettete, wenn er Mordanschläge wider sein Leben entdeckte. Als

die Pharisäer sich einst berathschlagten, wie sie ihn aus dem Wege räumen möchten, „entwich er beyseits“, sagt das Evangelium. Und da es einmal gar schon an dem war, daß sie ihn auf den Gipfel eines Berges brachten, um ihn herabzustürzen, „gieng er mitten durch ihre Rotte, und begab sich nach Kapharnaum.“ Eben um dieser seiner Sicherheit willen hielt er sich meist in Galliläa auf, welches von Jerusalem weit entfernt war; und wenn er sich auch in dieser Stadt befand, so suchte er, so viel möglich, verborgen zu bleiben. Erst, nachdem er alles vollbracht hatte, was er als Lehrer vollbringen sollte, gieng er öffentlich nach Jerusalem, und überließ sich allen Gewaltthätigkeiten und Leiden, die durch die Bosheit seiner Feinde über ihn verhänget wurden. — Wir lernen hieraus, meine Zuhörer! wie wir uns in Ansehung unsrer Gefährlichkeiten, denen wir ausgesetzt sind, nach des Erlösers Beyspiele betragen sollen. Es ist allerdings unsere Pflicht, für unsere Erhaltung zu sorgen, und die Gefahren, womit wir bedrohet werden, auf die möglichste Art zu verhüten, zum wenigsten, um mich des schonendsten Ausdruckes zu bedienen, ist es allzeit Schwärmerey sein Leben ohne wichtige Ursache preis zu geben. Aber dann hört die Sorge für unsere Ruhe und Sicherheit auf, Pflicht zu seyn, sobald wir sie nicht mehr

leisten können, ohne die höheren Pflichten zu übertreten. Wenn es einmal auf die Beförderung der Ehre Gottes, oder auf die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes ankommt, dann dörfen wir keiner Widerwärtigkeit mehr ausweichen; vielmehr ist es in diesem Falle Pflicht, sie im Gottes Namen, und im Vertrauen auf ihn willig zu übernehmen. — So viel und nicht mehr über das heutige Evangelium, weil ich Eure Andacht mit einem anderen Gegenstande zu unterhalten gedenke.

Der heutige Sonntag wird nach der Kirchensprache der Passions- oder Leidenssonntag genennt. Er führet diesen Namen deßwegen, weil die Kirche heute besonders anfängt, uns auf die immer näher kommenden Gedächtnißtage der Leiden Jesu vorzubereiten. Freylich soll die ganze Fastenzeit dieser heiligen Betrachtung gewiedmet seyn: Denn billig soll ja jeder Christ die Wohlthaten zu Gemüthe führen, die ihm Jesus durch sein Leiden verschaft hat, und die Verbindlichkeit bedenken, welche ihm um dieser Wohlthaten willen obliegen. Aber sehet, wie unsere Mutter, die katholische Kirche, noch mehr thut, um ihre Kinder zur Erfüllung dieser Pflicht zu bewegen. Sie verdoppelt selbst ihre Trauer; und in dieser Absicht unterläßt sie alle freudigen Lobgesänge, alle sonst gewöhnlichen

chen Antiphonen und Gebethe zu den Heiligen, und bedecket die Kruzifixe und Bilder gleichsam mit einem Trauerkleide. In einigen Orten bedienet sie sich sogar schwarzer Paramente, nur damit ihre Trauer den Glaubigen desto mehr in die Augen falle; sie selbst aber dadurch auf die Betrachtung des Todes Jesu geleitet werden möchten.

Lasset mich, Geliebte! eben daher den Anlaß nehmen, daß ich euch einige Kirchengebräuche, zumal solche, die gerade um diese Zeit itzt üblich sind, erkläre. Sonderbar wünschte ich durch diese, und noch mehr durch die nachfolgende Reden eine gewisse Gattung von sogenannten grossen Geistern zu belehren, welche so gerne alles Aeußerliche vom Gottesdienste weg hätten, und nur immer das Wort — Herzensreligion! — im Munde führen. Wahr ist's, alles Aeußerliche ist nur Schalle; es ist aber alles, was die r. k. Kirche bey ihrem äusserlichen Gottesdienste anordnet, der Denkungsart des sinnlichen Menschen so angemessen, so erhebend für das Herz und die Andacht, so würdig für die Sache selber, so gegründet auch in den ältesten Anstalten Gottes, und so unschädlich in Ansehung des Wesentlichen, daß ich denjenigen wahrlich bedaure, der das Gegentheil behauptet. — Ich will einen kirchengeschichtmäßigen Begriff von der

Char=

Charwoche

überhaupt vorausschicken, und zuerst von ihren unterschiedlichen Benennungen in den ersteren Zeiten; dann von den frommen Uebungen reden, derer sich die ersten Christen in dieser Woche beflissen.

Deinen Segen über mich, Jesu, du Sohn Gottes, und Heiland der Welt! du hast dich für uns in den Tod gegeben, damit wir wieder des Lebens theilhaftig würden. Billig preisen wir dich für deine unaussprechliche Liebe; billig erinnern wir uns der Leiden, durch welche du uns eine so große Gnade erworben hast. Mache uns aber diese Gedächtnißtage deiner Leiden zugleich zu Tagen des Heils, und laß uns in denselben desto sorgfältiger seyn, auch die Pflichten zu erfüllen, zu welchen uns deine Erlösung verbindet. Der Sünde absterben, und nur dem leben, der für uns gestorben ist; in deine Fußstapfen eintreten, und dir getreu bleiben; durch dein Beyspiel aufgemuntert, auch schwere Pflichten erfüllen; gegen den Nächsten liebreicher, in Leiden geduldiger, in Allem gottergebener werden — dieß, o Jesu! sey die würdige Feyer der Gedächtnißtage deines Leidens und Todes. Ach! an keinem von uns allen müsse die Arbeit, die du zu unsrer Rettung und Seligkeit übernommen hast, verloren seyn! Zukomme uns vielmehr allen dein Reich, welches

du uns um einen so theuren Preis erkauft hast. Dieß bitten wir dich. Um deiner unendlichen Liebe willen erhöre uns! —

I.

Die grosse Woche, die heilige Woche, die Marterwoche sind unstreittig die älteren Benennungen. Man nannte sie die grosse Woche, nicht deßwegen, sagt der heilige Chrysostomus, als ob sie mehr Täge hätte, als eine andere, sondern wegen der Grösse und Menge der Geheimnisse, die man in selber feyert. Eben so nennt man sie die Leidens- oder Marterwoche, wegen den Leiden und Martern Jesu, deren Andenken die Kirche sie besonders gewiedmet haben will.

Eine eben so alte Benennung ist auch die Ablaß- oder Nachlaßwoche, weil man in derselben die in der ersten Kirche oft lange ausgeschlossenen Bußfertigen zur Absolution annahme. Die Kirchenzucht ward in den ersten Jahrhunderten mit grosser Strenge verwaltet; dadurch suchten die Christen theils böse Menschen von ihrer Gemeinschaft wegzuschrecken; theils sich gegen die Beschuldigungen einer frechen Lebensart, welche ihnen von Heiden und Juden gemacht wurden, zu verwahren. Hatte nun jemand ein Leben geführet, welches der

christ-

christlichen Lehre, oder den Kirchengesetzen entgegen war; so wurde er ohne Ansehung der Person in den Bann gethan, das heißt: er wurde auf eine kürzere oder längere Zeit, je nachdem sein Verbrechen war, vom Genuß des heiligen Abendmahles ausgeschlossen, oder wohl gar aus der Gemeinde gänzlich verstossen. Man gebrauchte von solchen Verbannten den Ausdruck der Schrift, daß sie dem Satan übergeben würden; schloß sie von allen kirchlichen Wohlthaten aus, z. B. vom Gevatterstehen, von der öffentlichen Fürbitte, vom Genuß der Allmosen, und vom Begräbnisse bey anderen Christen. Ja, nach der Zeit hatte dieser Kirchenbann sogar auf das bürgerliche Wohl einen Einfluß. Denn was ist billiger, sagten sie, als daß diejenige der Gesellschaftsrechte beraubet werden, welche nicht so handeln, wie es die Gesetze der Gesellschaft, in die sie aufgenommen worden, mit sich bringen? — Es war möglich, in den Schoos der Kirche wieder aufgenommen zu werden; nämlich, wenn so ein Büßer seine Bußzeit erfüllet hatte; oder, wenn die Martyrer, oder auch andere, die um die Kirche besondere Verdienste hatten, eine Fürbitte für ihn einlegten. Die Wiederaufnahme geschah nun eben in dieser Woche, natürlich aus dem erinnernden Beweggrunde: gleichwie Jesus in dieser Woche aus Liebe allen seinen Feinden verziehen, und, wie der

Apo-

Apostel sagt, den allgemeinen Schuldschein ans Kreuz geheftet, und durch seinen Tod zernichtet hat; also auch die Kirche ihre sündigen aber bußfertigen Kinder nach dem Beyspiele ihres Meisters in ihren verzeihenden Schoos wieder aufnehme.

Noch ist die Benennung und Deutung der Charwoche übrig. Wenn diese Benennung deutschen Ursprunges seyn sollte, so mag ein gewisser, gelehrter Untersucher der christlichen Alterthümer so unrecht nicht haben, wenn er die Benennung der Karwoche buchstäblich von dem altdeutschen Worte Kar, d. i. Strafe, Genugthuung; also Bußwoche herleitet. Noch wahrscheinlicher aber leitet sich die Benennung der Carwoche vom lateinischen Kirchenworte Carena, d. h. Enthaltung, Fasten her, weil diese ganze Woche in der alten Kirche meist mit Fasten zugebracht worden.

Sollt' es Chorwoche heißen, so mag sich das daher bedeutend schreiben, weil die Geistlichkeit und Layen sich öfters und länger zu Chore, Kirche, Gebethe, und überhaupt zu auffallenderen gottesdienstlichen Handlungen halten.

Ihr könnt mich itzt fragen, m. Z.! wie brachten dann die älteren Christen diese heilige Woche

zu?

zu? Ganz nur in abwelchselnden Fasten und Bethen? Lagen alle ihre bürgerlichen und häuslichen, öffentlichen und Privatgeschäfte stille? Und kommt etwa nicht daher die Benennung, daß man diese letzte Fastenwoche auch bisweilen die stille Woche heißt? —

II.

Diese Frage kommt mir sehr angenehm zu beantworten. Allerdings brachten die zumal ersten und ältesten Christen diese Woche, so viel nur möglich, in Bußübungen, Wachen und betrachtenden Gebethe zu. Noch im dritten Jahrhunderte war kein Christ, er mochte auch sonst noch so wenig Eifer haben, der nicht darauf bedacht gewesen wäre, wenigst in dieser Woche besondere fromme Handlungen auszuüben. Einige brachten die ganze Woche zu, ohne eine Mahlzeit zu halten; andere vier Täge nacheinander; wiederum andere drey oder auch nur zween, weil man den Layen die Freyheit ließ, hiebey nach ihrer Andacht zu verfahren. So viel ist gar gewiß, daß sie am Osterabende, bis zum Anbruche des Ostertages, ohne am vorhergehenden Tage auch nur etwas gegessen zu haben, ununterbrochen im gemeinen Bethhause oder Kirche zubrachten. Und dieses nur deßwegen, damit sie nur nicht durch irgend ein Nebengeschäft in den höheren Geschäften

schäften des Geistes gehindert werden möchten. — Man muß aber auch bemerken, daß die ersten Christen mit öffentlichen Staats- oder auch unverschieblichen Gewerbesgeschäften gar nicht, oder nur selten bemenget waren.

Besonders merkwürdig sind erst die Anstalten, welche die ersten christlichen Fürsten trafen, und wovon sich noch heute zu Tage in manchen Ländern, noch mehr aber in besonderen Haushaltungen einige Spuren zeigen. Die Kirche sah es freylich gerne, wenn die Glaubigen wenigst die heilige Leidenswoche in ungestörter Betrachtung heiliger Dinge zubrachten. Die ersten christlichen Kaiser unterstützten auch diesen Wunsch mit ihren Reichssatzungen. Es ward die ganze Zeit hindurch untersagt, Gericht zu halten, Handel zu treiben, ja sogar Gewerbarbeit mit der Hand zu unternehmen. — Die veränderten Zeitumstände riethen Aenderung dieser älteren Verfügungen an; aber man mäßigte nur, und behielt, was man noch konnte, bey. Unter Karl dem Grossen wurde die Handarbeit wieder erlaubt, weil man einzusehen anfienge, daß sich selbe mit der Fasten und Verpflichtung, dem Gottesdienste beyzuwohnen, gar wohl vertrage. Man überließ es daher nur den Klosterbewohnern und Leuten, die das ungehindert thun konnten und wollten,

ten, die ganze heilige Woche ununterbrochen in Fasten und Bethen zuzubringen. Die übrigen bürgerlichen gemeinen Geschäfte ließ man bey ihrem Fortgange.

Indessen würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, es wäre demnach schon damal beynahe alles so, wie itzt gewesen. So wie ich auch nicht zur Schande unsrer Zeiten behaupten will, daß gar nichts mehr von jenen alten Eiferanstalten auf unsere Tage gekommen, und sich noch wirklich erhalten habe. Nein; noch heute zu Tage finden sich öffentliche und häusliche Anstalten unverloren, die von einem nicht ganz erloschenen Christenbegriffe der Leidenswoche Jesu zeugen. Z. B. war es in den ersten Jahrhunderten ein jährlicher Gebrauch für Fürsten und Obrigkeiten, daß sie in dieser Woche die Gefängnisse eröffneten und die Verbrecher begnadigten. So erzählet der heilige Chrysostomus vom guten Kaiser Theodos, daß er einmal an alle Städte des ganzen römischen Reiches Begnadigungsbriefe verschickt hatte. Man muß aber solche Begnadigungen nicht so allgemein, und ohne Unterschiede nehmen. Nur verzeihlichern Verbrechern gönnt man Gnade. Verbrechern, welche die Person der Fürsten unmittelbar allein beleidigt hatten, vergaben sie als Christen; nicht aber auch je-

nen,

nen, die als Stöhrer des gemeinen Wesen sich vergangen hatten, diese mußten sie als Fürsten und Vertreter der allgemeinen Sicherheit aus Gerechtigkeitspflicht bestrafen. — Diese Gewohnheit herrschet noch heute zu Tage in Frankreich bey all dortiger Verwirrung. Aller Gerichtshandel schließt sich mit Anfange dieser heiligen Versöhnungswoche, und gerade das letzte Gerichtsgeschäft ist, daß man die Gefangenen verhöret, und einige, deren Verbrechen verzeihlich sind, begnadiget. — Nicht zwar das nämliche, aber doch etwas, das sich auf dem nämlichen Grunde bezieht, mag man am Donnerstage dieser Woche selbst in unsrer Residenzstadt bemerken. Da wird in die Spitäler und Waisenhäuser, ehemal auch in die Gefängnisse, freyer Zutritt gestattet, damit gutherzige Besucher Gelegenheit hätten, durch milden Beytrag von Speis oder Geld die Hilfbedürftigen zu erfreuen. Da ist es in mancher Haushaltung schon althergebrachter Familienbrauch, irgend ein paar Arme zu erquicken, und sie etwa bey einem frohen Mahle die Leiden und Sorgen dieses Lebens vergessen zu machen, oder mit Kleidungsstücken, und anderen Bedürfnissen zu versehen.

Sehet, Geliebte! sind schon die öffentlichen Anstalten und Handlungen der heutigen Christen

nicht mehr ganz die nämlichen, wie in den ersten und ältesten Zeiten; so haben sie doch nicht ganz und gar aufgehört, zu seyn. Und wer bindet uns die Hände, daß wir nicht immer noch ein gewisses Etwas thun können, welches der Fürst nicht besser als der Unterthan, der Geistliche nicht besser als der Laye, der Reichste nicht besser als der Aermste thun kann? Ein Etwas, sagte ich, welches wir alle können, alle sollen, und welches wir, wie die Schrift sagt, nie über Sonnenuntergang verschieben sollen. Ein Etwas, das wir, um gerade erst rechte Christen zu seyn, sogar thun müssen, und wozu wir uns auf unsere eigene Gefahr bedingnißweise gegen Gott im Himmel verpflichten — kurz! denen, die uns beleidiget haben, vom Herzen, und um des allgemeinen Versöhners Jesu willen vergeben. Nochmal: wer bindet uns die Hände, diese schönste und eigenthümlichste aller Christenhandlungen zu unternehmen? — O Christen! dieß allein ist herrlicher, zwar auch beschwerlicher, als die Gefängnisse eröffnen; das können nur Fürsten thun, und sie gewinnen oft noch dabey: denn die Freygelassenen kommen ihnen vom Brode. Dieß ist herrlicher, aber auch beschwerlicher, als Schuldenthürme aufschließen: denn das ist oft unvermeidlicher Zwang. Dieß ist herrlicher und manchmal beschwerlicher, als selbst das strengste Fasten; das

behaget

behaget oft unserm Magen, nur unserm Gaume nicht. Aber Feinden verzeihen, denen, die unser Verderben, und das Verderben unsrer Gattinn und unsrer Kinder suchen, vom Herzen vergeben, ihnen sogar bey Gelegenheit Gutes thun; das geht ans Herz; das kostet Wegreißen.

Also — heraus damit, und hin damit nach unsers Meisters Beyspiel an sein Kreuz, wohin auch er den Schuldschein unsrer Sünden, und zugleich den Versöhnungsbrief mit uns noch sterbend geheftet hat. Das ist christlich; das verheißen wir ja, so oft wir bethen: Vater unser! vergieb uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Gehe mit uns um, wie wir mit unsern Feinden umgehen; behandle uns, wie wir unsere Beleidiger behandeln. Wir wollen keine Gnade, wenn wir nicht auch Gnade erzeigen, und keine Vergebung, wenn wir nicht auch vergeben. Aber wir hoffen und glauben und bitten, daß du uns vergebest, und darum vergeben wir auch jedem, dem wir etwas zu vergeben haben. — Meine Zuhörer! Ich zittere für euch, indem ich den Inhalt dieser Worte bedenke. Könnt ihr dieses Gebeth nachsprechen? Könnt ihr mit einem Herzen vor Gott treten, welches sich das ohne Heucheley zu zu sagen getrauet? — Dann wohl euch! Dann

wird die Charwoche für euch eine Ablaßwoche, eine Vergebungswoche, eine Woche des Heils, und der Seligkeit seyn.

Lasset mich euch zum Beschluß an jene Geistesversammlungen erinnern, welche erst vor einigen Jahren noch in der Fasten, und besonders in dieser heiligen Woche üblich waren. Ich verstehe aber unter Geistesversammlung, seinen Geist eine Zeit losreißen von dem, was außer ihm ist, und ihn nur allein auf sich selbst richten. Ich verstehe unter Geistesversammlung ernstliches Nachdenken über den erhabenen Endzweck, wozu uns der Schöpfer in die Welt gesetzt hat, und wie weit wir zurücke geblieben, oder uns wohl gar vom selben entfernet haben. Ich verstehe unter Geistesversammlung, sich ernstlich entschließen, jedes von der Religion und Kirche vorgeschriebene Mittel zu ergreifen, um sich wieder in die Bahn und Schranken, aus denen man getreten ist, zurücke zu setzen, und so auf dem Wege einer bessern Sittlichkeit zum Ziele seines Heils zu gelangen. O Mensch! glaub' es, im immerwährenden Geräusche, im Zirkel deiner täglichen Geschäfte, wenn sie auch an sich noch so unschuldig wären, ist's nicht möglich, daß du lange auch nur ein guter Mensch bleibest. Sey so gut, als du seyn kannst, so weise, fromm, redlich, so

stark im Geiste, als du immer willst; wenn du dich nicht manchmal vom Getümmel aller dieser uns zerstreuenden und beschäftigenden Dinge, die uns immer umgeben, losreißest, nie in stiller Einsamkeit deine Gedanken sammelst, dich auf deinem Wege umsiehst und nachdenkest über die Quelle und Folgen deiner Handlungen, dich nicht aufs neue erweckest; — glaub' es mir, du wirst es gewiß mit deiner Tugend nie weit bringen; du wirst von Versuchungen unvermuthet überfallen, wirst hingerissen werden in Sünden und Leidenschaften, ehe du dich's versiehest. — O Christ! du verdienst diesen Namen nicht, wenn du ein Feind solcher Geistesversammlungen bist. Denn ich konnte die Männer selbst aus dem Heidenthume anführen, die, um einen immer höheren Grad von nur philosophischer Vollkommenheit zu erreichen, täglich eine bestimmte Zeit zur Rechenschaft mit sich selbst anwandten, jeden Vorschritt und jeden Rückschritt genau erforschten, auch wohl die wahrgenommenen Hinlässigkeiten, Fehltritte, oder gar Ausschweifungen an sich selbst gleichsam bestrafend ahndeten, um sich warnend durch gewisse widrige Eindrücke vom Rückfalle zu bewahren. Däucht's dir Christ zuviel, wenn ich nun das auch von dir wenigst in diesen heiligen Tagen fodere? — Sage nicht: das klingt klösterlich! Ich aber sage dir, je mehr du welt-

lich bist, desto mehr bedarfst du dieser Sammlung, dieser einsamruhenden Einkehr deines Geistes; desto unentbehrlicher ist dir eine solche Stunde des Genusses Gottes, und deiner selbst.

Ja, m. Z.! Eben diese Geistesversammlungen, welche erst vor Jahren bey eurem Gedenken noch üblich waren, brachten die herrlichsten Früchte der Busse hervor. Da sah man:

Daß sich alte Feindschaften entwurzelten, und aus Liebe Christi in enge Freundschaft umwandelten;

Daß sich einander aufsätzige Nachbarn friedlich in Zukunft betrugen;

Daß der muthwillige Brod- und Gewerbsneid in zunftmäßige Bruderseintracht sich verkehrte;

Daß entzweyte Ehepaare sich wieder vereinigten, und das Band der Liebe aufs neue schlossen;

Daß man sich entschloß, häuslich und sogar kümmerlich zu leben, damit man ungerecht erworbenes Gut erstatten, und seine jammernden, selbst darbenden Glaubiger befriedigen könnte.

Da sah man Eltern und Hausväter eine bessere Zucht und Ordnung unter den Ihrigen einführen. Da sah man unterdrückte Wittwen und Waisen ihre Thränen trocknen, weil ihre Unterdrücker ihren Eigennutz erkannten, bereueten, und nun selbst ihre Unterstützer wurden. Da sah man eine getröstete Gattinn Gott danken für die Umwandlung eines ehemaligen Trunkenbolds, spielsüchtigen, wilden Verschwenders, zügellosen Schänders seiner Pflichten in einen nun menschlichen und christlichen Ehefreund. Man bemerkte hie und da erstaunte Arme, die nicht einmal ihre Wohlthäter kannten, welche ihnen mit christlicher Großmuth im Verborgenen unbekannt beysprangen. — Solche und ähnliche Früchte erzeugten diese Geistesversammlungen.

Darf ich mir wohl, meine lieben Zuhörer! auch von euch einen kleinen Zehend solcher Früchte versprechen? — O Jesu, Heiland, unser Meister und Muster! das gebe du! —

XI. Predigt.

Kirchengeschichtmäßiger Begriff vom Palmsonntage.

Das Volk, das vor und nachgieng, rief laut und sprach: Heil dem Sohne Davids! Hochgelobt sey, der da kommt im Namen des Herrn! Matth. XXI. 9.

Das heutige Evangelium erzählet uns den feyerlichen Einzug Jesu in Jerusalem. Jesus war nämlich entschlossen, sich einmal laut und öffentlich für das auszugeben und ausrufen zu lassen, was er wirklich war. Er war zwar schon drey Jahre lange in Galiläa herumgereiset, auf die Festzeiten auch öfters nach Jerusalem gekommen; hatte mächtig und wohlthätig gelehret und gehandelt, und jedem, der mit Wahrheitsliebe forschte, war es verständlich genug, daß er der wahre Messias, Gottes Sohn, von seinem Vater gesandt wäre. Aber damit den Zweiflern und Unglaubigen gar keine Rückhalt irgend einer Ausrede mehr

übrig

übrig bleibe, so sollte es noch deutlicher, und gerade von ihm herausgesagt werden. Und das geschah in Jerusalem, der Hauptstadt des Landes, wo die Religionslehrer und Religionspartheyen, die Geistlichkeit, und der hohe Rath der Juden ihren Sitz hatte; und wo eben eine ungeheure Menge der Israeliten vom Aus- und Innlande auf das Osterfest zusammen floß. Sonst kam er immer, ohne viel Aufsehen zu machen, auf die Feste in den Tempel, meist abgesondert von dem übrig hinwallenden Haufen, und nur von seinen Jüngern begleitet; aber dießmal wollte er seinen Einzug feyerlich in Mitte einer zahlreichern Begleitschaft halten. Sonst war es ihm darum zu thun, unbemerkt zu bleiben; aber nun will er selbst durch die Art, wie er in Jerusalem einzog, die Aufmerksamkeit der Einwohner rege machen. Sonst hatte er alle Ehrenbezeugungen, die ihm das Volk beweisen wollte, verhindert; aber itzt erlaubt er es, ihn gleichsam im Triumphe einzuholen, und, wie einen Fürsten, zu bewillkommen. Heil! riefen alle, die vor- und nachgiengen, Heil dem Sohne Davids! (dem Messias) Hochgelobt sey, der da kommt im Namen des Herrn!

Diese Begebenheit ist eine der merkwürdigsten in der Lebensgeschichte Jesu; und da sie zugleich eine

eine der lehrreichsten für uns Christen ist, so hat es die katholische Kirche für billig und klug erachtet, ihre Glaubigen durch eine jährliche zweckmässige Feyer daran zu erinnern. Lasset mich, meine Geliebte! eben daher den Anlaß nehmen, euch einen geschichtmäßigen Begriff von diesem Kirchenfeste beyzubringen, und zum Behufe des Gedächtnisses will ich meine heutige Abhandlung in drey Abschnittsfragen eintheilen:

I. Ist der Kirchengebrauch, das Palmenfest zu feyern, schon alt?

II. War er von jeher und allerorten immer der nämliche?

III. Worinn besteht eigentlich sein Lehrreiches, oder was eines ist, die wahre Absicht der Kirche beym Begängnisse dieses Festes?

I.

Ist der Kirchengebrauch, das Palmfest zu feyern, schon alt? — Um diese Frage recht zu beantworten, müssen wir selbe so einrichten: Hatte der Sonntag vor Ostern, der itzt gemeinhin unter der Benennung des Palmsonntags bekannt ist, und eines unsrer merkwürdigsten Kirchenfeste ausmacht,

schon

schon von jeher diesen Namen, und den Rang wenigst eines merkwürdigeren Kirchenfestes? —

Darauf antworte ich: Nein; dieses Sonderheitliche findet sich noch nicht in der Kirchengeschichte der ersteren Jahrhunderte. Dafür aber finden sich andere Benennungen, deren Ursprung sich zwar nicht gerade auf einen bestimmten Zeitraum angeben läßt; von denen aber gewiß ist, daß sie sehr alten Herkommens sind. Von diesen ältern Benennungen sind die merkwürdigsten: Die Bitt- oder Competenyostern, Pascha Competentium. Dieser Name entstand daher, weil am Sonntage vor Ostern gewisse Täuflinge oder Glaubensneulinge um die Taufe anhielten, und ihr Glaubensbekenntniß ablegen mußten. — Auch heißt dieser Sonntag der Hauptwaschungs-Sonntag, Dominica Capitilavii, weil es ehedem der Brauch war, an diesem Sonntage, denen, die getauft werden sollten, das Haupt ehevor rein abzuwaschen, um sie zu erinnern, daß auch die vorhergegangene Vorbereitungs-Bußfasten sie doch bey weiten noch nicht rein genug zum Empfang dieses heiligen Sakraments gemacht hatte. — Ferner wurde dieser Sonntag Dominica Indulgentiæ genennet, weil der Bischof die Richter ermahnte, sie möchten sich diese Woche der Billigkeit befleißen, und mit den

Leuten nicht so scharf verfahren. — Endlich findet man diesen Sonntag auch den Lazarus-Sonntag genannt; und dieß daher, weil an dessen Vorabende die Kirche jenes Evangelium zu lesen bestimmet hat, worinn der schöne Schurkenstreich der jüdischen Priester erzählet wird, die damit umgiengen, diesen Lazarus, den Jesus vor einer Schaare Volk wieder aufleben machte, nocheinmal umzubringen, damit dieser Zeuge, worauf sich das Volk berief, aus den Augen käme.

Allmählig aber, und immer näher gegen das Ende des IV. Jahrhundertes finden sich hie und da schon Spuren von der Aenderung dieser ehemaligen Namen in den dermaligen des Palmsonntages. Bis man ihn endlich im V. Jahrhunderte zuerst zwar in der morgen- erst später aber in der abendländischen Kirche mit Namen, Bedeutung und Uebung feyerlich eingeführt antrift. Alle die neuern Bennenungen erscheinen nun in ihrer vollen Bedeutung — Palmen- oder Oelzweige-Sonntag, Dominica Palmarum, olivarum. — Der Sonntag grüner Zweige, Dominica Florum, Ramorum — Hosanna- oder Hosianna-Sonntag. Diese letztere Benennung hat er von dem freudigen Zurufe des jüdischen Volkes erhalten, womit es den heiligen seiner Stadt nähernden Jesus, seinen

Lehrer und Wohlthäter, seinen wirklichen schon mehr als halb anerkannten, aber bald wieder ganz verkannten Messias bewillkommte.

So hätten wir dann itzt das Alter des heutigen Kirchenfestes samt einigen merkwürdigen Umständen seines Ursprunges bestimmet. Es besteht also selbes, und zwar als ein Kirchenfest vom ersten Range, bereits seit XII. Jahrhunderten.

Nun fragt sich's ferner:

II.

Ist aber dieses Palmenfest bis auf diese unsere Tage immer auf die nämliche Art begangen worden? — Um auf diese Frage recht zu antworten, müssen wir darinn zween Bestandpunkte unterscheiden. Der erste betrifft den immer gleich nämlichen oder nicht nämlichen hohen Grad dieses feyerlichen Festes; der zweyte die immer gleich nämliche oder nicht nämliche Art des Begängnisses.

Auf diese Frage, wegen des immer gleich hohen Grades von Feyerlichkeit antwortete ich mit Ja. Und diese Antwort gilt der Kirchengeschichte zu Folge sowohl für die morgen- als abendländische Kirche. Nur muß ich aus jener einen merkwürdi-

gen Zug anführen, welcher genug beweiset, wie allgemein feyerlich dieser Sonntag schon im V. Jahrhunderte begangen worden. Da findet sich, daß sogar die Einsiedler und Mönche, die sich nach dem Erscheinungsfest in die tieferen Wüsteneyen zur Geistesversammlung begaben, um sich auf das Osterfest vorzubereiten, nicht unterließen, in ihr Kloster zurücke zu kehren, um das Palmenfest zu feyern. Und einen Einsiedler oder Mönch in selben Tagen aus seiner Einsamkeit auf- und herbeyzubringen, dazu gehörte wenigst damal gewiß etwas Außerordentliches.

Um den zweyten Fragepunkt wegen der immer nämlichen oder nicht nämlichen Art des Begängnisses ordentlich und richtig zu beantworten, müssen wir wieder Hauptsache und Nebensache wohl unterscheiden.

Was die Hauptsache betrifft, war die Art, dieses Fest zu begehen, immer die nämliche in der Kirche. Es besteht aber die Hauptsache darinn, was jährlich in jeder, auch dieser Pfarrkirrche nach Anweisung des bischöflichen Rituals zu geschehen pfleget. Da werden Palmen, Oelzweige, oder, in Ermanglung solcher, andere grünende Zweige geweihet. Diese Verrichtung kommt von jeher dem

Vorsteher jeder Kirche zu. In der bischöflichen Hauptkirche verrichtet das der Bischof, und zu Rom der Pabst selbst. Die zu jeder Kirche gehörigen Geistlichen, Kapitel- und Dommherrn, auch bestimmte Kardinäle haben dabey gegenwärtig zu seyn. — Dann beginnet eine feyerliche Prozession, wo möglich, rings um die Kirche. Die Priesterschaft tritt voran, und das Volk folget mit geweihten Zweigen in Händen. — Mitunter werden die heiligen hier anpassenden Kirchengesänge, und an der verschlossenen und nicht eher, als auf gegebenes Zeichen, zu eröffnender Kirchenthür die bekannten lateinischen Verse abgesungen: Gloria, laus & honor, Ehre, Lob und Preis sey Christo in der Höhe! Der Verfasser dieses Lobgesanges ist Theodulf ein frommer, französischer Bischof, der sich unter der Regierung Karl des Grossen rühmlich ausgezeichnet hat. — Priesterschaft und Volk tritt endlich wieder in die Kirche ein. Die hohe Messe beginnet. Darunter schweiget aller feyerliche Ton der Kirchenmusik, weil der ganze übrige Gottesdienst sich nur mit der Erinnerung an das Leiden und Sterben Christi beschäftiget, dessen Geschichte nach der Beschreibung des heiligen Matthäus heute das erstemal laut und ganz abgesungen wird. — Und diese vier Stücke, Palmenweihe, Prozession, Kirchengesänge, Amt, sind die wesentli-

chen Bestandtheile der palmsonntäglichen Kirchenfeyer, weil nur diese Handlungen die einzigen sind, welche von jeher beynahe immer die nämlichen, und in der ganzen Kirche allgemein waren; demnach die Hauptsache des Gottesdienstes für diesen Tag angeben.

Hieraus folgt von selbst, daß all anders z. B. bald mehr, bald weniger Pracht oder Zurüstung, die immer nach den Umständen der grösseren oder kleineren Kirchen sich richtete, nur Nebensachen sind, die da seyn, oder auch wegbleiben können. Mit noch mehr Rechte mögen gewisse andere in der Vorzeit etwa gemeinere, aber nie allgemeine Kirchengebräuche wegbleiben, welche sich allmählig selbst abgewürdiget, und mit gar keinem Nachtheile der Erbauung verloren haben; indem ihre Ausartung gemeiniglich die Andacht des Volkes nur zerstreuet, und von der wahren eigentlichen Absicht des Festes und der Kirche weit entfernt hatte.

Nun trifft die Reihe noch die Beantwortung der dritten Frage:

III.

Worinn besteht eigentlich das Lehrreiche der heutigen Kirchenceremonien? — Auch diese Frage werde ich stückweise beantworten.

1. Die

I.

Die Kirche verordnet grüne Zweige; um die Glaubigen durch diese sinnlichen Zeichen an den triumphähnlichen Einzug des Heilandes in die Stadt Jerusalem desto lebhafter zu erinnern, und zugleich auch daran, wie schicklich es für den Christen sey, an jenen Sieg zu denken, der Jesum bald, aber doch nicht eher erwartete, bis er noch vorher seinen ihm bevorstehenden Kampf ganz gekämpfet hätte. — Und wie er diesem Kampfe so heiter, so ruhig, so entschlossen entgegen geht, der grosse Dulder! gerade so eilt er nach Jerusalem, als wenn ihm statt der Beschimpfung die höchste irdische Ehre, statt der Leiden das erwünschteste Wohlleben, statt des Kreuzes ein Königsthron bestimmt wäre. Diese standhafte Entschlossenheit, diese Ruhe des Geistes entstand aus der Unsträflichkeit seines Herzens und Wandels, und aus dem Bewußtseyn, daß seine Sache Gottes sey.

Ferners, da der Palmzweig von jeher als ein Zeichen der siegenden Stärke, und der Oelzweig als ein Zeichen des Friedens gemeinhin bedeutend angenommen ist, will uns die Kirche dadurch an zwo unsrer heilsamsten Pflichten erinnern: nämlich, all unser Vertrauen auf Gott, und dessen siegenden Messias zu setzen; einander selbst aber in brüder-

lichen Friede, Eintracht, Wiederverträglichkeit, Barmherzigkeit und Liebe zu begegnen, wie das Jesus unser Meister und Muster gethan hat, da er uns durch sein Beyspiel gelehret, nicht nur Freunde zu lieben, sondern selbst seinen Feinden zu verzeihen und Gutes zu thun. Sehet da, m. Z.! eine eben der wahren Kirche Jesu sehr anständige Anweisung ihrer Glaubigen an die zwo grossen Menschen, noch mehr Christenpflichten — Gottes, und Nächstenliebe — gleichsam als eine Bedingniß, ohne welcher wir keinen Anspruch an jenen Segen des Himmels hätten, den uns die Kirche an diesem Tage bey der feyerlichen Einweihung der Zweige von Gott zu erflehen sucht.

Eine Zwischenfrage: Was sucht uns dann die Kirche bey Einweihung der Zweige von Gott zu erflehen? — Segne, o Herr! diese Zweige, welche deine Diener zur Ehre deines heiligen Namens nun aufnehmen, auf daß selbe, in welches Ort sie immer gebracht werden, den Innwohnern deinen Segen bringen, und deine Hand jene, welche Christus erlöset hat, von allem Uebel befreye. — So lautet wörtlich das dritte Kirchengebeth dieser heiligen Handlung, und will so viel sagen: „Gott wolle gnädiglich jeden Glaubigen, der, wo immer, so ein Zeichen aufgesteckt findet,

und

und dadurch angenahmt sein Zutrauen zu Gott nehmen, und ihn um Schutz bitten würde, von allem Unheile bewahren."

„ So wohl? Demnach wäre es beynahe gar Aberglaube, zu glauben, daß die Zweige hie und da in unsern Dächern, in unsern Feldern aufgesteckt dazu geweihet wären, um Krankheiten, Blitzstrahl, Reif und Hagel, und anders Unheil abzutreiben "? — Allerdings ist es Aberglaube, baarer Aberglaube: Denn sehet, es ist ja offenbar falsch, daß die Kirche nur irgend mit einer Silbe so eine Absicht verrathe, als wollte sie ihren Glaubigen diese von ihr in einer ganz andern Absicht gesegneten Zweige gleichsam zu Amulleten gegen solche Unfälle empfehlen oder darbieten. Aber das ist nicht Aberglaube, wenn ihr solche einmal gesegnete Zweige mit euch nach Hause traget, und aufbewahret als ein Mahlzeichen, euch des Gebethes der Kirche zu erinnern, und das eurige bey besorgenden Unfällen damit zu vereinigen. Und das wird euch nie irre führen vom wahren Vertrauen auf Gott. Denn sey's sogar, daß euch dennoch ein Unglück träfe, so würdet ihr noch immer denken: Gott habe es halt so gefüget, uud würde seine weiseste und gütigste Absicht dabey gehabt haben, die noch immer einst zu eurem Besten gedeihen könne.

Wäret ihr aber mit so einer abergläubischen Meynung befangen, daß ihr in solchen geweihten Palmzweigen ein Verwahrungsmittel gegen alles Unheil hättet, und träfe euch doch; so würdet ihr dastehen, und nicht wissen, was ihr von eurer Kirche denken solltet. Ihr würdet samt eurem Unglücke noch zum Zweifler, und etwa gar zum Läugner alles wohlthätigen Einflusses von Gott und seinem Segen werden. Sehet, die Folge! Erkennet daran den Aberglaube! So weit verführt er! Aber dahin verleitet euch nie ein recht verstandener Kirchengebrauch.

Lasset uns zur Auslegung auch der noch übrigen Punkte schreiten.

2.

Die Kirche verordnet eine feyerliche Prozession, und darunter bestimmte heilige Gesänge. Dadurch will sie uns nichts anders, und gerade das alles sinnlich vorstellen, was ehemal das gutmüthige Volk Israel aus Ehrbezeugung und Erkenntlichkeit für seinen theuren Lehrer und Wohlthäter Jesus von Nazareth unternahm. Nebenbey will sie uns ermahnen, wie ein Christ nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich feyerlich sich zur Anbethung, und überhaupt zum Gott gebührenden

Dienste rüsten solle. Aeußerliche Ehrbezeugung ist ein nothwendiger Ausbruch des innerlich gerührten Herzens; ist eine schätzbare Andacht, wenn sie von der inneren herstammet, und diese befördert. Ist nur dann strafwürdig und schädliche Heucheley, wenn sie keine innere Andacht zum Grunde hat, und dazu nicht ermuntert.

3.

Man schließt die Kirchenthüre, und öffnet sie, aber nur auf dreymal gegebenes Zeichen, wieder; weil dieses überhaupt eine Art Zeremoniel ist, anerkannte grosse gebietende Eigenthumsherrn, als Fürsten und Könige, bey geschlossenen Stadtthoren zu empfangen, ihnen aber dann den Schlüssel zu überreichen, damit selbe gleichsam nur auf ihrem Befehle geöffnet werden därften. Noch eigentlicher aber wird uns dadurch die Erinnerung gegeben, daß die verschlossene Porte des Himmels nur durch den Kreuztode des Erlösers geöffnet worden; weßwegen auch der außer der Kirche sich befindende Priester mit einem Kreuz das Zeichen zur Eröffnung giebt.

4.

Eines ist noch zu erklären übrig, nämlich der so auffallend schnelle Uebergang der heutigen Kir-

chen-

chengebräuche vom Erfreulichen und Prächtigen — ins Traurige, Prachtlose. Gerade noch vorher stellet die Kirche eine Art triumphirlichen Einzuges vor; und auf einmal stimmt sie den Ton um, und wendet alles Feyerliche ins Gegentheil.

Gerade das, m. Z.! ist das Lehrreichste unter allen Zeremonien des sonntäglichen Palmenfestes. Sehet da die wahrhafteste Nahrung, und die sogar für unsere Augen und Ohren sinnlich genug überzeugende Schilderung der Unbeständigkeit des menschlichen Herzens! Sehet da, und nehmet wahr das treffendste Bild der Leichtsinnigkeit eines Volks, welches eben über denjenigen, den es vor wenigen Tagen im Triumphe einbrachte, nun auf einmal Zetter! und: Kreuzige! Kreuzige! schreiet. Wie? Dieses Volk, welches am Sabbathe noch den grossen und mächtigsten Feinden Jesu ins Gesicht widersprach, ihn für einen Wundermann aus Erfahrung angab, und unter tausend Hosannarufen als ihren Messias erklärte; schreiet itzt auf einmal dem römischen Landrichter aus Einem Munde und Herzen zu: „nicht diesen Jesum von Nazareth, nein! Barabbas den Mörder, gieb uns frey"! — Wie? Eben dieses Volk, welches neulich im Uebermaaß seines Wohlwollens sich die Kleider vom Leibe riß, selbe auf die Strassen hinwarf,

gleichsam

gleichsam als wäre der Huf des Lastthiers, das Jesum trug, dadurch eingeweihet, und der gemeine Erdboden zu unheilig; dieses Volk steht itzt starrgaffend und unthätig am Calvarienberge? Sieht seine schimpfliche Blösse am Kreuze, kaltblütig? Sieht ihn verschmachtend sterben, ungerührt? Und gesellet sich noch den Hohnlachern und Spöttern über diesen Galgenmessias ohne Bedenken auch theilnehmend bey? —

O Juden! — Nein; nicht so — o Menschen! o Christen! Sehet, so sind wir alle, die wir unserm Erlöser so bald und so oft ungetreu werden. O! verdammet ja diese wankelmüthigen, unglücklich irregeführten Israeliten nicht, welche Jesus noch damit entschuldigte: „sie wüsten nicht, was sie thäten." Wahr ist's, sie sahen oder hörten doch wenigst von seinen Wundern und Wohlthaten, die er an Menschen ohne Unterschied that. Dafür geriethen sie aber auch in jenen Feuereifer, daß sie ihn geradezu für ihren Messias erklärten, und unter Palmen siegprangend in ihre Hauptstadt einführten. Man vergesse aber nicht, zu bemerken, daß all dieser Sang und Klang noch einen Nebengrund hatte. Es war Freude ihrer selbst wegen; daß sie nun endlich ihren König gefunden, der ihnen den verhaßten Herodes, und die noch

verhaßtere Herrschaft der Römer vom Halse schaffen würde. Und das geschah nicht. Jesus hatte auch gar nicht diese Absicht bey seiner Sendung. Nirgends keine Königsanstalten gegen Herodes und gegen die Römer! Da nahmen dann die Pharisäer und Priester ihre Schanze wahr, machten sich hinter das nun mißmuthige Volk, hetzten und hetzten, und siehe! — Jesus kam in gefänglichen Verhaft. Dieß zerstreute seine Jünger, machte seine Anhänger unter dem Volke stutzig; die schönen Königshofnungen schwanden nun beym Haufen, und über diese Täuschung wurden sie toll, und fiengen an, über eben denjenigen zu fluchen und zu rasen, den sie kurz zuvor, aber mehr aus verblendeten Eigennutz als aus innerlicher Ueberzeugung, so bis zur Anbethung emporgehoben hatten.

O Christen! Hier wollen wir stehen bleiben, hier am Kreuz des aus Juden = Dummheit und Eigennutz verkannten und gekreuzigten Messias. Wir Christen kennen ihn freylich besser; aber desto schlimmer für uns, wenn wir uns demungeachtet den Vorwurf machen können, daß auch bey unsrer Religion meist und gemeinhin eitel unser eigener Vortheil und Eigennutz der Beweggrund, und die Triebfeder unserer Handlungen ist. Oder — die Hand ans Herz! — Ist es uns, wenn wir unsern

sern Heiland vor der Welt bekennen, um nichts weiters, als um die Wahrheit seiner heiligen Religion, und um die Beruhigung, die daraus fließt, zu thun? Vermag uns weder Verlurst noch Gewinn, weder Schande noch Ehre bey den Menschen von der einmal erkannten Wahrheit abwendig zu machen? Wie? Wenn wir etwa durch das ehrliche Bekenntniß unsers Glaubens, durch strenge Beobachtung der christlichen Rechtschaffenheit, durch freymüthige Bestreitung der dem Evangelium entgegengesetzten Irrthümer und Vorurtheile unser zeitliches Glück verscherzen, oder uns den Weg zu Würden und Reichthümern versperren sollten; würden wir dann auch noch so offenherzig sagen: ja, ich bin ein Christ; ich schäme mich meines Glaubens, und des Gekreuzigten nicht? Oder, wenn uns etwa glänzende Glücksumstände verheißen wurden, die wir durch Verläugnung Jesu, und seiner Lehre erkaufen könnten; würden wir dann auch noch so aufrichtig handeln, und alles gegen die Wahrheit gering achten? — O! ich fürchte, wir würden schon bey geringeren Versuchungen, etwa bey der Frage eines Witzlings oder Spötters schüchtern zurücke treten, und zur Schande unsers Verstandes und Herzens sprechen: nein; ich bin kein Christ! Ich fürchte, man dürfte vielen nicht erst wichtige Ehrenstellen, und grosse Reichthümer anbieten, um

sie zur Verläugnung ihres Glaubens zu bewegen; nur eine Kleinigkeit würde sie schon abtrinnig machen. Denn die meisten behandeln in dem dermaligen Jahrhunderte das Bekenntniß ihrer Religion wie ein Gewerbe, welches ihnen nur so lange werth ist, als es ihre irdischen Absichten begünstiget; aber gegen welches sie ganz gleichgültig werden, wenn sie denselben entgegen steht.

O Christen! Und wir wollen über Juden uns ärgern? Weinen wir nicht über sie, sondern über uns. —

XII. Predigt.

Kirchengeschichtmäßiger Begriff vom Gründonnerstage.

Ich gebe euch ein neues Geboth, daß ihr einander liebet. Joh. XIII. 34.

So wie Jesus voll von Liebe gegen die Menschen war, nur für sie lebte, nur für sie starb; so lehrte er auch seine Jünger, sich einander zu lieben. Dies war es, was er ihnen in jener merkwürdigen Predigt auf dem Berge einprägte: „Ich sage euch aber, ihr sollet nicht nur eure Freunde, sondern auch eure Feinde lieben; ihr sollet niemal Böses mit Bösen vergelten, allzeit Böses mit Guten.“ Dieß war es, was er ihnen so oft, und noch an seinem letzten Lebenstage, am Tage vor seinen Leiden, als er das letzte Abendmahl mit ihnen genoß, gleichsam bittend wiederholte: „Ich gebe euch ein neues Geboth, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebet habe. Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr Liebe gegeneinander habet.“ Diese

Lehre

Lehre bestand noch nicht im alten Bunde; nur die Selbstrache war den Israeliten untersagt: Denn also spricht der Herr: „Mir allein gebühret das Recht der Rache; ich bin der Herr; ich werde vergelten.“ Liebe aber sogar gegen Feinde war ihnen wenigstens nach der Auslegung mancher Rabbi, oder jüdischen Lehrer noch nicht gebothen. Dieses ist also das grosse Unterscheidungsgeboth zwischen dem alten und neuen Bunde. Dieses Geboth brachte uns der Sohn Gottes vom Himmel, gleichsam aus dem Schoose seines Vaters, auf die Erde herab; und dieses muß die Bekenner des neuen Bundes von jenen des alten vorzüglich unterscheiden.

Ach, daß es doch die Christen in diesem Punkte so leicht nehmen! Mit dem Glauben halten es die meisten, so zu sagen, gerne; das kömmt sie aber auch leichter nach ihren Begriffen an. Der Glaube hat gewissermaaßen mehr sein Beschwerliches für den Gelehrten, als für den gemeinen Mann; dieser beruhiget sich leichter, und eine Versuchung gegen den Glauben ist nur für jenen, zumal wenn er stolz ist, gefährlich. Aber vom Gebothe der Liebe dispensiret sich auch der gemeinste Christ. Er meynt, wenn er nur fest glaubet, fleißig bethet, und sich vor gewissen Todsünden hütet; dann steht's mit ihm schon gut. Neid, Uebervortheilung, Hinter-

list,

list, Haß, Groll und Rache gegen seinem Bruder im Herzen — sey zwar freylich nicht recht; aber ein Christ wäre man deßwegen doch, weil man deßwegen ja nicht aufhöre, an Christus zu glauben und zu bethen.

Soll's aber nun so recht gedacht und gehandelt seyn? Sind wir so Christen, oder ist's das Gegentheil? — Allerdings ist es leichter, etwas zu glauben, als selbst etwas zu thun. Allerdings ist es leichter, mehrere Stunden vor dem Altare auch unverrückt im Gebethe auszuhalten, als einem Menschen, dem wir gram sind, nicht auszuweichen. Es ist leichter, einige Rosenkränze, Tagzeiten und Litaneyen abzubethen, als unserm Mitbruder, gegen den wir aufgebracht sind, nur ein: Gott grüß dich, Bruder! zu sagen. Es ist leichter, einem armen Tropfen, für den schon sein Elend spricht, einen ganzen Gulden zu schänken, als seinem Nachbar, gegen den ein heimlicher Groll im Herzen lodert, nur seine eigenen wenigen Kreuzer zu gönnen. — Aber kommts dann hier aufs leichter, oder nicht leichter seyn an? Hat es uns Jesus Christus freygelassen zwischen Lieben und nicht Lieben? Oder können wir uns von der Liebe durch den Glauben an ihn loskaufen? Ich will nicht einmal sagen, welch ein herrlicher Glaube dieser wäre. Hat er, der

Stifter dieses Glaubens, nicht wortdeutlich gesagt: Liebet unter einander, auch eure Feinde; auch denen thut Gutes, damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel seyd, der auch seine Sonne über böse, wie über gute Menschen aufgehen läßt. — Man ist also nicht Gotteskind: man wird's nicht, und kanns nicht werden, wenn man das nicht thut. — O Gott der Liebe! Heiland Jesus! Menschenfreund! Wohlthäter selbst deiner Kreuziger und Mörder! Stifter des neuen Christenbundes der Liebe! Nur kein solches Unding von einem Glaubigen — voll Glaube und Andacht, und mitunter Groll im Herzen — in dieser Versammlung da! Ich verdamme niemanden, auch nicht den Unglücklichen mit dem Strange am Hals in verwirrender Verzweiflung. Aber den Christen, mit Groll im Herzen, und deinem Kreuzbild in der Hand — Herr! wie kann ich an deine Worte glauben, und an so eines Christen Seligkeit nicht verzweiflen! —

— So viel über diesen Gelegenheitstext. Nun zur Behandlung des heutigen Kirchenfestes, welches unter der Benennung des

Grünen Donnerstages

bekannt ist. Lasset uns zuerst von den verschiedenen Benennungen dieses Tages, und von dessen Gebräuchen

bräuchen, womit es die Kirche von jeher hielt, den Anfang machen. Dann zweytens von dem reden was noch heute zu Tage in jeder Pfarrkirche üblich ist.

I.

Der grüne Donnerstag — warum das? Die Wahrheit zu gestehen, m. Z.! ist gerade diese Benennung unter all den übrigen, von deren Entstehung man nichts Zuverläßiges angeben kann. Einige gelehrte Kirchenalterthumsforscher vermuthen, es könnte diese Benennung noch daher kommen, weil man vor Alters den Gottesdienst dieses Tages mit den Worten des 22sten Psalmes anfienge, wo es heißt: „Der Herr mein Hirt weidet mich auf einer grünen Aue. — Auch erinnere ich mich, in der Geschichte der Kirchenversammlungen gelesen zu haben, daß die Bischöfe einer gewissen Landschaft es einmal nöthig gefunden, das Volk zu ermahnen: es sey Aberglaube, an diesem Tage gerade der grünen Farbe einen Vorzug zu geben; und es sey gar nichts verdienstliches, eben eine grüne Speise an diesem Tage auf den Tisch zu bringen.

Der hohe Donnerstag — eine andere Benennung, welche ungleich älter als die vorige, aber

auch

auch nicht allgemein eingeführt ist. Unterdessen ist diese Benennung sehr geschickt, den Glaubigen auf jenes hohe Geheimniß des Fronleichnams oder Abendmahls zu deuten, welches eben an diesem Donnerstage eingesetzt worden.

I.

In England heißt dieser Tag noch itzt der Tag des Befehles; von der Verordnung nämlich, welche Jesus machte, da er den Aposteln gerade den Befehl gab, sein Gedächtniß in diesem Abendmahle zu feyern, und das, was er that, immerfort zu seiner Erinnerung zu thun: „Dieß thut zu meiner Gedächtniß." — Die nämlichen Worte, woraus die Kirche das Priesteramt, und das fortwährende Meßopfer beweiset. Und daher mag wohl die in einigen Orten übliche Benennung gekommen seyn, den Gründonnerstag auch das Priesterfest zu nennen. — Eine andere Benennung, die sich aber wieder offenbar auf die Einsetzung des heiligen Abendmahls bezieht, ist diese: der Geburtstag des Kelches. — Zwey noch ungleich ältere sind: der Hauptwaschungstag und der Ablaßtag, dies, feria indulgentiæ. Obwohl ich mich hierüber schon erkläret, so ists doch eben itzt am rechten Orte, euch mit einem der merkwürdigsten Stücke aus der alten Kirchenzucht bekannt zu machen. Und dieses ist die öffentliche Lossprechung von der öffentlichen

lichen Kirchenbusse, welche eben am heutigen Tage mit der angeordnetsten Feyerlichkeit geschah. Diese Kirchengewohnheit ist eine der ältesten ihrem Ursprunge, und eine der heilsamsten ihrer Absicht nach, die sich noch im XII. Jahrhunderte so ziemlich erhielte; dann aber allmählig besonders zu den Zeiten der Kreuzzüge in das sogenannte heilige Land in Verfall kam, und so immer mehr der dermaligen stilleren Behandlungsart des Bußsakraments sich genähert hat.

Zu merken ist, daß die Kirche niemal ein öffentliches Bekenntniß oder Beicht von geheimen, niemand bekannten Sünden zu einem Gesetze gemacht habe. Gewiß ist's aber, daß manche Glaubige im Eifer ihrer Bußreue selbst manchmal ein öffentliches Geständniß ihrer auch geheimsten Vergehungen freywillig auf sich nahmen. Die Kirche hatte nur drey Fälle der öffentlichen Busse unterworfen, und hiezu wurde die Bedingniß erfodert, daß die That allgemein bekannt, und vor dem Kirchengericht ordentlich angegeben, und erwiesen seyn mußte. Die drey Fälle selbst aber waren: Abgötterey, und dahin einschlagender Aberglaube — vorsätzlicher Todschlag — ausschweifende Unzucht besonders mit Ehebruche. Hievon machte zumal in den drey ersten Jahrhunderten weder Alter, noch

Stand, noch Würde eine ordentliche Ausnahme. Wer die Gemeinde öffentlich geärgert, mußte auch öffentlich büssen; und es ist zum Erstaunen, wie selten Beyspiele irgend einer Ausnahme, oder gar Wiedersetzlichkeit anzutreffen sind. Vielmehr je höher die Würde des Verbrechers, desto strenger und anhaltender war das Bußgesetz. Man hatte zwar nach der Zeit eine Ausnahme mit Sündern aus dem Priesterstande gemacht. Aber weit gefehlet, wenn man glauben würde, dieß wäre aus Partheylichkeit für ihre Personen geschehen; nein! es war nur Achtung für ihre Standes- und Religionswürde. Denn, sehet! die Kirchenbusse so eines Priesters fieng sich schon damit an, daß er öffentlich seines Kirchenamtes entsetzt wurde; dann ward er beseitiget, gemeinhin in ein Kloster gestecket, woraus er selten wieder kam, sondern sein Büsserleben dort endigte, wo ers begann.

Die Zeremonien der kirchlichen feyerlichen Lossprechung waren folgende. Sie nahmen ihren Anfang vor der hohen Messe in der Hauptkirche. Alles Volk war versammelt; der Bischof und seine Geistlichkeit hielten vor dem Altare. Die Büsser erschienen an der Kirchenthür; das Haupt mit Asche bestreut, in einen schlechten Bußsack, oder hårenes sackähnliches Uebergewand eingehüllt, und meist

mit entblößten Füssen. — Einer von den niederen Kirchendienern öffnete nun den Eingang zum Zeichen, daß sie hereintreten dürften. Sie traten ein; ihr ganzer Anstand bath um Erbarmung, und in einem und eben dem Augenblicke warfen sich alle auf die Erde nieder. Dieser Auftritt grif ans Herz. Man hörte ein gemeinsames dumpfes Wehklagen; und Seufzer der Büsser und Nichtbüsser vermengten sich untereinandər. — Nun begann der Bischof ein Gebeth zu Gott über sie. Es trat ein Diakon auf, der den Sachwalter der Büssenden vorstellte. Seine Rede für sie war aus den eindringlichsten Beweggründen zusammen gesetzet, welche die Religion darbietet, und auf diese heilige Leidenswoche Jesu einen Bezug hatten: „daß nämlich der Heiland nicht den Tod, nicht die Abweisung des Sünders wolle, sondern daß er zurücke kehre und lebe.“ — Auf diese Vorrede des Diakons folgte eine Ermahnung des Bischofes an die Büsser und ganze Gemeinde. Dann kamen die für jede Büsserklasse bestimmten Gebethe, und endlich die besondere und allgemeine Losſprechung der nun wieder zur Gemeinschaft der Glaubigen zurückegekehrten, gerechtfertigten Sünder.

Sehet da, m. Z.! den Ablaß der Benennung des Nachlaß, oder Ablaßtages. Noch heute zu

Tage erhält sich in den bischöflichen Hauptkirchen gleichsam ein Abglanz dieser alten Kirchengewohnheit, nämlich dem versammelten Volke nach vorausgegangenem allgemeinen Sündenbekenntnisse eine allgemeine Lossprechung zu ertheilen. — Das nämliche, was sonst unter dem bekannten Name: Generalabsolution und offene Schuld auch in allen Pfarkirchen noch üblich ist.

Lasset uns nun in der Erklärung des heutigen Kirchenfestes weiter fortfahren. Des Gründonnerstages üblichster Name ist: Abendmahls- oder Nachtmahlstag; sogar, ob er schon kein Sonntag ist, des Herrn Abendmahlstag, Dominica cœnæ Domini. In einigen Orten Deutschlandes der Speispfingsttag. Die Benennung: Tag des Abendmahles, findet man in der Kirchengeschichte eigentlich nicht vor dem VI. Jahrhunderte; ein Zeichen, daß man dieses Fest vor dieser Zeit wenigst mit keiner besonderen Feyerlichkeit begangen hat. Inzwischen machte die Kirche von Zeit zu Zeit immer Anstalten zu einer besonderen Feyer, und diese kam erst im XIII. Jahrhunderte vollends zu Stande, da die samtliche römischkatholische Kirche den ersten Donnerstag nach drr Pfingstoctav der hohen Alleinfeyer des Fronleichnams wiedmete. Der Hauptbeweggrund dazu war: weil die Kirchen-

trauer in der Marter- oder Charwoche keine Feyerlichkeiten von freudiger Art zu gestatten schien; und an eben diesem Abendmahlstag die Kirche ohnehin mit den Zeremonien der Absolution, mit Weihung des heiligen Chrysams, und der Oele, und mit der Fußwaschung genug beschäftiget war.

Man wird itzt fragen: welche Bewandniß es denn mit der Weihung der heiligen Oele, und dann auch mit der Zeremonie der Fußwaschung habe? —

In allen Kirchen der Christenheit hat man von jeher den nämlichen Donnerstag zur Weihung der Oele bestimmt, und diese ist dreyfach: Die Weihung des Oels für die Kranken zum Sakrament der letzten Oelung; die Weihung des heiligen Chrisams zu den Sakramenten der Taufe, Firmung und Priesterweihe; die Weihung des Katechumenöls, bestimmt nebenher zur Taufe und Priesterweihe, auch zur Salbung der Könige, und noch andern dem Bischofe allein zuständigen Einweihungen. Die Bestandtheile dieser Weihungsöle sind gemeines Baumöl, und beygemischter Balsam, hinlänglich die sanften und heilenden Kraftgaben des Geistes vorzubilden. Die Griechen nehmen bis auf drey und dreyßig verschiedene Gattungen von Essenzen und Rauchwerken dazu. — Was die Zeremo-

remo-

remonien anbelangt, so giebt es wenige in der Kirche, die mit mehr Pracht vorgenommen werden. Die Weihung selbst ist unmittelbar nur die Verrichtung eines Bischofes, und nie eines gemeinen Priesters, auch nicht eines Kirchenprälatens, wenn er nicht Bischof ist. Merkwürdig ist, daß bey dieser Einweihung dem Bischofe zwölf Priester, die, wo möglich, selbst Kirchenvorsteher seyn sollen, um die Apostel desto besser vorzustellen; sieben Diakonen, und eben so viele von der noch niederern Geistlichkeit beygeordnet dienen. Hierinn hat man, wie es scheint, das Muster des christlichen Alterthums befolget, wo das Kollegium der Geistlichen an jeder Kathedralkirche aus zwölf Priestern, sieben Diakonen, und eben so vielen geringeren Geistlichen, zur Besorgung des Kirchenwesens, und zum Dienste des Bischofes, und des Volks bestand.

Die Zeremonie des Fußwaschens ist zwar eine Nachahmung des Heilandes, aber kein Gesetz. Jesus bediente sich auch gegen seine Jünger nicht des befehlenden Ausdruckes, wie bey Einsetzung des Abendmahles, sondern nur des Wortes: „ein Beyspiel hab ich euch gegeben. Wahrlich der Herr ist nicht grösser als der Knecht, und der Apostel nicht mehr als sein Sender.“ Er deutete damit auf die demüthige Liebe, welche die Glaubigen

gen untereinander ohne Unterschiede haben sollen. Die ersten Christen beobachteten das gegen ihre Gäste. Kirchengesetz war's niemal; wohl aber nach der Zeit Zeremoniengesetz für die vornehmsten Kirchenvorsteher, welche das nämliche am heutigen Tage an zwölf Arme zur Erinnerung an die Apostelzahl verrichteten. Gemeinniglich speiste man auch diese Armen, und gab ihnen noch Allmosen darüber. Da es keine priesterliche Verrichtung nur war, so machten sich auch die Layen, und zwar Fürsten, Kaiser und Könige eine Ehre daraus, diese, des Erlösers Demuth und Menschenliebe nachzuahmen; wie dann dieses noch heute zu Tage an den meisten christlichen Fürstenhöfen ein noch nicht abgewürdigter Religionsgebrauch ist.

Itzt von dem, was noch jährlich in jeder Pfarrkirche in Betreff dieses Kirchenfestes zu geschehen pflegt.

II.

Lasset uns von der Vormette des Mittewochs anfangen. Sie heißt im Kirchenstil: Tenebræ, d. h. die finstere Mette. Die Verfinsterung der Kirchengebäude soll uns erinnern, daß nun die hohe Trauer über den Tod Jesu beginne, so wie sich dort das grosse Tageslicht am Himmel verfinsterte.

Die Kirche feyert gleichsam ein dreytägiges Leichenfest ihres bis in Tod bekümmerten Bräutigams. — Das Getös, welches man an diesem Tage mit einer eigenen hölzernen Klappermaschiene macht, soll eine Erinnerung seyn an die wilde Judenfreude, mit der sie den gefangenen Heiland durch die Gassen von Richter zu Richter führten. Eben das mag beym gemeinen Manne die gewöhnliche Benennung der Pumpermette veranlasset haben, obwohl das Wort: tümper, d. i. düster, finster, traurig, das schicklichere seyn würde. — Noch mehr bedeutend ist der Gebrauch des Leuchters mit den dreyzehn anfangs brennenden, allmählig, bis auf eine, erlöschenden Kerzen. Dieses deutet auf die Zahl der Jünger Jesu, die sich alle, obschon Johannes wiederkehrte, doch alle von ihrem Meister in der Verwirrung über sein Leiden trennten. Nur Jesus allein, das wahre Licht, erlöschte nie ganz; verbarg sich nur auf eine kleine Weile, um dann wieder aufzuleben, und alle Welt zu erleuchten. Und diese ist die Bedeutung der dreyzehnten und letzten Kerze, welche abgenommen, hinter dem Altare verborgen, und brennend wieder vorgezeigt wird.

Am Festtage selbst beginnet zwar die hohe Messe in ihrem feyerlichen Tone, welches auf die

frohe

frohe Erinnerung des eingesetzten Abendmahles noch einen Bezug hat. Aber mit vollendeten Gesange des Gloria schweigen schon die festlichen Töne des Kirchengeläutes. Das ist allerdings Mahnzeichen der hohen Trauer; auch mag's dahin deuten, daß nun alle Prophezeyungen über den Messias schweigen, und am Ende wären, und erst nach seinem Tode in wirkliche Erfüllung giengen.

Es ist Kirchengebrauch, daß an diesem Tage nur der Vorsteher jeder Kirche eine Hauptmesse halte. Die übrigen Priester begeben sich gleichsam dießmal ihrer Würde, und setzen sich aus Demuth in den niederen Range der nicht mitwirkenden, sondern nur empfangenden Layen zurücke. Sie stellen auch wohl die vom Heilande gespeisten, aber nicht vor dem Abendmale zu Selbstspeisern eingeweihten Jünger vor.

Kaum ist der Gottesdienst zu Ende, beginnet die Entkleidung der Altäre, und der Tabernackel, leer vom Heiligthume, wird offen gelassen. Dieser Kirchengebrauch zielet auf jene Weißagung des Propheten, daß Christus im Leiden die ganze Zierde und Herrlichkeit der Gottheit gleichsam verloren, und an Ihm, dem Schönsten der Menschenkinder, weder Schönheit noch Gestalt war. Noch

näher

näher deutet es auf die Kleiderberaubung, und entehrende Blösse des bis zum Kreuzestod mißhandelten Heilandes; weßwegen auch der Priester während Entkleidung der Altäre den 21sten Psalm bethet, wo es heißt: „sie theilen meine Kleider unter sich, und werfen das Loos über mein Gewand.“ — Der offenstehende Tabernackel ohne Heiligthume mag uns an den trostlosen Zustand der bekümmerten Jünger und Freunde Jesu erinnern, die nun mit ihrem zum Tode hingeschleppten Meister alles für verloren gaben. Umsonst sucht ihn ihr Auge an jenen ruhigen und stillen Plätzen, wo sie ihn ehemal zum Labsal in ihren Anliegen zu treffen gewohnt waren. Weg war er für ihr Ohr der Ton seiner Seelenstimme, der so manchmal ihr ganzes Herz mit erquickenden Troste füllte. Ihr Freund, ihr Rathgeber, ihr Wohlthäter, ihr Meister hin! Jesus hin — Alles hin!

Wohl wahr, meine Zuhörer! Jesus hin — Alles hin! Bleiben wir mit unseren Gedanken vor diesem leeren Behältnisse des Heiligthumes nur einige Augenblicke stehen. Für unsere Augen ist da nichts mehr zu sehen; aber für unser Herz ist dieser, wenn ich so sagen darf, gottesleere Raum ein Spiegel voll Bildes von einem gottesleeren Menschenherzen. — Ein Herz und kein Gott darinne!

Und

Und statt dessen, welcher Gräuel etwa von Verwüstung seines Ebenbildes, des edelsten Wesen in Gottes Schöpfung, der Menschenseele! — Ein Herz und kein Gott darinne! Hie und da verlöschende Spuren eines Glaubens an ihm; aber entstellt, und kaum mehr kennbar durch die weit stärkeren Spuren von Aberglaube, Irrglaube, Zweifeln, und angränzenden Unglaube! — Ein Herz und kein Gott darinne! Keine Nächstenliebe; also auch keine Gottesliebe, wie Johannes der Jünger gerade zu schließt. — Ein Herz und kein Gott darinne! O wehe, welcher Zustand! Und doch ist's ein Menschenherz, ein Christenherz! War ehemal das Behältniß einer Gottes Dreyeinigkeit; des Vaters, der es schuf; des Sohnes, der es mit seinem Blute erkaufte; des Geistes der Liebe, der es mit seiner Salbung heiligte. Ach, welche Leere! Welche Oede! Welche Verwüstung! — O werfet die Thür dieses entheiligten Behältnisses zu, und entzieht es dem Anblicke des besseren Heiden, des mehr zu entschuldigenden Juden, und des redlichen Christen! — Und itzt, nachdem es geschlossen ist, was stellt es nun vor? Was würde wohl ein entweihter und leerer Tabernackel ohne Heiligthume verschossener vorstellen? — Er würde scheinen, was er nicht ist. Leider! da habt ihr's nun vollendet das Bild des Christenherzens, im Scheine

des

des Glaubens von Außen, und leer vom Glaub und Liebe von Innen. Sehet da das Herz des Heuchlers, der sich und andere täuschet. Andachts-schimmer, Tugendstrahlen, Geruch sogar von Heiligkeitsfirniß rund umher! Und von Innen? — Keine Liebe, kein Glaube, kein Gott.

O Gott am Kreuze! Nur kein solches Herz unter denen da! —

XIII. Predigt.

Kirchengeschichtmäßiger Begriff vom Charfreytage.

Meine christlichen Zuhörer!

Wir feyern heute einen Tag, an welchem das größte Wunder geschah, das je geschehen ist, und in Ewigkeit geschehen wird — den Tag nämlich, an welchem der Herr des Lebens starb; Jesus Christus, unser Erlöser, der Stifter unsrer Religion. Ach! daß uns der Geist des Herrn mit allmächtigem Arm nur einige Augenblicke im Geiste auf Golgatha hinzückte, und uns den zeigte, der da am hohen Kreuze die Sünden der ganzen Welt trägt, und der uns da Vergebung, Unsterblichkeit, Seligkeit verdienet und erblutet hat! Ach! daß wir hörten sein letztes Geschrey im Kampfe, aber auch sein Siegeslied: Es ist vollbracht! — Es ist vollendet die ganze Zeit meiner Monden, und ich gehe nun zu dem, der mich gesandt hat. Es ist vollbracht das grosse Werk der Erlösung; schon sind

Augen für Wahrheit geöffnet, und denen, die in Finsterniß und Schatten des Todes saßen, ist Licht aufgegangen. Auch meine letzten schwersten Leiden sind vollbracht; ausgeleeret hab' ich den Kelch bis auf die Hefen, und nun — zu meinen Vater hin!

Möchten wir, meine Lieben! unserm siegenden Erlöser auch einst nachrufen können: Es ist vollbracht! Möchte auch uns nicht eher, bis wir alles vollbracht, die Stimme des Herrn schrecken, die uns von dannen ruft! O! lasset uns ja ernstlich darüber nachdenken, was wir noch etwa zu vollbringen haben möchten! Lasset uns unsere Zeit nicht im Traume der Sünden, der Eitelkeit, und des Leichtsinns verleben, sondern unser Tagwerk vollenden, und das ungesäumt vollbringen, was uns unser Stand und Beruf auflegt. Dieß des Heilandes Siegeslied: Es ist vollbracht! rufe uns auf zum Kampf und Thätigkeit! Auch den, der noch lange im Gefühle seiner Stärke zu stehen glaubt: Denn bald kommt die Nacht, da niemand wirken kann, und unvermuthet, wie ein Sturm auf stillen Gewässern. Noch mehr aber die, denen schon der Abendwind wehet, und die mit Hiob sagen müssen: Mein Odem ist schwach, und abgekürzt sind meine Tage, und das Grab ist da! — O! diese müssen noch eifriger sich anschicken, bereiter seyn, und noch

mehr Fleiß thun. Dann können wir am Ende freudig, wie Jesus, Haupt und Hände sinken lassen, und eingehen in das Haus des Herrn als treue Knechte, die nun fertig sind mit ihrer Arbeit, und ihren Lohn erwarten.

Meine Absicht ist, in der Erklärung des heutigen Kirchenfestes fortzufahren. Ich habe zwar in meinen vorigen Abhandlungen schon so manches berühret, was eben auf dem

Charfreytage

einen Bezug hatte, und gewissermassen nur Vorbereitendes auf diesen Haupttag der Leidenswoche enthielte. Also heute erstens nur ein und anderes noch Merkwürdiges aus dem Alterthume der Geschichte; dann zweytens eigentlich und ins besondere von dem, was die Kirche noch heute davon beybehalten hat.

Möge euch das, was ich itzt rede, zur belehrenden Erbauung seyn, und ich fahre fort im Namen Jesu, des Gekreuzigten!

I.

Daß dieser Tag den Christen von jeher einer der merkwürdigsten war, schon nur der Erinnerung

halber,

halber, weil am selben ehemal das Werk der Menschenerlösung vollbracht worden; bedarf wohl keines Beweises aus der Geschichte. Es ist aber auch hier die Frage nicht von der Zeit, seit wie lange — sondern von der Art, wie die Christen diese Gedächtnißfeyer begangen haben.

Der Kirchenvater Origenes im dritten Jahrhunderte zählt diesen Tag schon unter die wichtigen Kirchenfeyertäge; und und unter den Anordnungen Konstantin des Kaisers findet sich eine eigene, welche die Feyer dieses Tages allgemein geboth. Keiner von den Kirchenschriftstellern zweifelt zwar daran, daß nicht selbst die Apostel schon das Andenken dieses Tages mit einer ganz eigenen Art begiengen. Allein diese Art war in jenen ersteren Zeiten noch nicht so bestimmt, wie nachher in den späteren. So viel ergiebt sich durchgehends aus allen Ueberbleibseln der christlichen Alterthumsgeschichte: daß dieser Tag immer ein festlicher, aber nicht ein Tag der Ruhe und Erholung, wie die übrigen Kirchenfesttage freudigern Anlasses, sondern ein Tag der heiligen Trauer, des Gebethes, und der Abtödtung gewesen sey. Weßwegen er auch der stille Freytag genennt wird, weil ihn die Christen in grosser Stille begiengen.

Im V. Jahrhunderte kamen die griechische und lateinische Kirche schon wenigst in dieser Einrichtung übereins: Daß nämlich all jene heiligen Uebungen, die sonst währender Charwoche nur auf gewisse Stunden eingeschränkt waren, am Charfreytage strenger, und, so viel möglich, ununterbrochen in Einem fortgesetzt würden. — Die ganze Vornacht brachten die versammelten Glaubigen im Gebethe zu, und in Lesung der Leidensgeschichte Jesu nach allen vier Evangelisten in zwölf Lectionen abgetheilt. — Mit Anbruche des Morgens setzte man den Gottesdienst fort; nur hütete man sich heute sorgfältig alles Kniebeugens, wie auch des Küssens, weil man nicht den Schein geben wollte, daß man gleich sey jenen Knechten, welche aus Spott sich vor Christus geneigt; noch dem treulosen Judas, der den Heiland mit einem Kuß verrathen. Auch brachten die Glaubigen dießmal keine Gaben zum Altare, und ward kein Opfer verrichtet. — Eben so wenig nahm man Speis oder Trank zu sich, und diese Enthaltsamkeit war in den ersteren Jahren so strenge, daß nur Kinder unter sieben Jahren, und die Kranken, sonst kein Alter noch Stand davon ausgenommen waren. Demungeachtet war dieses Fasten noch nicht einmal eigentliches Kirchengeboth, sondern nur durch gemeine Uebereinstimmung der Glaubigen gleichsam

so gesetzmäßig gehalten, daß man den, der es darinn versehen hätte, zur gemeinen Osterfreude nicht mit beyzoge. — Bey dieser Art abtödtender Feyerlichkeit blieb es zwar nicht ganz, aber doch so ziemlich allgemein, bis gegen das XVI. Jahrhundert. Demnach sind es bereits 300 Jahre, daß die Kirche und christlichen Staaten durch neue Verordnungen diesen Tag in die Klasse eines sogenannten halben Feyertages versetzet, und dahin eingeschränket haben, daß er, wie der Gründonnerstag und Osterabend, mit dem vormittägigen Gottesdienste beschlossen wird.

Merkwürdig ist hier eine Verfügung, welche erst im J. 1751 zu Hamburg einer ganz evangelisch-lutherschen Reichs- übrigens einer der größten und blühendsten Handelsstädte Deutschlands getroffen worden, vermöge welcher unter anderen zweckmäßigen Erbauungsanstalten für den Charfreytag befohlen ist: „Daß in Hamburg und Gebiete sich jeder seiner sonst gewöhnlichen Arbeit enthalten solle.“ Ich erzähle das nicht darum als merkwürdig, um die Nachsicht unsrer römischkatholischen Kirche in einen Tadel zu ziehen: Denn erstens hat die katholische Kirche ihre erste uralte Anordnung nie wiederrufen; und zweytens kann die nämliche Verordnung in einem Orte gut und

zweck-

zweckmäßig seyn, die es in einem anderen Orte nach seinen Umständen nicht ist. Aber für manche einzelne katholische Christen, die sich mit ihren Andachten im Vergleiche mit jenen im Lutherthume, weis nicht, wie viel? vorauswissen; nur für diese, dächte ich, konnte so ein Beyspiel wenigst sehr heilsam beschämend auffallen — für manche einzelne, sage ich, welche gerade an solchen Tagen ganz besonders vom Geiste des gewerbsamen Fleisses sich angetrieben finden, ob sie schon an gewissen anderen Tägen den Trieb dieses Geistes der Gewerbsamkeit, der Häuslichkeit, und der Sparsamkeit gar nicht fühlen. Sehet da, m. Z.! eine ganz lutherische, eine Handels-Gemeinde, bey der es in einem Tage nicht einige Kreuzer oder Gulden, sondern zu deren hundert und tausenden Abfall beträgt, wenn tausend Hände einen Tag lange ruhen — so eine Gemeinde bringt der Andacht, und dem Christenthume ein so uneigennütziges Verläugnungsopfer eines auch erlaubten Gewinstes! Sehet da den Geist der Handlung und des Gewerbes, welcher doch sonst vor andern den Versuchungen des Eigennutzes ausgesetzt ist, dem Geist der Religion untergeordnet! — Ich sage das aber auch nicht der allgemeinen Nachahmung wegen: Denn ich habe mich schon erkläret, daß dieß alles nur zum Beyspiele gegen die unzeitige Geschäftigkeit mancher einzelnen Katho-

liken unter den Gottesdienststunden an gewissen Tägen gemeynt sey. O! ich weis nur zu wohl, daß vorzüglich der Gewerbsmann itzt harte Zeiten lebe, und daß er deßwegen jede Erwerbungsstunde sorgfältig achten müsse. Aber wird man wohl bessere Zeiten gerade Gott abgeizen? Ich dächte immer, man sollte sie, nebst der Arbeit, Gott abbethen. Es heißt nicht: arbeite oder bethe! sondern arbeite und bethe! So hieß es sonst, und da es noch so hieß, und so war, da waren auch noch bessere Zeiten.

Und weil wir gerade itzt, so wie gelegenheitlich, von harten Zeiten zu reden kamen, kann ich nicht umhin, eine Frage aufzuwerfen: Mein! Kommen dann die harten Zeiten nun auf einmal, und so gleichsam von Außen wie über die Dächer hereingeflogen? Alles von Außen? Entstehen oder vermehren sie sich gar nie von Innen? Gar nie inner den Gränzen einer Gemeinde selbst? Gar nie inner den Mauren mancher Haushaltung selbst? Verscheuchen dann immer nur andere Leute, wir selbst aber gar nie uns den alten sogenannten Gottessegen? — Diese Fragen sind von so einer Art, daß man sie nur hören darf, so kommt die Antwort von sich selbst.

Lenken wir nun wieder ein, und handeln das noch übrige von dem Kirchenbegängnisse des heiligen Charfreytages ab nach der Art, wie wir selbes jährlich noch heute in jeder, auch dieser Pfarrkirche vor sich gehen sehen.

II.

Der Ordnung wegen wollen wir die Sache so vornehmen: a) von dem, was vor der sogenannten Messe: dann b) was während dieser; und endlich c) was nach selber den Tag hindurch zu geschehen pflegt.

a) Die Haupteinrichtung des vormittägigen Gottesdienstes am Charfreytage ward allem geschichtmäßigen Anscheine nach schon im VII. Jahrhunderte so, wie selbe noch heute bestehet, bereits getroffen. Er fängt sich mit zwey Lektionen an, deren eine aus dem Propheten Hosea, die andere aus dem ersten Buche Moyses ist; und beyde enthalten die deutlichste Anspielung auf den Tod Jesu, sein Begräbniß und Wiedererstehen. — Gleich darauf folgt die Leidensgeschichte des Herrn heute zum vierten- und letztenmale nach dem Grundterte des heiligen Johannes. Das Empfindsame und Herztreffende, womit dieser liebende Jünger besonders die letzten Schicksale seines Meisters beschreibet, zeichnet

net sich vor allen andern Evangelisten vorzüglich aus. — Wenn das zu Ende ist, giebt die Kirche ihren Glaubigen ein Beyspiel der Nachahmung ihres Meisters; seiner duldenden allumfassenden Liebe nämlich, die nicht nur dem Hang und Antriebe der Natur, sondern der Vorschrift des von ihm gepredigten Gesetzes der Liebe vollkommen entsprach, da er nicht nur seiner Mutter und Freundinn, die er dem treuen Jünger Johannes empfahl, sondern selbst seiner Feinde und Kreuziger liebeathmend gedachte, und für sie entschuldigend seinen himmlischen Vater noch bath. In gleicher Absicht beginnet auch die Kirche unmittelbar auf die Leidensgeschichte die eigens bestimmten Gebethe für die Freunde und Feinde Jesu, für die Beschützer und Bestürmer seiner Kirche. Und sie bethet da nicht nur überhaupt, sondern jedesmal ins besondere für die geistlichen Hirten der Kirche, für die christlichen Fürsten und Schutzherren derselben, für die allgemeine und besondere Bedürfnisse der Glaubigen, für die Neulinge im Glauben, für die Wiedervereinigung der von uns Getrennten, für die Erleuchtung des Judenvolkes; endlich für Aufklärung aller Heiden und Unglaubigen.

Kaum hat die Kirche diese Gebethe vollendet, greift sie nach dem Kreuze; enthüllet es vom Ver-

decke, hinter welchem es nicht ohne Bedeutung die vorigen Wochentage gleichsam bis zur Erfüllung seines Hauptzweckes verborgen war; und, so wie Jesus am hohen Golgatha all seiner Kleider beraubt zur vollen Augenweide seiner nur an seinem Schimpfe, Leiden und Tode sich sättigenden Feinde am Kreuzholz empor ragte, eben so stellet nun die Kirche dieses Kreuzzeichen ihren Glaubigen vor, unter dreymaligem Aufrufe: „Sehet, hier ist das Kreuzholz, an welchem das Heil der Welt gehangen hat!“ — Worauf statt des Volkes die Altardiener eben so oft wiederholen: „Kommt und lasset uns anbethen!“

Wie! Römischkatholische Christen! Anbethen ein leeres Kreuzholz! — Nein, nicht so! Wir verehren nur des Heilandes Siegeszeichen an diesem seinem Ehrentage; wir verehren nur das durch des Erlösers Tode geheiligte Kreuz. Aber tief verehren wir es, und mit all dem sonst Anbethung bezeichnenden äußerlichen Anstande, und — bethen nur den an, der daran für alle Welt zum Heil gehangen hat. Diese ist die Absicht, die Deutung und Meynung unsrer Kirche; und diese war es von jeher, wars unangefochten, unmißdeutet, und von jedem Verständigen bereits seit dem VIII. Jahrhunderte gebilligt. Dieß war und ist in der abendländi-

schen römischen Kirche noch allgemeiner Kirchengebrauch, welchen gemeinhin der Priester beginnet — unbeschuhet, wie Moyses sich eben so auf Gottesbefehle dem brennenden Dornbusch in achtungsvoller Ehrfurcht näherte, und dem nach Ortesherkommen die Layen ohne Ausnahm und Unterschiede in gleicher Anbethung folgen.

b) Noch vollendeter Kreuzesverehrung folget die sogenannte Messe. Ich nenne sie die sogenannte, weil sie dießmal nicht ein vollständiges Opfer, wie sonst, darstellet.

Zu wissen ist, daß in den ersten Jahrhunderten die Enthaltsamkeit an den Fasttägen, um so mehr also während der noch strengeren Oster-Fasten, sich sogar auf die Gottesdienste erstreckte, nur damit die dabey unvermeidlichen Feyerlichkeiten an solchen Tagen die Bußtrauer nicht zerstreuen möchten. Keine Festtagsfeyer, wie das noch die ältesten Kirchenkalender ausweisen, konnte währender Fastenzeit eintreffen, und man beraubte sich, so lange dieselbe dauerte, freywillig des Trostes, sogar das einzige und vorzüglichste Opfer unsrer Religion zu entrichten. Man las nicht und nirgends Messe. Da wurde dann zur Wegzehrung für die Kranken eine benöthigte Anzahl Hostien zum voraus

aus

aus consekriret; und damit man zur Fastenzeit wenigst einen Schatten des Opfers beybehielte, und die Versammlungen der Glaubigen nicht ganz von allen Geheimnissen leer seyn möchten, so wurde eine Art Gottesdienstes verrichtet, welche die Messe der vorher consekrirten Hostien hieß. So hielt man's vorzüglich in der morgenländischen griechischen Kirche. — Die lateinische Kirche kam zwar sonst in den meisten Hauptgebräuchen mit der griechischen übereins. Die gänzliche Enthaltung vom Meßopfer aber schränkte sie nur auf den einzigen Charfreytag ein; und dieses wegen der hohen Trauer dieses Tages, und als ziemte sich's nicht wohl, an dem Tage, da der Priester des neuen Bundes starb, und sein Leichnam todt im Grabe lag, nun seinen Fronleichnam auf dem Altare zu opfern. So wird also heute nach Art der Griechen nur eine Voraths-Messe verrichtet, wozu das Opfer schon gestern am Gründonnerstage consekrirt worden. — Durch die Erhebung der Hostie will die Kirche dem glaubigen Volke die Kreuzigung, und durch des Priesters Nießung unter einer Gestalt die Grablegung vom entseelten Leichname Jesu anschauend vorstellen.

Und mit diesem nun, Geliebte! schließt sich nach abgebethenen Vesperpsalmen der eigentliche Gottesdienst des heutigen Tages.

c) Was

c) Was weiters auf die Messe folgt, ist nicht mehr von der Kirche vorgeschriebene gottesdienstliche Handlung, sondern nür Andachtsanstalt jeder besonderen Gemeindekirche. Ist Volksandacht; also wohl auch Gegenstand der Staatspolizey in jedem bischöflichen Kirchsprengel und fürstlichen Landesbezirke. Ist übrigens und bleibt gottselige, erbauliche, dem Geiste des Christenthums angemessene Religionsbeschäftigung; aber ist und bleibt's nur so lange, als sie nicht ausartet, sondern seinem ernsthaften, erhabenen und heiligen Zwecke gemäß fortgeführt wird.

Man könnte mich fragen: ob die Einsetzung des hochwürdigen Gutes in ein eigens errichtetes sogenanntes heilige Grabe nicht auch noch ein Theil des feyerlichen Gottesdienstes wäre? — Ich antworte : Nein : Denn die Verordnung der Kirche geht vielmehr dahin, daß das Hochwürdigste, nachdem es einmal am Tage zuvor aus seinem sonst gewöhnlichen Behältnisse in ein besonders hiezu ausgerüstetes Verwahrungsort gebracht worden, so lange der öffentlich allgemeinen Anbethung entzogen würde, bis am Osterabende der Zeitpunkt eintrift, unter feyerlicher Verkündung der Urstände des Erlösers auch dessen heiligsten Fronleichnam den Glaubigen zur freudigen Anbethung wieder feyer-

lich

lich das erstemal vorzuweisen. Und so soll's nach dem Buchstabe gehen. Unterdessen hatte die Kirche von jeher nur zu gerne Nachsicht, mit jeder, auch nur etwas zweckmäßigen Andachtsanstalt der Glaubigen; und in dieser Absicht entließ sie nach Umständen manches von ihrer älteren Einschränkung; machte aber nebenher den Kirchenvorstehern den Auftrag, zu wachen: daß nicht etwa gute Gebräuche in Mißbräuche ausarten, und das, was anfangs so zweckmäßig begann, allmählig immer mehr vom eigentlichen Zwecke abführend, und am Ende gar zweckwidrig ausfallen möchte.

Zur Errichtung der zierlichen Grabgerüste hat ohne Zweifel jener Schrifttext beym Propheten Isaias Anlaß gegeben: „Und die Zeit wird kommen, wo der Zweig aus Jesse Stamm vor den Völkern wie ein Heerzeichen stehen wird; sogar sein Grab wird herrlich seyn.“ — Auch die sinnliche Vorstellung der Passionshandlung, welche vor einigen Jahren an diesem Tage sehr üblich war, mag ehemal seine gute Absicht gehabt haben; und diese war keine andere, als nämlich die merkwürdigern Auftritte der Leidensgeschichte Jesu dem gemeinen Manne anschauend darzustellen, um auf solche Art dieselben bey ihm in einem lebhafteren und fortwährenden Andenken zu erhalten. Nichts

ist

ist gewisser, als daß diese ursprüngliche Absicht zuversichtlich die beste und reinste war. Sogar ist's noch gewiß, daß solche Passionsvorstellungen, wenn sie unter der Obacht und Einwirkung vernünftiger Vorgesetzten mit Würde und Ernste vor sich giengen, immer auch die beste Wirkung auf Volksandacht machten. Nachdem aber die Nachahmungsbegierde diese Anstalten aus den Hauptstädten in die Landstädte, und von da gar in die Dorfschaften verpflanzte; konnte man schon den Abnahme von Würde, Anstand und Ordnung sichtbar bemerken. Von Jahre zu Jahre minderte sich die Anzahl der Auferbauten; hingegen mehrte sich zwar die Zahl der Theilnehmer, aber schon offenbar nimmer aus jenen ersten reinen, sondern den zerschiedensten Privatabsichtsgründen. Unfug und Unsinn gegen Schrift und Vernunft schlich und drang sich ein; sogar die niedrigsten Scherze schändeten den heiligen Ernst dieses trauervollen Christentages. Einige sahen den Charfreytag ordentlich für den lustigsten Tag in der Fasten an; und anderen war dieser strengste Fastentag willkommner, als der erste Jahrmarkt. Kein Wunder also, daß Kirche und Staat all das Unwesen nicht länger mehr dulden wollte, und durch ein allgemeines Verboth demselben mit Einemmale ein Ende machte!

* *
*

Hiemit sey nun meine heutige Abhandlung über kirchengeschichtmäßigen Begriff vom Charfreytage geschlossen. Kein Wort itzt mehr, als nur dieses:

Hier hangt am Kreuz im Bilde vor euch Jesus Christus, Gottes eingeborner Sohn, das ewige Wort des Vaters. Hier hangt Er, der Unschuldige, der Heilige, der Beßte der Menschen. Er ist umher gezogen, hat wohl gethan, uud gesund gemacht; und nun zwischen Mördern blutet und stirbt er den grausamsten Tod des Kreuzes. Mensch! wer bist du, und was ist dein Leiden gegen das Seinige, daß du murren darfst, wenn dich Beschwernisse treffen? — Und warum hangt er am Kreuze? Um die Wahrheit seiner Lehre mit seinem Blute zu versiegeln, um uns die ganze Grösse seiner Liebe zu zeigen, um uns Begnadigung und ewiges Leben zu verschaffen. Darum mußte Jesus leiden, damit wir selig würden. — Für wen hangt er am Kreuze? Für Alle, auch für Undankbare, auch für seine Feinde, auch für die, welche sein göttliches Ansehen läugnen, und seiner himmlischen Lehre spotten. Seine Liebe umfasset Alle; und so müssen auch wir Alle als unsere Brüder lieben. O! nehmet es mit euch nach Hause, m. Z.! dieses Bild der leidenden Liebe, und lasset es eure kalten Herzen erwärmen,

und lernet lieben, wie Jesus liebte! — Wie stirbt er am Kreuze? Mit großmüthigster Geduld und Ergebung, willig und schweigend, standhaft im Vertrauen und Gehorsame bis in Tod. So wie er, hat noch keiner gelitten. Eine solche Ruhe der Seele, eine solche Tugend, eine solche Erhabenheit des Geistes mitten unter dem Gefühle wüthender Schmerzen ist noch nie, so lange die Welt steht, vorgekommen. — Und was soll endlich der Frucht seines Leidens an uns seyn? Ach, meine Geliebtesten! Ich denke itzt an die Menge Volks, welche der Hinrichtung Jesu auf dem Berge Golgatha beywohnte. Auch da waren viele Zuschauer, welche durch seine letzten Reden erbauet, durch seine Sanftmuth und Geduld gerühret, und über den Anblick seiner zahllosen Leiden bis zu Thränen hingerissen wurden. Aber nachher blieben sie eben die lieblosen, unglaubigen, unempfindlichen Menschen, die sie vorher gewesen. Wie? Soll das auch bey uns die ganze Frucht des Leiden und Sterbens Jesu seyn? Daß wir etwa nur weinen über ihn, seinen unschuldigen Martertod betrauren, und die Mörder Jesu verwünschen? Ach! wenn auch unser Herz in Thränen zerflösse, so wäre und bliebe doch all das nur eitel Wesen, wenn wir nicht auch die Absicht erfüllen, um welcher willen Jesus alle diese Leiden übernommen hat. Nur dann sind die Empfindungen,

gen, welche die Betrachtung der Leiden Jesu wirket, heilsam und nützlich, wenn sie uns antreiben, die Abscheulichkeit und Grösse unserer Sünden einzusehen, und unsere Dankbarkeit gegen ihn durch einen lebendigen Glauben, und eine thätige Gottseligkeit an Tag zu legen.

O Jesu! Wenn auch wir einst unser Haupt neigen und sterben, wie du es neigtest und starbest; dann stärke uns, noch einmal deine Leiden zu bedenken. Ehe alles vor unsern brechenden Augen verschwindet, laß noch das Bild deines Kreuzes vor uns schweben, und uns alles zusammen fassen, was uns dein Tod seyn sollte und ward. Schänke uns Kraft, dir unsern Dank dafür zu sammeln, ehe sich unser Mund schließt. Lehre uns Trost und Erquickung aus deinem Leiden und Sterben schöpfen, wenn uns am allerbängsten um unser Herz seyn wird. — Bey deiner Todespein bitten wir dich, stehe auch uns in der unsrigen bey, du erbarmender Erlöser! und nimm uns ewig zu dir, damit die ganze selige Absicht deines Leiden und Sterbens an uns erfüllet werden möge. Amen!

XIV. Predigt.

Ueber das Kirchenfest Mariä Opferung, und Anwendung auf den alten Kirchengebrauch von Hervorsegnung der Kindesmütter.

Selig ist der Leib, der dich getragen hat! Luk. XI. 27.

In dem heutigen Evangelium, welches wir eben gehöret, findet sich, ausser dem allgemeinen Lobspruch auf die Mutterschaft Mariä: Selig ist der Leib, der dich getragen hat! nichts weiters, was einen Bezug auf das heutige Fest, Mariä Opferung, hätte; noch minder etwas, das eine Erläuterung gäbe, worinn dieses Opfer Mariä, oder mit Maria bestanden habe. — Auch in den Büchern der vier Evangelisten läßt sich über diesen Gegenstand nichts antreffen. — Bey diesem Stillschweigen der Evangelisten nun wird es nöthig seyn, daß man sich in der Geschichte des Alter-

thums,

thums, und besonders den Kirchenschriftstellern umsehe. Und da findet sich, daß dieses Kirchenfest, wo nicht fruher, doch wenigst schon im 9ten Jahrhunderte, also vor bereits 9 Jahrhunderten gefeyert worden; und zwar in der griechischen Kirche noch eher, als in der lateinischen abendländischen. — So viel vom Alterthume dieses Festes!

Nun auch von dessen vermuthlichen Anlasse. — In der griechischen Kirchengeschichte heißt dieses Fest: Der Kirchgang der Gottesgebährerinn. In der lateinischen heißts: Das Fest der Darstellung Mariä, welches eben auch wir im Deutschen mit der Benennung: Mariä Opferung, geben. Diese Namen selbst weisen uns dahin, daß dieses Fest ein Gedächtnißfest sey, und zwar wegen einem durch oder mit Maria vollbrachten Opfer. Auch die mehrern Kirchenschriftsteller stimmen darüber übereins, daß die Kirche unter diesem Name jene Darstellung und Aufopferung im Tempel ehre und feyere, welche durch die heiligen Eltern dieser heiligen Jungfrau geschah, sobald selbe die Jahre ihrer ersten Kindheit hinterlegt hatte.

Ueber diese **heilige Handlung** nun, **sein Kind, als die Frucht einer vom Himmel gesegneten Ehe, Gott dem Herrn**

aufopfernd darzustellen, gedenke ich mich heute erbauend mit meinen lieben Zuhörern zu unterhalten. Und dieß um so lieber, als selbst noch in unserer heutigen Kirche sich eine gewisser frommer Brauch erhalten, der nicht undeutliche Spuren und Kennzeichen an sich hat, daß ihn die andächtigen Gläubigen des neuen Christenbundes aus jenem Alttestamentischen nachahmend sich zugeeignet haben.

Vernehmet mich mit Geduld! Und lasset uns Gott um seine Gnade hiezu bitten durch die Fürbitte seiner heiligsten Mutter, die wir an diesem ihren Ehrenfeste mit dem angemessensten Gruße des Engels verehren wollen: Sey uns gegrüßt, du Gnadenvolle vom Herrn! Du Gesegneteste unter den Weibern!

I.

Im alten Testament war den Israeliten eine ziemliche Anzahl verschiedener Opfer vorgeschrieben; und die Andacht der damaligen Gläubigen setzte selbst noch manche freywillige hinzu. Das alles geschah in der Absicht, um die Menschen in einer stäten Erinnerung an die Abhängigkeit von Gott, und an die Verbindlichkeit für dessen Wohlthaten zu erhalten. — Auch der Menschen männliche Erstgeburten verlangte Gott zum Opfer; nicht zwar zu

einem Schlachtopfer, sondern zu einem Heiligungs- oder Wiedmungsopfer. Demnach wäre jeder irgend einem Ehepaare erstgebohrner Knabe zum Tempeldienst verfallen. Allein der Herr hatte sich erkläret, daß er, anstatt der erstgebohrnen Knaben in allen 12 Stämmen Israels, nur alle Knaben aus dem Stamme Levi zum Tempeldienst sich ausnähme. Indessen sollten doch alle Erstgebohne auch von den übrigen Zünften zu seiner Zeit im Tempel dargestellet, und gegen bestimmter Erlage ausgelöset werden. Dieses Lösegeld bestand nach dem Gesetze in 5 Münzstücken, Sikel genannt, welche nach unsrer Geldrechnung ungefähr 2 fl. 30 kr. betrugen.

Es ist nun kein Zweifel, weil kein Evangelist von einer Ausnahme meldet, daß nicht auch die Mutter des Heilandes ihren Erst- und Eingebohrnen auf die nämliche Art im Tempel dargestellet, und wieder gelöset habe. Und zwar am nämlichen vierzigsten Tage nach der Geburt, da sie zugleich das jeder genesenen Kindesmutter gesetzmäßig obliegende Dank- und Reinigungsopfer im Tempel entrichtete.

Nur muß man dieses Opfer nicht mit jenem vermengen, dessen Gedächtniß wir heute feyern. Das Opfer, von dem ich eben redete, ward von

Maria selbst als Mutter dargebracht; indem sie ihren Erstgebohrnen, und sich als glücklich genesene Mutter darstellte. Und zum Andenken dieses Opfers hat die Kirche ein besonderes Fest auf den zweyten Tag Hornungs bestimmt, welches eben den Namen — Darstellung Jesu, oder Mariä Reinigung, gemeinhin Lichtmesse — erhalten. — Die Opferung Mariä hingegen, deren Andenken die Kirche heute feyert, ist jenes Opfer, welches nicht Maria, sondern ihre frommen Eltern entrichteten; da sie dieses ihr Töchterlein Gott dem Herrn im Tempel darstellten, und es nach ihrer Weise dem Dienste des Herrn wiedmeten.

Nun ist's aus dem vorhergesagten bekannt, daß im alten Bunde der Herr die Erstgebohrnen nur des männlichen Geschlechts sich zum Opfer vorbehalten habe. Maria, die Tochter Joachims und Anna's, mußte also nie Gesetzes wegen geopfert werden. Sie ward's dennoch. Demnach war sie das Opfer der Andacht ihrer Eltern. — So hab ich auch schon angemerket, daß die damaligen Glaubigen über die vom Gesetze vorgeschriebenen Opfer noch ihre Freywilligen beysetzten. Und von dieser letzten Art freywilliger Andachtsopfer war eben das, welches die Eltern dieser heiligen Jungfrau mit diesem ihren Töchterlein vornahmen.

Es ist nicht zuverläßig, in welchem Alter die heilige Jungfrau bey dieser ihrer Opferung war. Vermuthen läßt sich's, daß es geschah, nachdem sie die ersten Kindesjahre zurücke geleget, und schon selbst eines Begriffes von dem fähig war, was, und zu was Ende das mit ihr vorgenommen worden.

Zu was Ende, in welcher Absicht, aus welchen Beweggründen geschah nun wohl diese Darstellung der kleinen Tochter von ihren Eltern? — Diese ist die Frage, die ich itzt beantworten will. Da die Evangelisten dieses ganz und gar umgehen; die ganze Begebenheit also mit der Opferung Mariä auf einer der ältesten mündlichen Uebergaben beruhet: ists das thunlichste, den Grund derselben in der Religionsgeschichte des Judenthums selbst aufzusuchen. — Im 4ten Buche Moyses, Numeri genannt, läßt sich der Herr gegen seinen Gesetzverweser Moses vernehmen, daß es ihm gar nicht unangenehm sey, wenn irgend ein Israelit, er sey männlich, oder weiblichen Geschlechtes, aus eigenen freyen reinem Triebe sich dem Dienste Gottes vollkommner, auch durch ein Gelübde verpflichten wolle; es sey nun auf beständig, oder auf eine Zeitlänge. Doch mit dem Bedinge, daß sich der Verpflichtete genau an die Vorschriften dieses Standes der grösseren Vollkommenheit halte, und beym

Aus-

Austritte und Ende seiner Verpflichtung sich durch ein bestimmtes Opfer frey löse. — Dieser Stand sonderbarer Verpflichtung hieß bey den Juden das Nasiräat, und die so Verpflichtete die Nasiräer. Man hat namentliche Beyspiele davon in den biblischen Büchern des alten Bundes, sowohl von lebenslänglich, als nur zeitlichen solchen Nasiräern. Samson und Samuel, Johannes der Vorläufer Christi, Jakob der jüngere, Paulus der Volkslehrer waren von dieser Zahl oder Orden, wie man es nehmen will. Und nicht etwa Erwachsene nur brachten sich selbst zum Opfer, sondern die Eltern gelobeten ihre eben gebohrnen Kinder auf diese Weise dem Dienste des Herrn. Anna, die Mutter Samuels, that mit diesem ihren Eingebohrnen das nämliche, und zwar so besonders uud feyerlich, daß es im ersten Buche der Könige die heilige Bibel in einem eigenen und zwar ersten Hauptstücke umständlich anrühmet.

Nun, G.! werdet ihr leicht einsehen, wie bey diesen Beyspielen frommer Vorgänger die frommen Eltern Mariens auf den ähnlichen Gedanken verfallen konnten, auch ihr Kind auf eine ähnliche Art, und in der nämlichen Absicht Gott aufopfernd zu wiedmen. —

Was waren aber, fragt sich's itzt, die absichtlichen Beschäftigungen solcher Gott gewiedmeter Personen? — Antwort: sie hatten sich vorzüglich einer überhaupts mäßigen Art zu leben zu befleißen; in öfterer und tieferer Einsicht, oder doch Kenntniß von gesetzlichen und heiligen Dingen sich zu üben; und gottesdienstlichen Handlungen mit einer besonderen Genauigkeit obzuliegen. Vermuthlich bestund die Beschäftigung der auf diese Weise verlobten weiblichen Personen auch nebenher in Zurichtung und Reinigung mancher zum Opferdienste gehörigen Erfodernisse und Geräthschaften. Und die Meynung vieler Gelehrten, auch Kirchenväter ist ziemlich zuverläßig, daß nämlich beym Tempel eine Art gleichsam gemeiner Schule bestanden, und darinn sich vorzüglich solche Verlobte beyderley Geschlechtes befunden haben mögen, die da allen zweckmäßigen Unterricht zwar hauptsächlich zum Tempeldienst, aber auch eben so zu all anderen gesetzmäßig sittlichen Tugenden erhielten.

So viel von dem Gegenstande des heutigen Kirchenfestes. Maria, die Jungfrau und nachherige Mutter des Heilands ward demnach in ihrer zarten Kindheit von ihren frommen Eltern, nach den in den heiligen Büchern angerühmten Beyspielen, Gott im Tempel dargestellet als ein Opfer

der

der Andacht. — Laßt uns itzt noch von einem und jenem frommen Gebrauche reden, der sich vermuthlich als Nachahmung noch heute zu Tage in unsern christlichen Kirchen erhalten hat.

II.

Dieser Kirchengebrauch ist kein anderer, als eben der, welchen wir unter der gemeinen Benennung kennen: Hervorsegnung der Kindbetterinnen. — Lasset uns zuerst dessen Allgemeines; dann dessen Besonderes vornehmen.

Das, was allgemein daran geschiehet, bestehet gemeinhin darinne, daß die wiedergenesene Kindesmutter an einem bestimmten Tage sich bey ihrer ordentlichen Kirche einfindet; allda von dem Priester empfangen, in die Kirche eingeführt, und nach abgehaltenen zweckmäßigem Gebethe wieder entlassen wird.

Sehr oft, besonders wo das hergebracht, oder vielmehr nie durch öftere Unterlassungen aus der Uebung gebracht worden ist, pflegt auch wohl die Kindesmutter bey diesem ihrem ersten Kirchengange ihr Neugebohrnes zugleich mit darzustellen, und mittelst Hinlegung an den geheiligten Altare sich samt selbem zum andächtigen Opfer zu empfehlen.

Ich

Ich für meinen Theil, m. Z.! gestehe es, daß ich nie ohne Rührung so eine Mutter am Altare knien sehe — sehe, wie sie mit thränenden Auge auf ihr unschuldiges Kind hinblickt, und es dem Vater aller Menschen anempfiehlt!

Die Aehnlichkeit dieses sehr alten Brauches mit den beyden Opfern Mariens, deren wir heute gedacht, fallet jedem selbst zu sehr auf, als daß es noch einer weitern Vergleichung bedürfte. Nur fragt es sich: Wie? Bedörfen dann auch unsere Kindesmütter noch dieser gesetzlichen Reinigung? Ist diese Darstellung noch immer Gesetz? — Antwort: nein; Jesus Christus, der neue Gesetzgeber, hat alle diese Bedürfnißhandlungen des alten Bundes aufgehoben. — Ist's Kirchengeboth? — auch das nicht einmal, meine Geliebte! Nur Kirchenbrauch ist es; aber einer von denen, welchen nicht so fast sein Alterthum, als vielmehr seine angemessene Zweckmäßigkeit allen Glaubigen billig empfehlen soll.

Die bürgerlichen Wohlstandes- vermuthlicher zugleich Gesundheits-Gesetze bestimmen schon einen Zeitraum von gemeinhin sechs Wochen, bis zum öffentlichen Ausgang einer (wie das selbst die Redensart giebt) in die Wochen gekommener Mutter.

ter. Es finden sich auch kirchliche Verordnungen, welche diese Zeit der Enthaltung auf 25 bis 30 Täge einschränken. Außer dessen bestimmen wohl die manchmaligen Umstände der Haushaltungen dieses wohl am besten. Abermal wird aber doch ein ziemlicher Zeitraum von mehreren Tägen, auch Wochen über dieser einsamen Entfernung verfließen.

Was ist nun billiger, als daß die christliche Mutter eines von ihr zwar der Welt; durch die Taufe aber Jesu Christo, und dem Himmel neugebohrnen Christens, sobald sie wieder ins Freye hervortritt, ihre ersten Tritte dahin richte, woher sie diese Frucht ihres Ehebundes gesegnet und geheiligt am Tauftage zurücke empfieng? — Was ist billiger, als daß sie Gott für ihre und ihres Kindes leibliche und geistliche Genesung danke? — Was ist billiger, als daß sie Ihm, dem Schöpfer und Erhalter des Menschengeschlechtes, diesen ihren gesegneten Beytrag zu seiner Ehre darstelle; wenigst anwünsche und heiligend aufopfere? rc. rc.

Und dieses ist auch die Absicht, und der Inhalt der Kirchengebethe, welche der Priester bey der Handlung so einer Hervor- oder vielmehr Wiedereinsegnung in den Tempel des Herrn an und über die herbeykommende Mutter verrichtet. In

Absicht

Absicht auf diese Erinnerung bekommt die Einzusegnende das Kreuz, das Zeichen des Christenthums, auf der geweihten Stole des Priesters zu küssen. Dieser heilige Kuß ist ein Zeichen ihres Dankes, und die brennende Kerze, welche sie in der Hand hält und opfert, ein Zeichen ihres Glaubens, in dem und mit dem sie nach einer so langen Entfernung nun wieder ins Gotteshaus eingetreten ist. — Und eben dieß ist der Grund, daß diese feyerliche Einsegnung der christlichen Kindesmütter in der ordentlichen Kirche geschehen solle, und ohne Erlaubniß außer selber nicht einmal geschehen möge.

* *
*

Hiemit nun, Geliebte! ist diese meine heutige Erklärungs- und Erbauungsrede auf gegenwärtiges Frauenfest geschlossen. Ahmet nun immer, christliche Eltern! nach Weisung eurer Kirche dem Beyspiele der geopferten und opfernden heiligen Jungfrauen und Mutter nach: Denn es hindert euch nichts, das nämliche nach eurer Weise zu thun. Freylich fodert unser Gesetz des neuen Bundes nicht mehr das Opfer der Erstgebohrnen; es bedarf auch des Opfers der Nasiräer nicht mehr. Es ist nicht nöthig, daß wir die Früchte unsrer von Gott gesegneten Ehen durch ein besonderes Gelübde eben dem Altardienste, oder einem Ordensstande wiedmen,

men, um sagen zu können: Man hätte sein Kind Gott geopfert! — Nein! christliche Eltern haben dieses Opfer schon durch den Taufbund, wozu sie ihr Kind befördert, erstens vollbracht. Nur nehmet es nie zurücke! Nur unterbrechet es nie dieses einmal geschehene Opfer! Hierauf, meine Eltern! nur hierauf ruhete schwerer Fluch des Herrn. — Ihr unterbrechet es aber, wenn ihrs an Wachsamkeit und Mühe mangeln läßt, eure Kleinen zu guten Menschen, und zwar guten Christenmenschen zu erziehen. Ihr kündet's Gott wieder auf, und nehmet's zurücke dieses Opfer, wenn ihr aus unordentlicher Liebe das Verderben eurer Kinder selbst anpflanzet. — Ihr wollet sie etwa nicht betrüben, eure Lieblinge? Und am Ende betrüben sie euch. Gott hat sie euch zum Segen eures Ehebundes gegeben; sie machen die Würde eures Standes aus, und sehet! nun sind sie die Bürde eures Standes geworden. —

Nein, o Herr! Was dein ist, bleibe dein! Du hast's gegeben! Dir seyen sie wieder gegeben, und dein bleiben sie! Nur deine Gnade, o Herr! über unsere Ehen! — Gott sey mit euch, liebe Eltern in dieser Versammlung! Gott mit euch, und den Eurigen! — Mit diesem redlichen und christlichen Wunsche euch segnend ent-

lasse

lasse ich euch, nachdem wir noch einmal, wie am Eingange, die Mutter Gottes gegrüsset haben: — Sey uns gegrüsset, du Gnadenvolle von dem Herrn! Du Gesegneteste unter den Weibern! — —

XV. Predigt.

Vom Opferdienste überhaupt, und von den kirchlichen Opfern ins besondere.

Gehalten am Dreykönigsfeste.

Vorbereitung.

Wenn man die ältesten und neuesten Geschichten der Völkerschaften bedenkend durchgehet (versteht sich jener, die einen richtigen oder unrichtigen, vernünftigen oder gar abentheuerlichen, aber doch einen Begriff von einer Gottheit hatten) so wird man von den gesittetsten, bis auf die beynahe allerwildeste herab, erstens einen mit ihren Begriffen verhältnißmäßigen Gottesdienst, und zweytens nebenher als ein wesentliches Stück desselben eine solche Art von Handlung antreffen, die entweder das nämliche ist, was wir mit dem uns geläufigen Worte — Opfer — bezeichnen; oder doch in einer Aehnlichkeitsverwandschaft mit jenen Dingen, Sachen oder Gebräuchen stehet, denen wir diese

Benen-

Benennung beylegen. Man mag nun annehmen, daß Gott selbst in der Vorzeit den ersten Menschen, und so allmählig diese den kommenden Geschlechtern, Kundschaft gethan, nicht nur daß, sondern auch wie er verehret seyn wollte; oder daß der Grund zum äußerlichen Gottes- und Opferdienste selbst von der innerlichen Erkenntniß, von der Natur und Beschaffenheit der Begriffe abhange, welche sich die Menschen von der Gottheit, und ihrem Wesen und Eigenschaften gemacht haben. Kurz! man mag die Religions- oder Gottesdienstsgeschichte der Menschheit von einem Gesichtspunkte her, von welchem man nur immer will, ansehen; so wird man entdecken, daß die Bekenner und Erkenner einer Gottheit bey ihren gottesdienstlichen Handlungen allzeit Opfer vornahmen, so, daß man gewissermassen sagen kann: Keine Gotteskenntniß ohne Gottesdienste; kein Gottesdienst ohne Opfer.

Die Absicht, welche die Menschen bey ihren Opfern hatten, war und konnte keine andere seyn, als dem allerhöchsten und wohlthätigsten Wesen halt ihre schuldige Ergebenheit und Dankbarkeit zu bezeugen. Und das ist so natürlich, daß man nie in einem Kinde muß beobachtet haben, was bey selbem noch ungezweifelt roher und reiner Naturtrieb wirket. Seyd dem Kinde gut, so wird's euch wie-

der

der gut. Gebt ihm Gutes, das ihm nach seinen Begriffen wohl behaget, und ihr werdet seine Zuthätigkeit zu euch nur zu bald entdecken. Bald wird es anfangen von dem, was ihr ihm gabt, euch wieder zu geben. Und das, sehet ihr, soll der Beweis seyn, daß es euch nun in seinem höchstmöglichen Grade wieder entgegen liebet. Der Mensch ist dieses Kind. O! möchten wir grosse Kinder oft von unseren unverdorbenen kleinen lernen, was Natur ist, und welche Spuren von Weisheit, die uns zu seiner und seines Dienstes Erkenntniß leiten, der Schöpfer nur überall für uns hingelegt hat! —

Ein Opfer ist also eine gottesdienstliche Handlung, ist Gottesdienst, oder ein Theil des Gottesdienstes; und besteht wesentlich in einer Gabe, die man Gott darbeut, entweder um diesem höchsten Wesen seine Unterwürfigkeit, oder diesem wohlthätigsten Wesen seine Dankbarkeit, und thätige Gegenliebe nach Geschöpfes Kräften zu bezeugen. Sehet da zugleich den Ursprung der vorzüglichsten Opferarten, nämlich des Ehrenopfers, des Dankopfers, dem nachmal diese Gottesverehrer aus eben so natürlichen Gründen auch noch das Versöhnungsopfer beysetzten.

Aber Opfern? Geben? Dem Alles Gebenden, und Alles Besitzenden geben, und sich darüber seines Wohlgefallens schmeicheln? Ist das nicht Unsinn, oder wenigst versteckter Aberglaube? — — Aber, mein Lieber! reichet man denn nur dem Dürftigen? Giebt man denn nur aus Mitleiden? Theilt man sich nicht auch aus Neigung, Liebe, Achtung mit? — Warum bethet man denn zu Gott? Muß man ihn etwa erst erinnern, daß die Geschöpfe seiner noch bedärfen? Weis er's etwa nicht, ehe wirs ihm deutlich und laut genug zu Ohren schreien, woran es uns gebricht? Müssen wir ihms etwa erst sagen, damit er nicht irre werde, und uns statt eines Eyes einen Scorpion, und statt des Brodes einen Stein gebe? Kommt Gott etwa in Verlegenheit, wenn ihn zu gleicher Zeit zween Heersführer, jeder um den Sieg anflehet? Oder der Gärtner um einen fruchtbaren Regen, und der Ackersmann um noch anhaltende Tröckne bittet? — Möchten doch immer wir Menschen nur daran denken, wie wir uns gegen die Gottheit, und nicht wie diese sich gegen uns zu verhalten habe!

Wir hätten nun den wahren, natürlichsten und ächten Begriff vom Opferdienste überhaupt. Itzt kann ich meine Rede über die

Eigensten Opfer unsrer christlichen Kirche

anfangen.

* *
*

Zur Geschichte unsrer Christusreligion ist die Religionsgeschichte des Volks Israel so zu sagen der erste, oder doch gewiß der bedeutenden Bezüge wegen der vorbereitende Theil. Daß die Gottheit Israels jeden der vernünftigen Natur widersprechenden Opfergräuel gar nicht einmal duldete, und strafend verwarf, darüber mag man in dem Geschichtschreiber Moyses die deutlichsten Stellen antreffen. Es waren zwar Schlacht- und Brandopfer begnehmigt; aber diese durften nur aus dem Thier- und Pflanzenreiche, das zum Gebrauch des Menschen sonst schon preis gegeben war, genommen werden. Der Gott Israels fluchte dem Opfer des ersten Menschenmörders. Und da er einst einem der ersten Menschenväter, um seinen unbedingten Gehorsam zu prüfen, die Abschlachtung seines Eingebohrnen zum Probeopfer auftrug, verhinderte er selbst dessen Entrichtung in jenem Augenblicke, da selbe vor sich gehen sollte.

Da sind zwo hier einschlagende Schriftstellen besonders, und um so mehr merkwürdig, als sie eben Gottes Gesinnung über die Opfer wortdeutlich ausdrücken. Im ersten Buche der Könige erkläret sich Gott: Daß ihm Achtung und Gehorsam für seine Gesetze angenehmer als willkürliches Opfer sey. Und im B. Exodi heißt er sein Volk, ja niemal leer vor seinem Angesichte zu erscheinen. Beyde Stellen wollen uns, glaube ich, ohne Zwange sagen: daß Gott die Opfer seiner Geschöpfe nicht nur begnehmige, sondern auch, um sie ihrer Abhängigkeit von ihm zu erinnern, sogar von ihnen fodere; doch so, daß sie ja nie denken sollten, als könnten sie sich durch welch immer Opfer von Beobachtung seiner Gesetze gleichsam loskaufen, oder die Gottheit, wie einen feilen Richter, zum Stillschweigen bey ihren Uebertretungen bestechen. — Die Begebenheit mit dem Opfer Abrahams bestättiget dieses. So unvollendet es blieb, erhielt der Patriarch, und sein Sohn doch übergrosse Belohnungen, und die nnschätzbare Ehre, das Bild zu einem Opfer zu werden, deren ein gleiches weder alle Geschöpfe zusammgenommen der Gottheit erstatten, noch diese sich selbst entrichten konnte.

Jesus, der Sohn des ewigen Vaters, der Heiland Messias erschien. Und siehe da! mit sei-

nem Eintritt und Austritte aus dieser Welt, mit seinem Lebens- und Todesopfer würdigten sich alle Opfer der Vorzeit so herab, daß sie wenigst aufhörten, wesentlich und selbstergiebig zu seyn. Jesus, unser Opfer, sagt einer seiner Apostel, hat ausgeblutet für das Heil der Welt. Christus, der für alle starb, stirbt nun nimmer.

Eben wir Christen feyern nun täglich auf unsern Altären das Andenken dieses Opfers nach dem Geheiße unsers göttlichen Meisters selbst. Ihr wisset es, m. Z.! es war der letzte Abend vor seinem Leiden, an welchem er nach jüdischen Gebrauche das Osterlamm aß. Da saß er mit seinen Jüngern, wie ein Vater und Freund, der sich von seinen Geliebten scheiden muß. Nachdem er ihnen noch zuvor sein ganzes Herz geöffnet, und die nöthigen Lehren und Erinnerungen gegeben hatte, deren sie noch bedarften; nahm er das Brod, brach's in Stücke und sprach: Das ist mein Leib, der für euch wird hingegeben werden. Auf gleiche Weise nahm er das mit Wein gefüllte Trinkgeschirr, ließ es herumgehen und sprach: Trinket alle daraus! Das ist mein Blut, welches ich zur Bestättigung des neuen Bundes, wodurch den Menschen Vergebung der Sünden zu Theil wird, vergießen werde. Das thut zu meiner Gedächtniß! — Das war

auch eben jenes Gedächtnißfest, welches die Christen von jeher begiengen, leider! nur mit keiner solchen Inbrunstfeyer mehr, wie jene ersten Glaubigen, die, um selbes nach möglicher Würde zu begehen, ihr Aeußerstes anwandten. Ich sage ihr Aeußerstes: Denn gleichwie in ruhigern Zeiten ihre zeitlichen Güter, so ward in den Zeiten der Verfolgungen noch oft ihr Leben das Opfer ihrer Religion.

Man muß aus der Geschichte des christlichen Alterthums hier bemerken, daß die Glaubigen, Priester und Nichtpriester, wo möglich, täglich zusamm kamen, und gemeinhin alle miteinander das Andenken des Abendmahles feyerten. Die ersten Christengemeinden bestunden lange aus beynahe lauter nur aus Armen und mittellosen Leuten, obschon einige, aber nur wenige, von der Klasse der Vermögenden und Ansehnlichen mit darunter waren. Man that deßwegen, was man konnte. Jeder, nur der Unvermögendste ausgenommen, mußte seinen Antheil zum Opfer selbst mitbringen: Denn damal hatte man noch lange nicht ordentliche Kircheneinkünfte, wie in den nachfolgenden Zeiten. Jeder brachte demnach, soviel er konnte, an Brod und Weine zum gemeinsamen Altarsopfer mit. Der Priester segnete alles ohne Unterschiede;

nur,

nur, was man zum eigentlichen Abendmahls, nach unsrer Art sich auszudrücken, Sakraments-Genusse brauchte, ward abgesondert, eigens von dem Priester zu diesem Ende consecrirt, und unter Glaubigen in Vertheilung gebracht. — Nach vollbrachter solcher Abendmahlsfeyer ward die Theilung des Uebrigen vorgenommen. Die Priester erhielten als Diener der heiligen Handlungen ihren Antheil, nach den Worten des Apostels: „Wer dem Altare dienet, soll auch davon leben.“ Einen andern Theil beseitigte man für Abwesende, Arme und Kranke, die zur Gemeinde gehörten. Und den noch übrigen Vorrath, worauf allemal Bedacht genommen wurde, verzehrte man gemeinschaftlich an eben der Stelle, wo man ehevor das Allerhöchste genossen. Da hieß es im eigentlichen Verstande brüderlich und schwesterlich. Da erquickte eine, und eben dieselbe Mahlzeit die ganze Gemeinde, als gleiche Glieder eines und eben desselben Leibes, zu dem Jesus Christus seine geliebte Kirche erbaute. Da saß der Priester neben dem Layen, der Hohe neben dem Niederen, der Reiche neben dem Armen; Alles neben und unter einander. Einer war des anderen Gast und Gastgeb. Was jeder vermochte, trug er bey. Und wer nichts beytragen konnten, genoß doch mit von der Gabe seines vermögenden Bruders. — Welch einen

Ein-

Eindruck, m. Z.! müßte der Anblick so einer versammelten Christengemeinde auf uns machen? Und könnte wohl so eine Mahlzeit auch nur anders genennt werden, als das Liebesmahl, wie es dann auch diesen eigensten Namen hatte? Selbst die Heiden und Juden, so wenig Achtung jene, und so viel Abneigung und gar Haß diese gegen die Christen hatten, nannten sie daher auch nur: Die Brüder!

Diese Art gottesdienstlicher Handlungen und Opferbeyträge dauerten, obwohl bald mit einiger Ab- oder Aufnahme, Zugabe und Veränderungen, einige Jahrhunderte durch. Freylich fand schon Paulus, wie aus seinem ersten Sendschreiben an die Corinther erhellet, nöthig, den Eifer der Glaubigen zu Mitbringung ihrer Gaben sogar mit einiger Bestimmung aufzumuntern. Eben so fanden auch die nachfolgenden Kirchenvorsteher, und selbst die christlichen Fürsten immer von Zeit zu Zeit Anlaß, bald den ausschweifenden Eifer, bald den einschleichenden Kaltsinn der Glaubigen wieder in Ordnung zu bringen. Man ließt in der Kirchengeschichte immer derley Beyspiele, die aber in der Hauptsache gegen die Heiligkeit und Billigkeit des christlichen Gottes- und Opferdienstes nichts oder höchstens nur so viel beweisen, daß die Außenseite

der Religion unter Menschenhänden zuweilen einen Flecken gewinne, der sie dem, der nur auf die Außerseite des Heiligthums sieht, zwar verunstaltet darstellet, ob sie schon in ihrem Innersten noch eben so ganz rein ist, als sie aus den Händen ihres göttlichen Stifters gekommen. Es ist nur allzuwahr: Die Verfolger, die Spötter, die Aergernisse von Außen, und selbst einige mit der Kirchenzucht Unzufriedene von Innen brachten nicht wenig Unwesen in die Kirche. Selbst der manchmal nicht gar auferbauliche Wandel der Kirchendiener vermehrte das Unheil noch mehr. Besonders gaben eben die kirchlichen Opfer bald den Weltlichen zur Eitelkeit, bald den Geistlichen zu einer äußerst unanständigen Habsucht unglücklichen Anlaß. Man hatte, wie aus der Apostelgeschichte der ersten Jahrhunderte erhellet, schon damal einige Glaubigen der Mißbräuche halber, die sich bey den Liebesmahlen einschlichen, warnen müssen. Einige beschämten einander mit einem gewissen Bestreben, wer es an der Auswahl und Zubereitung der Opferspeisen dem andern bevorthun könnte. Ein anderer Kirchenvater verwieß es einer sonst sehr vermöglichen Frau, daß sie sich zwar sehr ansehnlich unter die Gäste menge, dem Liebesmahle mit beywohne, wacker von Freygebigkeit spreche und zehre; aber selbst nichts mit beytrage. Die Altar-

diener

diener selbst behielten dabey nicht immer reine Hände; eigneten sich manchmal mehrers, manchmal nicht ihren bestimmten Antheil zu.

Alle diese Unfuge haben endlich die damal so gemeinsam als redlich am Wohl der Kirche und Religionsschutze arbeitenden Fürsten und Kirchenprälaten bewogen, allmählig ordentliche Stiftungsanstalten zu treffen. Man hatte deren verschiedene. Eine war zur Beyschaffung des Opfergeräthes und Bestreitung der gottesdienstlichen Feyerlichkeiten; eine andere für den Unterhalt der Priester; eine dritte zum Bedürfnisse der Armen bestimmt. Diese Anstalten nahmen ihren Anfang damit, daß die Einkünften und Schätze, die ehevor den heidnischen Tempeln gehörten, nun den christlichen Kirchen eingeräumt wurden. Eben so war die Kirche Erbe von den Gütern der Martyrer und Beichtiger, die wegen des Glaubens dieselben verloren hatten, und keine Erben zurücke ließen. Auch die Güter der Geistlichen, so ohne Erben oder Testament starben, so wie jene der Mönche, die ihre Klöster verliesßen, fielen der Kirche heim. Die Geistlichen wurden von allen bürgerlichen Abgaben befreyet, wodurch sie schon allein vieles vor anderen Ständen des Staates voraus hatten. Andere Quellen, woraus sie ihren Unterhalt schöpften, waren die Zehenden,

henden, die Güter und Besitzungen der Kirchen, die Freygebigkeit der Fürsten selbst, die ihnen jährlich verhältnißmäßige Summen zu ihrem Unterhalt von den Staatseinkünften abreichen ließen. — Hingegen ward nun alles Opfer von lebendigen Thieren und Genußwerke auf den Altären gänzlich untersagt. Merkwürdig ist die Ursache, welche in einer gewissen Kirchenversammlung darüber angeführt wird: „Damit die Layen, heißt es, doch einmal aufhören müssen, den Geiz und die Habsucht der Altardiener zu beschnarchen, bey denen sie nur zu gerne Geiz und Habsucht entdecken." Und damit auch aller Schein des Eigennutzes vermieden würde, durfte für die Austheilung der Sakramente nichts verlangt werden. Sogar freywillige Geschänke bey der Taufe anzunehmen, war den Geistlichen verbothen, damit es nicht scheine, der Priester theile das um den Lohn aus, was er umsonst empfangen. Eben so wenig durften die Bischöfe etwas als einen schuldigen Lohn fodern. Hieronymus hielt es sogar für unschicklich, daß man für die Begräbnisse etwas nehme. — Wer kann sich hier enthalten, aufzurufen: O, daß doch diese goldene Zeit wieder eintreffen möchte! Eigennutz ist allzeit Untugend, und jedem Christen unanständig. Aber, wenn Priester, Diener der Religion, Stellvertreter dessen, der nicht hatte, wo er sein

Haupt

Haupt hinlegte, damit behaftet sind, ach! dann muß man laut klagen, und die Gemeinde bedauern, die so einen Miethling zu einem Hirten hat.

Unterdessen kamen bey all dieser Einrichtung die freywilligen Kirchenopfer doch nie ganz in Verfall. Es war vielmehr längere Zeit Kirchengewohnheit, daß man eine Art Opferkastens in den Orten, wo man Gottesdienste zu halten pflegte, ordentlich aussetzte. Die Glaubigen legten nach ihrem Willen und Vermögen hinein, und davon wurde alle Wochen oder Monathe unter die Geistlichkeit die Vertheilung gemacht. Man hielt es sogar nach der Zeit für einen besonderen Vorzug, daß die Layen, indem sie von der Behandlung des Hauptopfers ausgeschlossen wären, doch wenigst ihre Opfergabe selbst wieder mit eigener Hand auf dem Altare legen durften. Man entrichtete diese Opfergabe unter einem, und eben dem Gottesdienste zweymal, um damit anzudeuten, daß man Gott dadurch seinen zweyfachen Dank für geistliche sowohl, als leibliche Wohlthaten zu erkennen gebe. Und dieser Kirchengebrauch erhaltet sich noch heute zu Tage, und macht gemeiniglich einen ordentlichen Theil des Unterhaltes für den Seelsorger aus.

Lasset mich diese Abhandlung mit noch einem Stücke aus der Kirchengeschichte des vierten Jahrhundertes beschließen. — Die Kirche zu Kappadozien feyerte eben das Fest der Erscheinung des Herrn. Kaiser Valens, ob er schon damal an der Seite der Arianer hieng, hielt sich doch für verpflichtet, mit anderen Rechtglaubigen dem Gottesdienste dieses feyerlichen Tages beyzuwohnen. Er erschien. Der feyerliche Gottes- und Opferdienst begann. Und siehe da! die allgemeine Andacht der Glaubigen, die geheimnißvolle Einrichtung des göttlichen Opfers, die Würde und der Anstand des Opferpriesters (es war der heilige Basilius) setzten diesen Fürsten in solches Erstaunen und Schrecken, besonders da er merkte, wie man auf sein Opfer, und mitgebrachten Geschänke so gar nicht achtete, daß er in Ohnmacht gefallen seyn würde, wenn ihn nicht einer von den Altardienern unterstützt, und noch aufrecht erhalten hätte. — Ich enthalte mich irgend eine noch weitere Anmerkung beyzusetzen. Nur bitte ich euch selbst, den auffallenden Unterschied und Abstand zu bemerken, der zwischen den Begriffen der ersteren, und so vieler der itzigen Glaubigen vom äußerlichen Gottes- und zumal Opferdienste etwa wohl seyn möchte. Wir sahen eben itzt einen mächtigen Monarchen über die Würde eines christlichen Kirchenopfers,

und

und über den Unwerth seines eigenen noch mächtiger betroffen. Wie vergleichet sich dieses mit der Gleichgültigkeit gewisser itzigen Christen, denen jede Anwandlung von Ungemächlichkeit, manchmal gar sehr zweydeutiger Eitelkeit wichtig genug scheint, um ihre Person loszuzählen von einer Mithandlung, die sich ehedem die Grossen der Erde zur Ehrenpflicht machten. — O! ihr Weisen des Morgenlandes, die ihr die Gottheit nicht einmal unter der Hülle der verläugnendsten Dürftigkeit mißkanntet; was müßtet ihr immer von einigen christlichen Nachkommen denken, die ihre Anbethungs- und Dankespflicht sogar in den eigensten, und geziertesten Tempeln der, wie sie doch sagen, ihrem Glaube achtbaren Gottheit verweigernd unterlassen? — Das, dächte ich, wird man wohl nicht glauben, daß ich der sogenannten Opferpfennige wegen soweit aushohle. Aber den alten Eifer für den Gottesdienst, den alten gemeinsamen Wetteifer der einander aufmunternden Hohen und Niederen, diesen wünschte ich in dieser und jeder Pfarrkirche zur Ehre und Verherrlichung Gottes wieder hergestellt. Möchtet ihr, meine Zuhörer! immer mehr Geschmack finden, den wahren geschichtmäßigen Grund so mancher, oder doch der bedeutendsten Kirchengebräuche inne zu werden! Wie gedeihlich würde das nicht nur auf die Belebung unsrer gewöhnli-

chen

chen Andachten, sondern überhaupt auf die Wiederherstellung der bereits unter allen Ständen merkbar hinsinkenden Hochachtung für den Gottesdienst unserer heiligsten Christusreligion einwirken! — Ich schließe aber heute mit diesem kurzen Gebethe zu Gott!

Herr! von dem alle Wahrheit, alle Weisheit, Seligkeit, und jedes wahre Gute kömmt; der du die Gottheit deines Sohnes den Erstlingen der Heidenschaft, den redlichen Weisen geoffenbaret; dessen Gnade ihrem Herzen, und ihrem Verstande nachgeholfen, daß sie suchen wollten, und finden konnten, was dein ehemal ausgewähltes, aber allmählig auf diese Auswahl stolzes Volk Israel unthätig vernachläßigte: — Erbarme dich vom Himmel herab deiner in der Zeit auserwählten Christenschaaren, und wenn dieser Glaube an dich in Zweifeln wankt, unsere Hofnung auf dich im Ungemach dahin sinkt, unsere Liebe zu dir in Versuchungen erkaltet; wenn in Finsternissen unsere Vernunft, und unsere Herzen auf Abwegen wandeln; dann, o Herr! sende uns den Leitstern deiner Gnade. Wir bitten dich durch die Verdienste deines Sohnes Jesu Christi. Amen!

XVI.

XVI. Predigt.

Ueber Kirchengeläute.

Zugleich

vom ächten und unächten Begriffe beym Wetterläuten.

Ins Himmelreich wird nicht jeder eingehen, der da spricht: Herr, Herr! sondern wer den Willen meines Vaters thut, der wird eingehen ins Himmelreich. Matth. VII. 21.

In unserm Vaterlande Baiern war — erzkatholisch denken und handeln — so recht ordentlich das Hauptkennzeichen, der Ruhm, und der Stolz der Nation von Alters her. Selbst in den heutigen Tagen, die man so allgemein der Freygeisterey bezüchtiget, scheint sich dieser gerühmte Vorzug noch bey dem zahlreicheren Theile der Nation erhalten zu haben: „Wenigst das Volk, heißt es, ist noch gut altkatholisch.“ — Ist's aber

auch

auch so, meine Zuhörer! oder schmeicheln wir uns etwa nur die Ohren mit diesem eingebildeten Vorrange? Es ist z. B. eine der entschiedenen Grundlehren in der katholischen Kirche, daß die Bischöfe und ihre Mitarbeiter die Priester, und zwar durch eine besondere Sakramentsbestimmung und Gottesanordnung, zu den eigentlichen Lehrern und Führern der christlichen Gemeinden auserkohren seyen. Die Gleichniß von dem Schaafstalle, dem Hirten, und den Schafen ist bekannt, und passet eben auf diese römischkatholische Kirchenordnung. Hören aber auch die Schafe ihren Hirten, und lassen sie sich von ihm leiten und führen? Oder ist's vielmehr das Gegentheil, daß sich die Schafe wider alle Natur das Recht anmassen, ihren Hirten zu meistern, seine Leitung zu tadeln, seine Führung zu beschnarchen, und ihn auf allen Seiten lieblos zu verdammen? — Und ist das auch gut und altkatholisch? —

Unser nun im Herrn ruhende, gewiß gottselige, nnd seinen Baiern hoffentlich unvergeßliche Max Joseph hatte vor Jahren die Abwürdigung einiger Feyertäge bewirket, nachdem er ehevor mit den Bischöfen seiner Kurlande, und dem Oberhaupte der r. k. Kirche sich benommen hatte. Da gieng es an ein Schreyen und Lärmen, sowohl über die Veranlasser als Befolger dieser gesetzmäßigen

Ver-

Verordnung! Alles ward verketzert. Der Churfürst, die miteinverstandenen Bischöfe, und selbst der es zugestehende Pabst wurden verketzert. Sogar und gerade jene Seelsorger, welche doch das, was ihnen eine rechtmäßige Obrigkeit zu vollführen aufträgt, nach der Lehre Jesu, und dem Beyspiele seiner Jünger gutheißen und befolgen müssen; auch diese waren Ketzer. Gieng aber das ordentlich zu? war's vernünftig? christlich? War's, ich frage noch einmal, war's katholisch? — Und was das Auffallendste ist, gerade jene, die sich für recht erz, und altkatholisch angesehen wissen wollten, pochten, schmähten, und stürmten am allerärgsten!

Fürwahr, meine Geliebte! nur zu anpassend trifft auf solche berufslose Eiferer der Inhalt des heutigen evangelischen Textes ein: „Es giebt Menschen, welche sich noch so viel auf ihr Gebeth, Andachten und Glauben einbilden, und immer rufen: Herr, Herr! Die aber im übrigen um den Willen des Vaters, der im Himmel ist, und vom Himmel herab durch seine Gewaltsträger auf Erden die Welt regieret, sauber nichts geben.“

Ich will zwar nicht behaupten, daß diese Widersetzlichkeit allemal von einem bösen Herzen her-

rühre. Nein; es ist vielmehr, und insgemein nur eine Folge der Unwissenheit, indem man Wesentliches und Zufälliges in der Religion nicht genug unterscheidet. Aber, ich habe es schon oft gesagt, welch einen unglücklichen Sohn die Unwissenheit zur Welt bringet — den Eigensinn nämlich, und manchmal auch den Stolz. Dann sieht's freylich schlimm aus: denn man läuft Gefahr, die Wahrheit vollends aus dem Gesichte zu verlieren, weil man einerseits zu stolz ist, einen Irrthum, den man so lange Zeit für erzwahr gehalten hat, so auf einmal fahren zu lassen. Und dann wehe dem Freunde, oder Lehrer und Prediger der Wahrheit! Es ist noch Glück für ihn, wenn er nur ohne Danke davon kömmt. Denn meist verstopft der stolze, eigensinnige Unwissende seine Ohren für die Wahrheit; manchmal schimpft, haßt, und, wenn er kann, verfolgt er noch den ehrlichen Mann, der ihm seine Augen und Ohren öffnen, seine Irrthümer austreiben, und Wahrheit dafür anbieten will. Blind demnach bleibt der Blinde, und stolz noch auf seine Blindheit wirft er sich oft noch selbst zum Führer und Gemeinsprecher bey andern Blinden auf. — Eine Wahrheit, die so gewiß ist, daß ich sie nicht einmal beweisen, sondern nur eure eigene Erfahrung darüber zum Zeugen aufrufen darf.

Noch-

Nochmal aber, meine lieben, wertheſten Zuhörer! betheure ich, daß ich niemanden unter euch den Vorwurf eines böſen Herzens zur Laſt lege. Wenn ich aber einigen Mangel an gewiſſen Kenntniſſen zumeſſe, wer kann mir das verdenken, da mich laute Zeugniſſe davon überzeugen? —

Unter unſerm gnädigſten Landsherrn Karl Theodor erſchien eine weitere Verordnung, welche das ehemal

In einem fortdauernde

Glockenläuten bey Hochgewittern einſchränkte. Dieſer landesfürſtlichen Verordnung folgte auch eine biſchöfliche Ermahnung nach, daß ſich alle Seelſorger auch ihrerſeits nach dem Befehle ihres Landesherrn allerdings halten und achten ſollten. Es fehlte nicht viel, daß über dieſe Verordnung die nämliche Gährung, wie über jene der abgewürdigten Feyertage halber, entſtanden wäre. Jede Neuerung macht zwar natürlich ihr eigenes Aufſehen, je nachdem viele oder wenige, dieſe oder jene, jeder aus ſeinen Urſachen, durch ſo eine Neuerung mehr oder weniger ſich betroffen, auch wohl beeinträchtiget zu ſeyn glauben. Das iſt aber das Auffallendſte, daß gerade wiederum die ſogenannten frommen Leute bey dieſer Gelegenheit abermals die böſeſten Mäuler hatten.

Ohne mich in Untersuchung dieser Frage weiter einzulassen, will ich meine Lehrerspflicht, als Prediger dieser Gemeinde, entrichten, so, wie es der gegenwärtige Umstand zu heischen scheinet. Jeder vernünftige und wahrhaft christlich, so eben auch katholisch Gesinnte kann und wird sich ganz gewiß mit diesem Unterricht befriedigt und beruhigt finden. Alles hängt ab, und bezieht sich auf den einzigen wahren und geschichtmäßigen Begriff vom

Kirchengeläute.

Die meisten und besten Geschichtskundige kommen darinn übereins, daß die christliche Kirche beynahe schon sechs Jahrhunderte gestanden und bestanden habe, ehe die ersten eigentlichen Glocken in den Thürmen der Kirche aufzuhängen gewöhnlich wurde; so, daß dieser Glockengebrauch in die Zeiten des Pabstes Gregors des Grossen, und dessen Nachfolger Sabinians einträfe.

Vor dieser Zeit behalf sich die Kirche, wenn sie ihre Glaubigen zum gemeinsamen Gottesdienst berufen wollte, zerschiedener Mittel, worunter freylich das gemeinste war: daß der Bischof oder Priester vor der letzten Entlassung des Volk's demselben die nächste Zusammenkunft mit lauter Stimme verkündete. — Auch wurden die Christen durch

besondere dazu bestellte Personen zusammen berufen, und ist leicht zu erachten, daß es in den Tagen der Verfolgung nicht anderst möglich gewesen. Man hieß solche Leute Gottesläufer, Θεοδρόμος, was itzt unsere sogenannte Meßner sind. Diese luden in der Stille zu gottesdienstlichen Versammlungen ein, und wurden auch dazu gebraucht, Briefe von einer Gemeinde zur andern zu tragen.

Da die Christen anfiengen, von der Grausamkeit ihrer Feinde sich zu erholen, und die geistliche Gerichtsbarkeit mit dem weltlichen Arm verbunden wurde, fieng man auch zu geistlichen Zusammenkünften öffentliche Zeichen zu geben an. Man bediente sich bald musikalischer Instrumente, als der Trompete, der Posaunen, und anderer Hörner; bald gewisser Tafeln von klingenden Holz, oder Hafnererde, auf welchen die Alten gar wohlklingend mit hölzernen Hämmerleins zu spielen wußten. An wieder andern Orten brauchte man den Laut von Kesseln aus Kupfer, oder einer Art hölzerner Räthschen ungefähr wie die, welche itzt bey den Kirchen in der Charwoche gebraucht werden. — Und so behalf man sich die ersten sechs Jahrhunderte.

Ich

Ich merkte dieß darum an, G.! damit man nicht aus Unwissenheit der Geschichte den Glockengebrauch für älter, oder gar von den Apostelzeiten her schon gewöhnlich, und, wie dann leicht aus einem Irrthum ein anderer folgt, etwa gar deßwegen für heiliger, christlicher, wesentlicher, vorgeschriebener und unenbehrlicher sich einbilden möge. — Ferners merke ich an, daß sich in diesen ersten sechs Jahrhunderten nirgend eine Spur findet, daß man jemals eines von den bemeldten Rufsmitteln zur Kirche eingeweiht, und noch weniger wider die Hochgewitter gebrauchthabe. Erst im VII. Jahrhunderte findet sich der Ursprung des nicht nur nicht tadelichen, sondern allerdings seiner Absicht halber löblichen Gebrauches, die Glocken mittels besonderer bischöflichen Gebethe Gott zum Gebrauch bey seinem Dienste zu wiedmen, oder was eines ist, dieselben zu weihen, und mittelst Aufdrückung verschiedener heiligen Zeichen einzusegnen, oder zu taufen.

Wer möchte aber glauben, daß schon damal in den ersten Einführungsjahren dieser an sich gute Gebrauch zu einem schändlichen und abschafbaren Mißbrauch ausgeartet habe? — Und dennoch ist's wirklich so. Die Kirchengeschichte erzählet uns, daß Karl der Grosse seinen Gewaltspruch nöthig

fand,

fand, um die Mißbräuche zu tilgen, welche sich wegen der Glockenweihe und besonders wegen der gewissen Schauerzetteln eingeschlichen hatten, die man als unfehlbare Rettungsmittel wider solche natürliche Ereignisse schon damals herum trug und anheftete. Dieser Mißbrauch, sage ich, ward abgeschaft, und zwar vom Kaiser mit aller Gunst der Kirche, weil doch die sanften Ermahnungen der Hirten keine Frucht brachten. Aber der gute Gebrauch der Glockenweihe ward seiner löblichen Absicht halber beybehalten — erhält sich noch bis auf diese Stunde; ist und bleibt von christlichen Regenten unangefochten, und unterstützt, in so ferne und so lange weder Kirche, weder Fürsten unziemliche Mißbräuche und abergläubige Mißdeutungen daran zu tadeln finden.

Worinn besteht dann aber die Glockenweihe oder Taufe? Zu was ist sie? Sind die Glocken auch für Abwendung der Gewitterschäden geweihet? — Drey Fragen, Geliebte! die ich kurz zu eurer Beruhigung beantworten will.

Weihen, segnen, benediciren heißt im Grunde Gutes wünschen, oder von Gott um Gutes bitten. Da Abraham den Jakob, und hernach den Esau gesegnet, hatte er ihnen Gutes gewunschen,

und

und für sie und ihre Nachkömmlinge zu Gott gebethet. Bethen die Bischöfe oder Priester, als die Auserwählten unter dem Volke, zu Gott, daß er Uebels von ihren Sprengeln und Gemeinden abwenden, Gutes aber über dieselben ausschütten wolle; so segnen, benediciren sie. — Segnen, Weihen, in diesem Sinne genommen, ist also ein gar löblich und nothwendig Ding, und so alt, als die Religion alt ist.

Oft wird etwas unter gar zweckmäßigen und passenden Gebethen, und wohl auch unter belehrenden Bildern und Zeremonien zum Dienste Gottes bestimmt; und auch das heißt dann: „Geweiht, geheiligt, consekrirt. So werden die Tempel unter allerley Gebether und Zeremonien dem Dienste Gottes gewiedmet, d. i. eingeweihet; so Altäre consekrirt; Geschirre znm heiligen Opfer geheiligt u. s. w. — Eben so verhält sich's mit der

Glockenweihe.

Der Bischof bestimmet nämlich die Glocken als Zeichen, welche das Volk zum Gottesdienst rufen sollen. Nebenbey verrichtet er unter gewissen Zeremonien, welche man die Glockentaufe nennt, die bestimmten Gebethe, daß Gott bey dem Schalle dieser Glocke den Glauben in den Gemüthern der

Christen

Christen erwecken, sie zur Hofnung auf ihn ermuntern, die Christen selbst aber vertraulich zu Gott bitten sollen, damit Er den Feind alles Guten vertreiben, und Hagel, Blitz, Sturmwinde, und alle Gewalt der Luft gnädiglich abwenden wolle.

Sehet, G.! dieses ist der Zweck der Glockenweihe, und die Absicht der dabey üblichen Zeremonien. Die Glockenweihe ist also in der Hauptsache nicht mehr und nicht weniger, als ein Gebeth. Und beym Gebethe, wisset ihr ja doch, daß es auf Gott ankomme, ob er selbes, je nach Beschaffenheit seiner allemal anbethungswürdigen Fürsehung, erhören wolle, oder nicht? Will er, so ist's gut; will er nicht, ist auch gut. Denn nur Gotteswille allein ist allemal der Beßte, und selbst dem, der nicht erhöret wird, für dießmal der gedeihlichste. So lehret uns ein vernünftiges Christenthum von Gott, und den Folgen eines ordentlichen Gebethes denken. Wer anders denkt, denkt aberglaubig oder irrglaubig.

Hieraus ergiebt sich von selbst, daß das Läuten an und für sich kein, und nichts weniger als ein zuverläßiges Verwahrungsmittel wider das Einschlagen des Blitzstrahles sey — so wenig, als die geweihten Osterspeisen den, der davon genießt, von

aller

aller Krankheit bewahren. Wenn ich aber das Wetterläuten als ein Zeichen betrachte, welches die Kirche ihren Glaubigen giebt, daß sie sich beym Anzuge eines Gewitters zu Gott wenden, und den Urheber der Natur mit Zutrauen bitten sollen, daß er, je nach seinem besten Willen und Fürsehung, sie vor allen schädlichen Wirkungen bewahren wolle; so ist das Wettergeläute allerdings ein lobliches und christliches Hilfsmittel, das im Glauben und Vernunft seinen Grund hat.

Worinn, frage ich itzt, mag man sich also durch das wider das immerwährende Wetterläuten ergangene Verboth verkürzt oder beschädigt ansehen? Ihr wisset es ja nun, daß die Glocken keine andere Kraft als die des Gebethes haben, und welches bey den Glaubigen zu veranlassen sie als Mahnzeichen bestimmt sind. In eurem Gebethe aber könnet ihr, ohne Mithilfe eines beständig mitlärmenden Geläutes, in Einem, so lange ihr wollet, fortfahren, und Gott, den einzigen Herrn und Leiter aller natürlichen Ereignisse, ungehindert anflehen. O! möchte man nur das erst neuerdings eingeschärfte Bedingniß erfüllen, nämlich beym ersten Glockenzeichen sich zum Gebethe zu halten, und darinn wenigst eifriger und ununterbrochener zu beharren! — Ja, meine Lieben! lasset uns zu

Gott

Gott bitten, daß er unsere Feldfrüchten vom verderbenden Hagel, und unsere Wohnungen vom alles verzehrenden Strahle gütigst bewahren wolle. Das wollen wir; das ist erbaulicher, gemeinnütziger und gedeihlicher, als all das Lärmen, und am Ende dennoch unnütze Splitterrichten über eine Verfügung, die, wenn man anders der Vernunft die Augen, und der Wahrheit die Ohren nicht zuhalten will, ihre, in der Natur und dem Christenthum gegründete Ursachen hat.

Damit aber nicht einmal jene ungetröstet von hinnen gehen, welche gar keinen als nur den einzigen, in Wahrheit noch allerträglichsten, Einwurf bringen: — „Daß nämlich bey dermal unterbleibenden Geläute die Stille selbst ungleich fürchterlicher auffalle, und die rollenden Donner noch einmal so erschütternd tönten" — so will ich auch diesen noch antworten, und eben diese Antwort giebt den beßten Schluß. — Ja, G.! eingestanden sey es, dieser Einwurf allein gründet sich in der Wahrheit und Natur: „Es ist fürchterlicher"! Allein die Vernunft kann auch diese Beschwerde ringern; die Gewohnheit wird's allmählig heben, und das Christenthum muß sie vollends tilgen. Vernehmet mich, der ich im Grunde dießfalls mit euch einstimmig bin, und folglich nicht verdächtig seyn

kann!

kann! Bedienet euch meines Mittels, dessen ich mich bediene; ich bethe zu Gott, und so bethe ich:

Allmächtiger und allgütiger Schöpfer und Herr der Natur, der du alles, was du gemacht hast, gut gemacht, und alles, was du in der Zeit geschehen läßt, von Ewigkeit her weislich verfüget und bestimmet hast; dessen alle Verfügungen zu deiner Ehre, und dem Wohl deiner Geschöpfe unläugbar abzielen; dessen Wille allein allemal der beßte ist — dieser dein Wille geschehe allerdings mit, bey und um uns! Beschütze uns, o Herr! was du uns bescheret hast: Denn dein ist's, was wir haben und hoffen. Dein ist's, wenn du's zu nehmen bestimmt hast. Nur erhalte uns stäts im Glauben an dich! in der Hofnung auf dich! in der Liebe zu dir! Herr, sey uns gnädig. Amen!

So bethe ich. Bethet auch so, meine Lieben! oder bethet, was euch in diesen Umständen euer Herz saget! Bethet das Gebeth des Herrn; oder was und wie ihr's sonst gewohnt seyd. Nur bethet mit ganzen Vertrauen zu Gott und Entschlossenheit in seinen heiligen Willen. — So oft ihr einen Blitz leuchten sehet, so denket: Dieß ist der Fingerzeig, und wenn ihr einen Donner rollen höret:

ret: Dieß war die Stimme des Herrn, wodurch er seiner Herrlichkeit unwiderstehliche Macht seinen Geschöpfen verkündiget. Danket ihm, daß er euch nicht vertilget hat! Danket ihm aber zugleich, daß er selbst mitten unter diesen Schrecken die Fruchtbarkeit der Erde befördert, und die Luft von ansteckenden Dünsten — beydes ja zu unserm Wohl — durch eben dieses Mittel gedeihlichst reinige. So machet es, Geliebte! und euer fruchtloses Schrecken und Zagen wird sich durch ein kraftvollers Christenthum je mehr und mehr mindern. Da rufet zu Gott: „Herr, Herr! Unterwerfet euch aber auch dem Willen dieses Vaters, der im Himmel ist.“ —

Dieß sey euer beßter Wettersegen!

XVII. Predigt.

Ueber die Armenanstalten der ersten Christen.

Den Reichen dieser Welt befehlet — sie sollen gute Werke üben, und an diesen reich zu werden sich bestreben; gerne geben, das Ihrige mittheilen, und also sich einen Schatz für das Künftige sammeln; dieser wird ihnen für eine gute Grundfeste dienen, das ewige Leben darauf zu bauen. 1. Tim. VI. 18. 19.

Diese Worte sind aus einem Briefe, den der Apostel Paulus an seinen Amtsbruder Timotheus schreibt. Sie enthalten einen Theil der Pflichten, die er den Reichen dieser Welt gebieten soll, und sie unterrichten dieselben nicht nur sehr vollständig von ihrer Schuldigkeit, barmherzig gegen die Armen zu seyn; sondern sie legen ihnen auch die nachdrücklichsten Bewegsgründe vor Augen, die sie zu dieser Tugend ermuntern sollen.

Man wird nicht leicht einen Ausdruck finden, der ihnen ihre Schuldigkeit in ihrem ganzen Umfange besser vortragen könnte, als wie es der Text sagt: Sie sollen gute Werke üben. In diesen Worten sind alle die verschiedenen Arten enthalten, wie sie sich gegen die Armen hilfreich, sowohl in Absicht auf ihre Seele als auf ihren Leib, so wohl zur Beförderung ihrer zeitlichen als ewigen Glückseligkeit, beweisen können. Sie sollen sich bestreben, an guten Werken reich zu werden. Nicht sollen sie sich damit begnügeu, daß sie nur dann und wann ein Liebeswerk ausüben; sondern sie sollen beständig alle Gelegenheiten ergreifen, solche Handlungen nach ihren besten Kräften zu vollbringen, damit sie eben so reich an guten Werken werden, als sie reich an zeitlichen Gütern sind. Hernach sollen sie auch gerne geben, das Ihrige mittheilen, das heißt mit anderen Worten: Sie sollen bereitwillig, ohne Murren und heimliches Widersetzen zum Besten ihrer bedrangten Brüder etwas beytragen. Gott giebt dem, welcher mit Freuden giebt. Wenn man's uns ansieht, daß wir nur gezwungen eine Gefälligkeit erweisen; wenn wir den Dürftigen erst anfahren, und ihm dann eine Gabe zuwerfen, wie bleibt da die Liebe in uns, die sich nicht ungebärdig stellt, sondern willig und freundlich ist! — Der Bewegungsgrund, der die

Reichen

Reichen zu dieser Pflicht ermuntern soll, ist gewiß der größte, den man sich denken kann. Er sagt: damit sie sich einen Schatz für das Künftige sammeln; dieser wird ihnen für eine gute Grundfeste dienen, das ewige Leben darauf zu bauen. Meiner Meynung nach belehren uns diese Worte noch überdieß sehr wohl, welches unser vornehmster Zweck seyn soll, wenn wir Gutes thun, nämlich, daß wir nicht nach dem Beyfalle der Menschen, oder nach irgend einem andern irdischen Vortheile trachten sollen, sondern vielmehr nach Vortheilen von weit höherer und edlerer Art, als da sind die Gnade Gottes und unsers Erlösers, und durch diese die Hofnung einer ewigen Seligkeit. Jede christliche Tugend muß aus christlichen Grundsätzen herfließen. Ich will zwar nicht sagen, daß jede andere Tugend und insonderheit Menschenliebe, wenn sie nicht aus Religionsgründen herkommt, nichts oder gar nur glänzende Sünde sey. Aber das ist gewiß, daß Religion ihr erst ihren rechten Werth, ihre Stärke, Dauer und Allgemeinheit geben muß und kann. Wer nicht seines Schöpfers und ewigen Wohlthäters oft mit inniger Verehrung und dankbarer Empfindung sich erinnert; um dessen Menschenliebe wirds immer unsicher und schlecht stehen. Und wer, als Christ, nicht durch Liebe für seinen Erlöser, und durch Gehorsam gegen die Vorschriften

seiner Lehre aufgemuntert und angetrieben wird; dessen Menschenfreundschaft wird immer ihren grossen Mangel haben, und nicht das seyn, was sie seyn könnte und sollte.

Hierüber ließ sich freylich viel sagen, meine Freunde! Die Pflicht Gutes zu thun, überhaupt betrachtet, ist ein so weitläufiger Gegenstand, daß es unmöglich seyn würde, ihn in einer so eingeschränkten Rede, als die gegenwärtige ist, auch nur einigermassen nach Würde abzuhandeln. Ich begnüge mich daher, nur von unsern lieben Vorfahren, den

Ersten Christen,

wieder etwas zu erzählen, und zeige:

Daß auch sie schon ihre Armenanstalten hatten, die ihren damaligen Umständen angemessen waren.

Er, der ein Vater der Armen, Wittwen und Waisen ist, gebe mir seine Gnade!

* *
*

In den ersten Zeiten bestunden die Einkünfte der Kirche bloß in freywilligen Gaben der Gemeine,

die entweder auf den Altären, oder durch die Collecten, oder auch durch Vermächtnisse gesammelt wurden. Alles, was man durch diese Wege zusammen gebracht, ward in Jerusalem in eine allgemeine Casse gelegt, woraus man den Priestern das ihrige reichte; das übrige aber den Armen austheilte. Wie aber die allgemeine Liebe zu erkalten anfieng, so hielt man es für rathsam, den Mangel durch gewisse Zulagen von liegenden Gründen, wie auch durch Zehenden zu ersetzen; und man findet, daß sowohl Kirchenväter als Concilien diese letzteren aufs sorgfältigste empfohlen, und überall den Glaubigen eingeschärft haben, dieselben gewissenhaft abzutragen. Nach der Zeit wurde die Kirche immer mit mehreren Einkünften versehen, wovon man aber allemal einen Theil anwendete: —

1) Zum Unterhalt der Armen.

2) Zur Beherbergung der Fremden.

3) Zur Verpflegung der Kranken.

4) Zur Begrabung der Todten.

1) Die Kirche sorgte zwar für alle Armen, wessen Alters und Geschlechts sie immer seyn mochten. Aber jene, welche zu arbeiten im Stande waren, wurden keineswegs für Arme gehalten: denn

man

man war der Meynung, daß es einem rechtschaffenen Christen nicht genug seyn solle, sich selbst mit eigener Handarbeit zu ernähren, sondern daß er auch etwas zum Unterhalt derjenigen, die nicht arbeiten können, beytragen müsse. Es hat anbey wider die starken, und zur Arbeit fähigen Bettler das weltliche Recht Vorsorge gethan. Diejenigen, welche von Geburt frey waren, wurden ohne weiters zu Sklaven des Staats gemacht; wenn sie aber schon Sklaven waren, so durfte sie jedermann, wer da wollte, zu seinem Dienste ergreifen. Es gab daher fast keine andern Bettler, als alte Sklaven, die als unbrauchbare von ihren Herren unmenschlich verstossen worden; dann blinde oder sonst elende Menschen. Und diese waren es, deren sich die Christen annahmen. Sie sorgten auch für die Kinder, besonders für die Waisen der heiligen Martyrer; hernach für die ausgesetzten Kinder, und all diejenigen, die keine oder dürftige Eltern hatten. Diese Sorge hatte kein anders Ziel, als ihnen durch zeitliche Hilfe geistliche Güter zu verschaffen. In dieser Absicht wurden den Unglaubigen die Glaubigen vorgezogen; aus den Christen die Tugendhaftesten gewählet; jene aber, die sich auf keine Weise bessern wollten, gänzlich verlassen. Auch verdient bemerkt zu werden, daß das Allmosen nicht von jedermann ohne Unterschiede angenommen wurde.

So nahm man es von Excommunicirten, von öffentlichen Sündern, als da sind Wucherer, Ehebrecher, und andere verschreyte Sünder, gar nicht einmal an. Ja! man wollte lieber die Armen Noth leiden lassen, oder man vertraute vielmehr auf Gottes Vorsehung, daß selbe auf eine andere Art hierinn Vorsorge machen könne und würde.

Die Aufsicht über die Armen hatten die Diakonen. Schon zur Apostelzeit entstund zu Jerusalem ein Streit zwischen den Griechen und Ebräern, weil jener ihre Wittwen in der täglichen Handreichung übersehen wurden. Die Apostel hielten es daher für rathsam, sieben Männer zu bestellen, welche die Allmosen austheilen, und sich der Nothdurft der Armen annehmen sollten. Diese empfiengen nun die Opfer von den Glaubigen, bewahrten dieselben, und theilten sie aus, wie es der Bischof auf ihren Vortrag verordnete. Eben sie waren es, welche dem Bischofe Nachricht gaben, was für Arme sich in der Gemeinde befanden; sie hatten ein ordentliches Verzeichniß aller Geistlichen, Wittwen und Jungfrauen, die von der Kirche unterhalten wurden. Auch war ihr Amt, die Beschaffenheit derjenigen, die von der Kirche unterhalten zu werden baten, zu untersuchen, und auf ihre Moralität ein wachsames Aug zu haben. Es stund ihnen

ihnen ferner zu, den Fremden um eine Herberge umzusehen, und zu wissen, von wem, und wie sie gastfrey gehalten werden sollten. Bey den Diakonen brachten die Layen ihre Angelegenheiten an, die sie dem Bischofe zu wissen machen wollten: denn sie wagten es nicht leicht, zu ihm selbst zu gehen, aus Ehrerbietigkeit und Sorge, ihm etwa überlästig zu fallen. Es ist daher das Leben dieser Diakonen sehr geschäftig gewesen. Sie mußten oft in der Stadt hin und her gehen, auch wohl manchmal weite Reisen machen; weßwegen sie weder Mäntel noch grosse Kleider, wie die Priester, sondern nur Röcke (Dalmatiken) hatten, um desto bequemer sich bewegen zu können. Doch war ihnen, wie aus dem Beyspiele Stephani und Philippi zu ersehen, unverwehrt, auch das Evangelium zu predigen.

2) Die Gastfreyheit war schon bey den Heiden eine übliche Sache. Bey den Griechen und Römern wurden die Gasthäuser von ehrlichen Menschen gar nicht besucht. Hatte jemand in den Städten ein Geschäft abzuhandeln, so wurde er von seinen Bekannten und Freunden bewirthet, denen er bey vorfallender Gelegenheit ein Gleiches bewies. Diese Gastfreyheit wurde in den Familien fortgesetzt, und war das vornehmste Band, das die Städte

Grie-

Griechenlauds und Roms in Freundschaft erhielt. Ja, sie haben selbe sogar als einen Theil ihrer Religion angesehen; die Person des Gastes und der Tisch, an dem man mit ihm aß, wurden für heilig gehalten. Auch die Juden beobachteten die Gastfreyheit als ein gutes Werk, welches jederzeit von den Patriarchen der Vorzeit ausgeübet worden, und noch heute zu Tage unter ihnen gegen Fremde ihres Glaubens ausgeübet wird.

Man muß sich daher nicht wundern, m. Z.! wenn auch die ersten Christen diese Gewohnheit beybehalten haben, indem sie sich alle untereinander für Freunde und Brüder hielten, und gar wohl wußten, daß der Stifter ihrer Religion die Gastfreyheit als ein besonderes Werk der Barmherzigkeit angerühmt habe. Wenn ein Fremdling beweisen konnte, daß er sich in der Gemeinschaft der Kirche befinde, wurde er mit größter Freud und Liebe aufgenommen. Wer ihm die Herberge abgeschlagen hätte, der hätte geglaubt, er habe Jesum Christum selbst verschmähet. Aber er mußte sich zu erkennen geben; deßwegen nahmen die reisenden Christen Briefe von ihrem Bischofe mit sich, in welchen gewisse Zeichen waren, die nur den Christen bekannt seyn konnten. In so einem Briefe war auch der Stand des Reisenden beschrieben,

und ob er ein Rechtglaubiger, oder, nachdem er von der Kirche ausgeschlossen gewesen, wieder mit ihr versöhnt worden: ob er ein Neuling im Glauben, ein Büsser, ein Geistlicher sey: Denn diese Letzteren reißten nie, ohne einen Entlassungsbrief von ihrem Bischofe zu haben. Den Bekennern, Lehrern, oder jenen, die eine besondere Unterstützung nöthig hatten, wurden auch Empfehlungsschreiben mitgegeben.

Das Erste war, daß man den Gästen die Füsse wusch. Diesen Brauch ersieht man an vielen Orten der heiligen Schrift, und in Rücksicht der Kleidung der Alten war diese Reinigung zum Theil nothwendig. Wenn sich ein Gast in vollkommner Gemeinschaft der Kirche befand, bethete man mit ihm, und es wurden ihm alle Ehren des Hauses angebothen, als da sind: Das Gebeth verrichten, den ersten Platz am Tische nehmen, die Familie unterrichten. Einen solchen zu bewirthen wurde für ein grosses Glück geschätzt, und das Mahl, bey dem sich so ein Fremdling einfand, wurde für sehr heilig gehalten. Die Geistlichen wurden nach Erheischung ihres Ranges geehret. Wenn ein Bischof reißte, so wurde er aller Orten eingeladen, die heiligen Geheimnisse zu begehen und zu predigen, um dadurch die Einigkeit des Prie-

ster-

sterthums, und der Kirche zu zeigen. — Diese Gastfreyheit übten die Christen sogar gegen Unglaubige aus. Mit der größten Genauigkeit erfüllten sie die Befehle der Kaiser, da sie die Soldaten oder andere, die in Staatsangelegenheiten reißten, beherbergen, und ihnen den nöthigen Unterhalt verschaffen mußten. So erzählt uns die Geschichte von dem heiligen Pachomius. Als er noch ein Heide war, und sich mit seinen Soldaten in einer gewissen Stadt aufhalten mußte, so verwunderte er sich nicht wenig, daß er von den dortigen Einwohnern mit so grosser Liebe aufgenommen wurde, gleichsam als ob sie schon alte, und die beßten Freunde wären. Er fragte, wer doch diese Leute wären? Und bekam zur Antwort, daß sie eine ganz besondere Religion hätten, und sich Christen nennten. Von dieser Zeit an hat er sich ihre Lehre bekannt gemacht, und dieß war der Anfang seiner Bekehrung.

3) Besonders eifrig waren die ersten Christen, die Kranken zu besuchen, und ihnen, so viel möglich, Erleichterung zu verschaffen. Da in Alexandria zur Zeit des Kaisers Valerian die Pest so gewaltig wüthete, waren es die Christen allein, die ihre Liebe auch gegen ihre Verfolger gezeiget, und sie sind ihnen so großmüthig beygesprungen, daß

viele

viele ihr Leben eingebüsset haben, die dann als Martyrer sind geehret worden. — Sehet, meine Freunde! das ist wahre Menschen- und Christenliebe. Sie fragt nie, um etwa ihre Erweisungen darnach einzurichten: Was Glaubens bist du? Auch der Nichtchrist, auch der Feind ist von ihrer wohlwollenden Theilnehmung nicht ausgeschlossen. Sie vergißt Beleidigungen, weiß Kränkungen zu übersehen, und versteht, der erhabenen Vorschrift zu folgen, die Jesus gab: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen.

Nachdem die Kirche ihre Freyheit erlangt, wurde ein grosser Theil der Kirchengüter zur Stiftung und Unterhaltung der Spitäler verwendet. Hieronymus berichtet, das erste Haus für Arme und Kranke habe zu seinen Zeiten, im IV. Jahrhunderte, Fabiola, eine adeliche Frau zu Rom, aufgebaut. Auch die Bischöfe sparten zu derley Ausgaben nichts. Sie trugen grosse Sorge, die Armen und Kranken zu verpflegen, und jene mit Geld auszulösen, die bey den Barbaren in der Gefangenschaft schmachteten. Zu diesem Zwecke verkauften sie nicht selten sogar die heiligen Geschirre ihrer Kirchen; sie wollten lieber ihre Altäre und Tempel weniger geziert wissen, als die lebendigen

Tempel des heiligen Geistes darben sehen. Ein gewisser Bischof zu Toulouse ist hiedurch in eine solche Armuth gerathen, daß er den Leib unsers Herrn Jesu Christi in einem Körblein, und das Blut in einem gläsernen Kelche getragen hat. Der heilige Paulin, Bischof zu Nola, nachdem er alles verkauft, hat sich selbst zum Sklaven übergeben, um den Sohn einer Wittwe auszulösen. Auf solche Weise sind die Schätze der Kirche bloß in Verwahrung gewesen, und man erwartete nur eine Gelegenheit, als da waren allgemeine Drangsalen, Pest, Hunger rc. um dieselben nützlich anzuwenden.

Auch hierinn zeigt sich der Vorzug der christlichen Religion vor allen anderen. Die Staatsklugheit der Griechen und Römer hat zwar dem Müssiggange und Bettel starker und gesunder Menschen Einhalt gethan; aber man findet nirgends, daß sie zur Verpflegung der wahrhaft Dürftigen einige Verordnungen gemacht hätten. Man glaubte, es wäre solchen besser, sterben, als elend leben; und wenn solche Menschen nur ein wenig Muth hatten, so tödteten sie sich selbst. Nur die Christen, deren Absichten vorzüglich auf das Heil der Seelen gerichtet waren, trugen auch für gebrechliche Greise, und unheilbare Kranke Sorge. Dieses bezeuget zu seiner Beschämung Julian der Abtrin-

trinnige. Er befiehlt einem heidnischen Oberpriester in Gallizien, er solle nach dem Beyspiele der Christen Hospitäler und Armenanstalten errichten. Das Wachsthum des Christenthums schrieb eben dieser Kaiser vornehmlich drey Dingen zu: Der Gastfreyheit, der Sorge für die Begrabung ihrer Todten, und überhaupt den guten Sitten.

4) Noch muß ich von den Begräbnissen der ersten Christen etwas melden. Um ihren Glauben an die künftige Auferstehung besser zu bezeugen, haben sie immer grosse Sorge getragen, daß ihre Todten auf eine anständige Art begraben würden. Dieses geschah entweder auf allgemeine Kösten, oder auf Kösten vermöglicher Privatpersonen, welche es sich zur Pflicht und Freude machten, ihren verstorbenen Brüdern, die deßwegen, weil sie todt waren, nicht aufgehört hatten, ihre Brüder zu seyn, diesen letzten Liebesdienst zu erweisen.

Lasset mich bey dieser Gelegenheit auch von den Begräbniß-Gebräuchen der alten Christen etwas erzählen. Es ist bekannt, daß sie lange Zeit wegen den Verfolgungen der Heiden keine öffentlichen Leichenbegängnisse, ja nicht einmal ordentliche Kirchhöfe haben durften. Ihre Gräber waren in unterirdischen Gewölbern, welche Kata-

comben

comben hießen, oder auf den Strassen und Aeckern hin und her zerstreut. Bey den Begräbnissen selbst wurden wenig Zeremonien gemacht. Man drückte den Verstorbenen die Augen zu, wusch oder salbte sie mit einigen Spezereyen, und wickelte sie in ein leinenes Sterbegewand. Schon der Leichnam Jesu wurde in Sindon oder Byssus, das ist, in feine Leinwand gewickelt. So heißt es auch vom Lazarus, er sey mit gebundenen Händen und Füssen aus dem Grabe hervor gegangen, weil nämlich seine Hände und Füsse bey der Beerdigung in Leinwand gehühlt, und mit leinenen Binden umwickelt waren. So lange die Leiche im Hause war, pflegten sich gute Freunde und Anverwandte dabey einzufinden, hielten fromme Gespräche, oder sangen geistliche Lieder, und verrichteten den damal gewöhnlichen Gottesdienst. Nur wenn Martyrer zu Grabe getragen wurden, gieng es etwas feyerlicher her, wenn es anders die Umstände erlaubten. Einige trugen Palmen und Rauchpfannen voraus; jene waren ein Zeichen ihres Sieges, und diese ihres Opfers, welches sie Gott mit ihrem Blut und Leben gemacht hatten. Auf ihre Grabsteine setzten sie bald ein Kreuz, bald einen Palmzweig, bald das Bild eines Lammes, oder auch andere Figuren welche die Art ihres Todes bezeichneten. Aber allzeit waren die Buchstaben J. C. (Jesus Christus)

einge-

eingehauen, und das sind noch heute zu Tage die Zeichen, woraus man in den unterirdischen Grüften zu Rom die Leichname der Martyrer erkennen kann. Bey einigen findet man sogar rothgefärbte Glasfläschgen, von denen man glaubt, daß sie mit dem Blute der Martyrer angefüllt waren.

Heute zu Tage, besonders, wenn ein grosser Herr stirbt, geht die Sache freylich prächtiger zu. Eine stolze Frömmigkeit zündet tausend Wachskerzen an, um den Sarg zu beleuchten. Die Mauren des Tempels werden mit schwarzer Trauerfarbe behangen. Der Leichnam wird mit den Bildern seiner vorigen Hoheit geziert, und die Kunst arbeitet sich müde, dem Todten ein prächtiges Grabmal zu bauen. Befiehlt die Kirche diese Ausgaben? — Nein. — Billiget sie dieselben? Ja, unter der Bedingniß, daß die Armen dabey nichts verlieren, und das all dieser Pracht aus der einzigen Absicht geschehe, um die Gegenwärtigen zum Gebethe für die Abgestorbenen anzutreiben, und in ihren Herzen einen lebhaften Eindruck von der Eitelkeit menschlicher Hoheiten zu machen. Ist aber diese Absicht nicht dabey, so verwirft die Religion alle diese Trauergebäude.

O, meine Zuhörer! wie wir doch in allen Stücken so weit hinter unsern Vorfahren, den ersten Christen, sind! Immer nur viel Geräusch und glänzendes Außenwerk; aber wenig Wesen und Leben! So ist, z. E. noch nie so viel von Menschenliebe, Wohlwollen und Güte des Herzens geredet und geschrieben worden, als in unsern Tagen. Menschenliebe ist der Gegenstand des Gesprächs in feinen Gesellschaften, und der Gegenstand öffentlicher Lobsprüche in Journalen und Zeitungen. Wenn Worte und That übereinstimmten, so müßten wir in den glücklichsten Zeiten leben. Allein zum Unglück ist das mehreste davon weiter nichts, als ein schönes Geschwätz. Diese Tugenden selbst, in der Ausübung und That, sind noch immer eine ziemliche Seltenheit. Ohne eines mißmuthigen und unzufriedenen Gemüths zu seyn, glaube ich doch, daß man dieß mit Wahrheit sagen, und sich auf die Erfahrung berufen kann. Es ist wahr, man hat itzt das Rauhe, Widrige und Harte voriger Zeiten abgelegt, und dafür ein gewisses Sanfte und Nachgebende angenommen. Aber im Grunde hat man mehr die Miene als das Herz, mehr das äußere Betragen, als den Sinn, geändert.

Dank sey es unserm theuersten Landesvater, daß nun endlich durch seine rastlose Thätigkeit in

der

der Hauptstadt Baierns ein Armeninstitut errichtet worden, welches auch im Auslande wenige seines gleichen findet. Grosse der Erde! trachtet immerhin nach dem Ruhme eines Eroberers, und nach dem bluttriefenden Namen eines Helden;

Karl Theodor's

Stolz ist, für einen Menschenfreund gehalten zu werden. Er errichtet Armen- Erziehungs- und Arbeitsanstalten. Er will lieber der Vater seiner Unterthanen, als der Schrecken seiner Nachbarn seyn; lieber Herzen, als Provinzen erobern. Dieses ist das Auszeichnende seiner Regierung, und dieses wird der schönste Zug in dem Gemählde seyn, das uns sein künftiger Biograph von ihm aufstellen wird.

Du aber, Vater im Himmel! Laß dir die Armen auch dieser Gemeinde anempfohlen seyn. Gieb, daß auch hier einmal eine zweckmäßige Armenanstalt getroffen werde, so wie selbe schon bereits in den meisten Orten Baierlands getroffen worden ist. Es giebt hier gute Herzen, die es sich zur Freude machen würden, zu einer so nützlichen Anstalt das ihrige beyzutragen; und es giebt hier weise Männer, denen Mittel und Wege bekannt sind, für hiesige Stadt ein zweckmäßiges Armeninstitut einzurichten. O! daß diesen Gedanken jemand

mand in dieser Versammlung da auffassen möchte! Sey mir gesegnet, wer du immer bist, der du mit mir auch nur Gleiches wünschest! Noch mehr sey du mir gesegnet, der du auch Muth hast, diesen Gedanken auszuführen, und in Wirklichkeit zu bringen! Der Segen der Armen wartet auf dich hier, und Gotteslohn wartet auf dich dort. Dann werden unsere Augen nicht mehr durch den Anblick ausgezehrter Gerippe von Menschen beleidigt, unsere Ohren nicht mehr vom Wimmern des verschmachtenden Waisen geplagt werden. Dann werden wir ruhig und friedlich miteinander die Güter des Lebens genießen; dann werden jene goldene Zeiten der ersten Kirche wieder kommen, in denen nur Ein Herz, Ein Sinn, und Eine Klasse der Glaubigen war; dann werden wir das ächte, wahre Gepräge einer christlichen Gemeinde an uns tragen. Dann werden wir uns einen Schatz für das Künftige sammeln; dieser wird uns für eine gute Grundfeste dienen, das ewige Leben darauf zu bauen. Amen!

XVIII. Predigt.

Von den Sitten, und der Religion der alten Deutschen.

Eine Anhangsrede.

Eingang.

Vor tausend Jahren sah es im Deutschlande anders aus, als itzt. Es war ein unfreundliches, rauhes, mit Waldungen und Sümpfen angefülltes Land, in welchem sich nur diejenigen zu wohnen entschließen konnten, die darinn gebohren waren. Ihre Künste und Wissenschaften waren fast gar keine. Die Jagd, die Viehzucht waren ihre einzige Beschäftigungen; die Kunst, ein Schwert zu regieren, und eine Lanze zu werfen, ihre einzige Geschicklichkeit. Vor der Arbeit, und dem Feldbau hatten sie eine Abneigung; gemeiniglich überließen sie diesen nur alten Leuten und Weibern und giengen müßig, wenn sie nicht Krieg führten. Mit ihrem gottesdienstlichen Wesen sah es noch elender aus, wie ich gleich nachher erzählen werde. Thuisco oder Teut war ihr Nationalgott, und von diesem letzteren Worte hat vermuthlich Deutschland seinen Namen.

Die Zeiten haben sich geändert, und mit den Zeiten auch das Land und dessen ganze Verfassung. Es kamen Männer von ferner Gegend, die es sich zum Geschäfte machten, die christliche Religion einzuführen. Der heilige Kilian, Willibrod, Bonifaz, sonst auch Winfried genannt, waren Deutschlands Apostel. Der heilige Emeran, Rupert, Corbinian ließen sich sonderbar Baiern angelegen seyn. Vor der Ankunft dieser Männer fieng zwar schon in einigen Orten am Rhein die christliche Religion zu blühen an. Allein, wie ihr Zustand beschaffen gewesen, können wir daraus abnehmen, daß sie Priester angetroffen, welche zugleich den Götzen opferten, und zugleich tauften; sie ließen sich ums Geld brauchen, wie es ein jeder, der zu ihnen kam, verlangte. Diese Vermischung der christlichen und heidnischen Religion ist um so glaubwürdiger, weil die Menschen selten ihre ganze Denkungsart gleich auf einmal abzulegen pflegen.

Es ist schändlich, ihr Baiern! nicht zu wissen, wie eure Voraltern beschaffen gewesen sind. Lasset mich demnach immer für heute das Evangelium auf die Seite legen, und euch von unsern Vorfahrern den

Alten Deutschen

etwas erzählen. Ich will erstens ihre Sitten überhaupt, und zweytens den Zustand ihrer Religion insbe-

insbesondere entwerfen. Meine Absicht ist, euch auf das grosse Glück aufmerksam zu machen, welches uns durch die Einführung des Christenthums zu Theil geworden. Gott ist es, der jene Männer erweckt, der ihnen das Licht, den Muth, und die Standhaftigkeit gegeben hat, die sie zur Unternehmung und Ausführung dieses grossen Werkes nöthig hatten. Gott ist es, der ihre Arbeit, ihre Bemühungen gesegnet, und sie alle Hindernisse überwinden geholfen hat. Gott ist es, der die unschätzbaren Vortheile, die wir seiner heiligen Religion zu danken haben, auf uns gebracht, und uns bis itzt in dem Besitze derselben gnädiglich erhalten hat. Ihn müssen wir also als den Urheber und Erhalter unsers Glücks demüthig anbethen. Auf ihn müssen wir vornehmlich sehen, und die Weisheit und Güte seiner Wege bewundern. Ihn müssen wir mit gerührten Seelen dafür preisen, daß er uns von der Finsterniß befreyet, und in das Reich des Lichts versetzt hat. Um diese Empfindungen des Dankes in euch zu erwecken, möge meine heutige Rede etwas beytragen!

I. Die alten Deutschen waren eine kriegerische, und von dem Geiste der Freyheit und der Unabhängigkeit ganz beseelte Nation. Sie hielten keine Soldaten; jeder freye Mann war schon von Geburt aus Soldat. Wenn einem Jüngling das er-

stemal die Waffen in die Hände gegeben wurden, so geschah dieses mit einer besonderen Feyerlichkeit, und in der Versammlung des ganzen Volkes. Alsdenn fieng man erst an, ihn als einen Theil des Volks, und als ein Mitglied des Staates zu betrachten. Der Deutsche ließ die Waffen nie wieder von sich. Zu Haus, und auf dem Felde führte er seine Waffen. Mit diesem gieng er zu Tische, zu öffentlichen Gastmahlen, in die Versammlungen des Volks, vor Gericht, und legte sich mit ihnen schlafen. Kurz, bey den Deutschen machten die Waffen den Mann aus; selbst nach der Sprache ihrer Gesetze waren eine Lanze und ein Mann gleichbedeutende Worte, und kein Schwur war bey ihnen heiliger, als wenn sie bey ihren Waffen schwuren. — Dieser kriegerische Geist verbreitete sich über alle ihre Handlungen. Ihre Schauspiele und Ergötzungen waren kriegerisch; ihre Zeremonien, ihre Leichenbegängnisse waren kriegerisch; ihre Religion, selbst ihr Himmel, den sie nach dem Tode hoften, war kriegerisch. Auch ihre Weiber waren kriegerisch; diese giengen mit ihren Männern in das Feld; sogar in den hitzigsten Treffen stellten sie sich nahe an ihnen, und sprachen ihnen Muth ein. Eben dieser ihr Heldenmuth machte sie den Römern, ihren mächtigsten Feinden furchtbar, und

setzte

setzte sie allenthalben in solche Achtung, daß auch römische Kaiser Deutsche zu ihrer Leibwache nahmen.

Ueberzeugt, daß die Erziehung die Grundfeste einer Gesetzgebung sey, verwendeten sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf selbe. Die Mütter stillten ihre Kinder selbst; weit entfernt, daß sie selbe ihren Mägden oder Ammen überließen; sie glaubten, die Kinder würden jede pöbelhafte Neigung mit der Milch einsäugen. Nackt wurden sie aller Witterung ausgesetzt, und das tägliche Waschen und Baden in kalten Flüssen bildete ihre starken Glieder, Knochen und Muskeln, wovon heute zu Tage so wenig Spur noch übrig ist. Sehet an die schwachen und kraftlosen Körper unsrer itzigen Menschen; wer möchte glauben, daß sie Abstämmlinge unsrer starken Vorfahrer, der alten Deutschen wären? — Dazu trug aber auch ihre einfache Lebensart viel bey. Feldfrüchte, frisches Wild, Milch, und was sonst ihre Heerde abwarf, war ihre einzige Speise; Wasser, oder eine gewisse Art von Gerstenbier ihr gewöhnlicher Trunk.

Wegen ihrer Gastfreyheit waren sie vor allen Völkern berühmt. Haus und Hof versagten sie niemand, keinem Fremden, ja ihrem ärgsten Feinde nicht; und so lange einer ihr Gast war, so durfte er versichert seyn, daß ihm nicht das mindeste Leid geschahe. Sie bewirtheten nach ihrem Vermögen,

und wenn bey einem aufgezehrt war, so führte der Hauswirth seinen Gast uneingeladen zu seinem Nachbar; auch dieser empfieng ihn freundlich, und gab ihm auch wohl noch etwas mit. — Uebrigens liebten sie den Trunk gar sehr. Tag und Nacht zechen war bey ihnen keine Schande. Dabey gab es Zänkereyen, die oft auf Verwundungen und Todschlag hinausliefen. Doch muß ihre Trunkenheit nur selten aufs höchste gestiegen seyn, weil sie bey ihren Schmausereyen auch über wichtige Sachen: Krieg, Frieden, Heerführer rc. berathschlagten.

Ihren Ehestand schloß ein heiliges Band; sie hielten ihn für das ehrwürdigste Institut der Menschheit, und fiengen ihn mit grosser Feyerlichkeit an. Unter allen damaligen Völkern waren sie beynahe die einzigen, die sich nur Eine Frau erlaubten. Ihre Söhne und Töchter durften sich nicht eher, als nach erlangter Mannbarkeit, ehelichen, und die alten Deutschen hielten es für eine Schande, wenn ein Jüngling vor seinem zwanzigsten Jahre mit dem andern Geschlechte auch nur einen Umgang gepflogen hätte. Ihre Heyrathen wurden oft bey Gastmahlen, vielleicht auch beym Neu- und Vollmond gestiftet, welche Zeit nach ihrem Wahne auf alle Unternehmungen einen glücklichen Einfluß hatte. Nie heyratheten sie aus der Nation, und immer

sahen

sahen sie auf gleiches Alter, und auf gleichen Stand. — Die vornehmste Pflicht der Eheleute war wechselseitiger Beystand. Die Männer wagten ihr Leben für die Sicherheit und Freyheit ihrer Weiber; diese nahmen an allen Gefährlichkeiten der Männer Theil; trugen ihnen Lebensmittel ins Treffen zu, und pflegten sie bey Verwundungen auf das sorgfältigste. Nichts aber war an ihren Sitten ruhmwürdiger, als die strenge Beobachtung der ehelichen Treue. Bey einem so zahlreichen Volke, als die Deutschen waren, waren die Ehebrüche ungemein selten, und wenn einer begangen wurde, folgte die Strafe auf der Stelle. Der beleidigte Ehemann war selbst Richter und Rächer. Er schnitt dem ungetreuen Weibe die Haare ab; stieß sie in Gegenwart der Anverwandten zum Hause hinaus, und schlug sie in der ganzen Gegend umher. Da war keine Nachsicht zu hoffen; weder Schönheit noch Jugend, weder Reichthum, noch Bitten, noch Flehen konnten ihr einen zweyten Mann verschaffen. Dieses war also eine Ehescheidung auf dem kürzesten Weg, eine andere gab es damals noch nicht. Die Strafe eines ehebrecherischen Mannes war Schande und Verachtung.

Streitigkeiten, Processe, Sachen von Wichtigkeit wurden allemal in der Versammlung des Volks ausgemacht. Die Priester gebothen das

Stillschweigen; der König, Fürst, oder sonst ein berühmter Mann machte den Vortrag, und das Volk entschied. Wer schuldig befunden wurde, mußte eine bestimmte Anzahl Pferde, oder Stück Hornvieh abgeben, wovon ein Theil dem Beleidigten, und der andere der Obrigkeit zufiele. Die Leibes- und Todesstrafen waren höchst selten; nur die Ueberläufer, Verräther des Vaterlands, und andere außerordentliche Verbrecher wurden zum Strange verurtheilet. Feige oder solche, die sich durch freywillige Verstümmelung zum Kriegsdienst untüchtig gemacht hatten, erstickten sie in Morästen. Seinen Schild einzubüssen, oder aus einem Treffen zu entfliehen, war die größte Schande, und fand nicht einmal bey den Weibern Verzeihung. Im übrigen konnten sie gar nicht begreiffen, wie ein Mensch über das Leben eines andern Macht haben sollte. Als sie das erstemal bey den Römern die Mordbeile, und die Ruthen sahen, welche sich ihre Bürgermeister voraustragen ließen, setzte sie der Anblick dieser Mordgewehre in Wuth, die dem Varus das Leben, und den Römern ihr schönstes Heer kostete rc. rc.

II. Die alten Deutschen zeigten zwar einen natürlich gesunden Verstand in allem, was ihre bürgerliche Verfassung betraf. Sobald man aber ihre Religion betrachtet, so kommen sie einem vor, wie

ein Löwe, dem die Augen verbunden, oder gar ausgestochen sind. Selbst die Weiber hatten an ihren Religionssachen grossen Antheil. Wenn sie ins Feld zohen, nahmen sie einige als Prophetinnen mit, die ihnen wahrsagen, und die Opfer verrichten mußten. Die Thoren glaubten ihren Aussprüchen, als wenn sie ihnen vom Geiste des Allmächtigen eingehauchet wären.

Unsere Vorfahrer waren, leider! vor Einführung des Christenthums der Vielgötterey ergeben; sie betheten die Sonne, den Mond, das Feuer, und die Erde an. Diese Art der Abgötterey scheint bey allen Nationen die früheste, und auch die verzeihlichste zu seyn. Der Anblick der Sonne nnd des Mondes, ihre Schönheit und majestätischer Glanz, ihr wohlthätiger Einfluß auf alles, was ist, auf Menschen, Vieh und Pflanzen; dieses alles flößte ihnen jene göttliche Ehrfurcht für diese beyde Gestirne ein. Das Feuer schützte sie gegen die Kälte, und die Erde ernährte sie mit ihren Früchten. Kein Wunder, daß also Gefühl der Dankbarkeit in ihnen rege wurde, und sie diese wohlthätigen Geschöpfe für höhere Wesen ansahen.

Einer der vorzüglichsten ihrer Götter war der Kriegsgott, den sie Wodan nannten, und in allen Unternehmungen gegen ihre Feinde um Hilfe

anriefen. Diesen Wodan mußten sie nach der Zeit abschwören, ehe man sie unter Karl dem Grossen zur Taufe ließ. — Auch der Donner erweckte bey ihnen einen hohen Begriff. Sie glaubten, es wäre ein erzörnter Geist, der die Welt erschüttern, und in Abgrund schmettern würde, wenn sie diesem Gott des Donners keine Ehre erwiesen. Sie bestimmten ihm daher einen eigenen Tag in der Woche, welcher noch heute der Donnerstag genennt wird. — Uebrigens muß man bey dem Gottesdienste der alten Deutschen, wie bey allen andern Völkern, verschiedene Perioden annehmen. Anfangs war er simpel. Nachdem sie sich aber mit andern Völkern vermischten, oder mit ihnen in Bekanntschaft geriethen, nahmen sie von jedem etwas an, so, daß die Zahl ihrer Götter immer mehr anwuchs, je nachdem undeutsche Völker sich in Deutschland einnisteten, und kurz oder lange darinn verweilten.

Die Deutschen hatten keine, oder doch nur sehr wenige Tempel. Vielleicht sahen sie es als unanständig für die Majestät ihrer Götter an, wenn sie selbe in Mauren einschließen wollten. Die Hauptursache aber war ihre unstätte Lebensart, Unwissenheit in der Baukunst, und ihre beständigen Kriege. Dafür hatten sie Hayne oder Wälder. Nichts war ihnen heiliger, als die feyerliche Dämmerung eines dicken Eichenwaldes, wo keine Sonnenstrah-

len

len durchdringen konnten. Da hiengen sie ihre Heiligthümer, und ihre Siegeszeichen auf; da hielten sie gewisse Pferde, aus deren Wiehern sie Vorbedeutungen zogen; da mußten ihre Priester, die Barden, die Opfer verrichten. Niemand durfte sich unterstehen, einen Baum von so einem geheiligten Walde umzuhauen; die Götter, glaubten sie, würden auf der Stelle eine solche Frevelthat bestrafen. Die Gewohnheit, gewisse Haine gottesdienstlichen Handlungen zu wiedmen, ist überhaupt sehr alt. Warum aber auch die alten Deutschen solche annahmen, ist leicht zu erklären: Denn sie hatten keine Tempel, und überall Wälder genug in der Nähe; darinn fanden sie Schutz vor dem Ungemach der Witterung und feindlichen Ueberfällen; die schauderhafte Dunkelheit und Stille erhöhte ihre Ehrfurcht vor den Göttern, und ihre Andacht wurde durch keine äußerliche Gegenstände zerstreut. — Die Christen verwandelten nach der Zeit diese Wälder in gottgeheiligte Orte, und bauten Kirchen und Klöster dahin. Daher kommt das uralte Wort Wallfahrt, welches vermuthlich nichts anders bedeutet, als eine Fahrt in den Wald. Die Geschichte sagt, daß kein Aberglaube bey ihnen tiefer eingewurzelt, und härter auszurotten war, als eben die Verehrung dieser Bäume.

Nichts aber war bey den alten Deutschen ungereimter, als die Meynung, die sie von dem zukünftigen Leben hatten. Sie glaubten, sie würden in der andern Welt die nämlichen Beschäftigungen fortsetzen, welche sie in dieser Welt gehabt. Man gab daher dem Künstler sein Werkzeug, dem Priester sein Opfermesser, und jedem Todten seine Waffen mit. Die Leichname wurden verbrannt; Knechte, Mägde, und allerhand andere Dinge, die einem im Leben lieb gewesen waren, mußten manchmal Gesellschaft leisten. Es wurde auch das Leibpferd nicht vergessen, damit er desto eher in Valhalla (in ihrem Himmel) anlangen möchte; und wer kein Pferd hatte, dem wurden wenigst Schuhe an die Füsse gebunden. Gemeiniglich gab man den Verstorbenen Geld, auch wohl Kleinodien mit, damit sie auf der Reise in die Ewigkeit, und auch dort keinen Mangel leiden möchten. Da dieses Geld in den folgenden Zeiten bey den Kohlen des Leichenbrandes mehrmalen gefunden worden, so hat sich der Wahn verbreitet, daß, wo Kohlen in der Erde anzutreffen wären, auch Schätze vorhanden seyn müßten. Endlich gieng der Aberglaube des Pöbels so weit, daß die Kohlen selbst für Gold und Silber gehalten wurden; nur die Bezauberung, meynte man, hätte sie in einen solchen Zustand gesetzet. — Wichtige Männer, welche sich um das

Vater=

Vaterland besonders verdient gemacht, begruben sie unter grosse Bäume, und dieses hat viel dazu beygetragen, daß sie auf die Verehrung der Bäume so viel gehalten haben. Sie warfen auch Hügel auf, und setzten Urnen, Töpfe darunter, worinn ihre Asche eingeschlossen war. Manchmal bezeichneten sie die Grabstätten mit ungeheuren Steinen, welche den Todten zur Sicherheit dienen sollten, daß sie nicht beunruhigt, und ihnen das Mitgegebene geraubet werden konnten. — Thränen und Wehklagen stund nur den Weibern an; von Männern erwartete man dagegen ein dauerhaftes Andenken des Verstorbenen.

Itzt nur noch ein paar Worte, und hernach Amen! — Jene Zeiten sind vorbey, wo man noch so abergläubig, so läppisch, so widersinnig in Religionssachen dachte. Was diesen Punkt betrifft, so ist das heutige Deutschland wirklich von dem alten sehr unterschieden, und wir sind unendlich besser daran, als unsere Vorfahrer. Allein, eine Frage: Sind auch unsere Sitten besser?? — Die alten Deutschen z. B. hielten alles auf Treu und Glauben. Es war zum Sprichwort geworden: So redlich, wie ein Deutscher. Ein Handschlag galt bey ihnen mehr, als itzt Eidschwüre gelten. Wenig Worte, aber desto mehr Thaten; war das Auszeichnende ihres Karakters. — Heute zu Tage

ist

ist es umgekehrt. Man macht viele Worte, aber man thut desto weniger. Die schönsten Freundschaftsversicherungen, die süßesten Worte fließen vom Munde; Gebehrden, Blicke, Sprache, alles bemühet sich, uns etwas verbindliches zu sagen. Und in der That selbst — sieht man wenig ernstes, wenig aufrichtiges. Die alte Redlichkeit hat deutschlands Grenzen verlassen. Falschheit und Betrug, Eigennutz und Heucheley hat seinen Stand aufgeschlagen.

Wie! wenn ein alter Deutscher aus seinem Grabe hervorgienge? Wie! wenn er aufträte der biedere Mann mit seiner redliche Miene, mit seinem Schwerte umgürtet, mit Panzer, Helm und Lanze bewafnet? Wie! wenn er dann sähe, wie alles umgekehrt, ganz zerschieden ist von seinen vorigen Zeiten? Wenn er sähe, wie ein Nachbar, ein Freund, ein Handwerker auf den andern lauert, ihn zu hintergehen? Wie der Brodneid unter Hohen und Niederen, unter Reichen und Armen, unter Anverwandten und Brüdern herrschet? Wie alles bemüht ist, sich zu verstellen, seine Absichten zu verbergen, und der anderen ihre auszuforschen? Wenn er sähe, wie das Verdienst unterdrückt, und der Unwürdige erhöhet wird? Wie die Wohllust unsere Jünglinge entnervet, und die Mode ins Elend stürzet? — Ach! würde er sagen: ich gehe

wieder

wieder in meine Felsenkruft zurücke. Ich will meine Augen schließen, und nie wieder aufthun. Ich will meine Gebeiner niederlegen, und nie wieder erheben. Ich will den Schutzgeist Deutschlands aufsuchen, und ihm Vorwürfe machen.

O Gott, unser Vater! Siehe gnädig herab auf unsere Nation. Wecke Männer auf, mit Geist und Kraft ausgerüstet, welche Deutschlands Söhne wieder auf die vorige Einfalt der Sitten zurücke führen. Laß unsere Fürsten durch Güte, Weisheit und Gerechtigkeit regieren. Entferne von ihrem Throne alle bösen Rathgeber, denen mehr ihr eigenes Interresse, als die Wohlfahrt des Vaterlands am Herzen liegt. Gieb aber auch den Unterthanen ein williges, folgsames, unterthäniges Herz, daß sie die Befehle ihrer Oberen nicht aus Zwange, sondern aus Liebe und Ueberzeugung vollziehen. — Vor allen bitten wir dich: Segne unsern theuersten Landesvater Karl Theodor. Belebe ihn stäts mit dem wahren Fürstengeiste, und laß alle seine Unternehmungen zur Ehre Gottes, und zum allgemeinen Wohl des Staates beßtens gedeihen Vergilt ihm aber auch mit dem reichsten Maaße deines Segens alles das Grosse und Gute, was er gethan hat, und erheitere seine ferneren Lebenstage mit dem ununterbrochenen frohen Anblicke der Früchte von seinen Sorgen und Wohl-

thaten. Laß immer unter seiner Regierung Wahrheit, Weisheit und Glückseligkeit blühen. — Segne auch diejenigen, die dem Fürsten, und dem Staate dienen. Kröne ihre Bemühungen mit Glück und Gedeihen, daß überall Ordnung, Wohlstand und Ruhe durch sie befördert und vermehret werde. — Mache uns endlich insgesammt zu einem guten Volke, bey dem Religion und Gewissenhaftigkeit, Fürstenliebe und Landestreue herrschet, und befestige auf diesem sicheren Grunde den wahren Flor des Landes. O! daß wir ja nie jenem unglücklich verblendeten Staate ähnlich werden, welcher ehemal der Stolz Europens, itzt ein Schauplatz des Jammers ist; wo Bürgerblut fließt; wo das Wort Freyheit schallet, aber dafür Gesetzlosigkeit herrschet; wo Eingebohrne gegen Eingebohrne, Brüder gegen Brüder das Mordgewehr führen. Fluch über jenen, dem dieser Wunsch nicht aus seiner innersten Seele geht! In diesem Augenblicke soll er als ein Ungeheuer vertilgt seyn: Denn er ist unwürdig den Boden einer Nation zu betreten, die sich von jeher an Fürsten- und Vaterlandsliebe vor allen anderen ausgezeichnet hat. Hier vor dem geheiligten Altare schwören wir also: — Anbethung Gott, und Treue unserm Fürsten. Amen!

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Niedermayer, Franz Xaver

Predigten über das Leben, die Sitten und Gebräuche der ersten Christen
Zugleich ein Haus- und Lesebuch für christliche Familien

München 1793

Hom. 1095
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10460947-9
VD18 12534544